FRANCKESCHE
STIFTUNGEN

Alte Drucke

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland

Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren

Niemeyer, August Hermann

Halle, 1826

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-159549

Visual Library

106 K. 5

Beobachtungen
auf einer
Deportationsreise
nach Frankreich
im Jahr 1807.

WAISENHAUS
Nebst
BIBLIOTHEK

und
denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen
in den letzten funfzig Jahren.

Von
D. August Hermann Niemeyer.

Hauptbibliothek
des Waisenhauses



S. 276.

St. Germain-en-Laye.

Zweyte Hälfte.

Halle 1826,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland.

Nebst

Erinnerungen

an

denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen

in den letzten funfzig Jahren.

WAISENHAUS BIBLIOTHEK

Von

D. August Hermann Niemeyer.

Vierten Bandes

Zweyte Hälfte,

der Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807.

Halle,

in der Buchhandlung des Waisenhauses.

1826.

Endlich bin ich im Stande, mein vor zwey Jahren gegebnes Wort zu lösen, und den eben so aufmunternden als ehrenvollen Mahnungen an die Beendigung dieser Deportationsreise zu genügen. Ich konnte viele indeß eingetretene Abhaltungen, eben so wenig als die Vermehrung amtlicher Geschäfte vorhersehen, und selbst die davon übrigen freyen Stunden durften nur unterbrochen dieser Nebenarbeit gewidmet werden. Ich will auch nicht verschweigen, daß die Gegenstände mich selbst häufig zum Nachlesen und Vergleichen älterer und neuerer Werke veranlaßten, die mich dann oft mehr als der Schreibtisch an sich fesselten. Ueber manche spätere Ereignisse waren Nachrichten aus Paris einzuziehen. Aufs dankbarste gedenke ich dabey des unermüdeten Diensteifers zweyer mir seit ihrem hiesigen Schulleben befreundeter Männer, des Herzogl. Mecklenb. Residenten Hrn. Dr. Oerthling, und des K. Preuß. Gesandten, Hrn. Baron v. Maltzahn, wie nicht minder der Mittheilungen des würdigen evangelischen Geistlichen Hrn. Boissard. Auch bin ich der Gefälligkeit des Herrn Justizrath Stubenrauch zu Halberstadt, und mehreren hiesigen Gelehrten, namentlich dem Hrn. Prof. Ersch, manche literarische Hülfsmittel und Nachweisungen schuldig.

Wenn auch in diesem Theil meiner fortgesetzten Beobachtungen, eben so oft, und fast noch mehr als in den früheren, von denkwürdigen Zeitgenossen, als von Gegenden, Städten, Schlössern, wohlthätigen oder gelehrten Anstalten die Rede ist, so darf ich wohl noch einmal daran erinnern, daß dieß, wie schon der Titel besagt, recht eigentlich in ihrem Plan lag. Menschen werden leicht viel früher vergessen, als das was sie hervorgebracht und gewirkt haben. Die immer neuen Gestalten auf dem Schauplatz des Lebens, verdrängen die, deren Rolle geendigt ist oft nur zu bald aus dem Gedächtniß, und es ist Pflicht, sie von Zeit zu Zeit wieder in dasselbe zurück zu rufen.

Selbst die so einzige, wahrhaft welthistorische Begebenheit der französischen Revolution — wie Vielen des itzigen Geschlechts ist sie wenigstens in ihren Einzelnheiten fast schon fremd geworden! Wirklich macht es auch einen großen Unterschied, ob man, um genauer kennen zu lernen, was im Lauf der letzten dreyßig bis vierzig Jahre geschehen ist, aus Büchern und Journalen schöpfen muß, oder ob man gleichzeitig, wenn auch nicht als unmittelbarer Zuschauer vor der Bühne stand, doch fast Tag für Tag in dem neuesten Zeitungsblatt den Vorhang vor jeder Scene aufrollen sah. In diesem Fall befand ich mich, so wie alle, die bey dem Beginn des großen Drama schon die

Mittagshöhe des Lebens erreicht hatten. Ist es mir doch als wäre es von gestern her, daß wir diese Blätter kaum erwarten konnten, die uns seit 1789 die erstaunlich schnellen Fortschritte philosophisch-politischer Ideen, ihre eben so schnelle Ausartung zu mißverstandner Freyheit, das Emporkommen und Sinken der Parteyen, die schrecklichen Septembertage, die Bluturtheile über gekrönte Häupter, und was nicht alles mehr verkündigten. Es war daher wohl natürlich, daß, als ich auf eben dem Boden stand, mich in eben den Umgebungen bewegte, wo dieß alles vorgegangen war, es sich mir nun um so lebhafter vergegenwärtigte, und daß so manche Bilder aus jener Zeit auch in die folgenden Erzählungen übergegangen sind. Einiges, was vielleicht den meisten Lesern unbekannt und nicht ohne Interesse seyn dürfte, werden die Beylagen mittheilen, und da es funfzig Jahre sind, auf die zurückzublicken ich mir vorsetzte, so darf ich auch hoffen, daß mehrere meiner älteren Zeitgenossen sich nicht ungern an die Namen so mancher Würdigen, die uns längst vorangegangen sind, noch einmal erinnert finden werden. Die Jüngeren werden es dem Alter zu gut halten, wenn es sich gern in die Jahre zurückdenken mag, in denen sich das Leben heiter und froh gestaltet, und die ersten Gefühle für Freundschaft, Kunst und Wissenschaft in der Brust des Jünglings erwachen.

Dem, was in diesem Bande meine durch die Deportation herbeygeführten besondern Verhältnisse zu der Universität Halle betrifft, sey es mir vergönnt, noch einige Bemerkungen vorauszuschicken. Man erinnert sich vielleicht aus dem dritten und vierten Theil, daß ich bey der Rückkehr aus Holland im Oct. 1806 unsre hohe Schule aufgelößt wieder fand, die Hoffnung aber, sie noch einmal aufblühn zu sehn, immer schwächer werden mußte, je länger sich der Krieg in Preußen hinzog, und wie zuletzt alle Aussicht auf Hülfe von dorther verschwand, als er nach dem Frieden zu Tilsit mit der gänzlichen Trennung der diesseitigen Provinzen endigte. Man weiß auch schon, daß gerade in diese Periode meine Wegführung nach Frankreich fiel, daß ich aber dadurch, nachdem das erste Exil in Pont-a-Mousson mit einem Aufenthalt in Paris vertauscht werden durfte, Gelegenheit gewann, mit den ersten Organisatoren des neu geschaffnen Königreichs Westphalen, dem Halle nun angehören sollte, in nähere Berührung zu kommen. Wie wenig dadurch anfangs erreicht ward, wird ebenfalls aus der ersten Hälfte erinnerlich seyn. (S. 387—394.) Wie lange wir aber dann noch zwischen Fürchten und Hoffen schweben mußten, bis die vereinigten Bemühungen aller, die es wohl mit Halle meinten, und deren Organ in Paris und Cassel gewesen zu

seyn, ich zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens rechne, in der Wiederherstellung unsrer Friedriciana ein so glücklicher Ausgang krönte, dieß wird diese zweyte Hälfte klar machen.

Ich habe schon in der Vorrede zu der ersten geäußert, und wiederhole es hier nochmals, daß ich hiebey für die allgemeine Sache nichts gethan zu haben glaube, als was für Jeden unter ähnlichen und gleich günstigen Umständen zu thun Pflicht und Freude gewesen seyn würde. Da aber oft gewünscht ist, eine actenmäßige Darstellung der Geschichte dieser gerade für unsre Universität so wichtigen Zeitperiode zu erhalten, so konnte ich um so weniger Bedenken tragen, alles was und wie es sich zutrug, frey und offen mitzutheilen. Auch das, was dabey eine unmittelbare Beziehung auf meine Person hatte, nicht zu verschweigen, glaubte ich mir selbst schuldig zu seyn, da das Beharren in meinem vieljährigen Wirkungskreise unter einer Vielen verhaßten Regierung, nicht nur dem Tadel derer, welchen in Tilsit ein glücklicheres Loos gefallen war, sondern auch so mancher andern nicht entgangen ist, denen es, statt unaufhörlich auf die neue Ordnung, der sie doch dienstbar blieben, zu schmähen, sich davon zu trennen so leicht gewesen wäre. Man vergaß, daß, da der Mensch nun einmal die Zeit und ihre Gestaltung und Umgestaltung nicht in seiner Gewalt hat, es stets

seine Pflicht bleibt, sich auch in die böse Zeit zu schicken, und auch im beengteren Kreise das möglichste Gute zu wirken, oder wenigstens Schlimmeres zu verhüten, so weit es mit der Rechtlichkeit und Würde des Charakters vereinbar ist.

Dieß war auch das Urtheil des innigverehrten Monarchen, von dem wir ohne unsre Schuld losgerissen waren. Da im Kampf zwischen der Neigung, und dem was mir die nächste Pflicht schien, mich nichts so sehr beruhigte, als die mir zukommenden so gnädigen Aeußerungen Höchstdesselben, so war es Bedürfniß eines dankbaren Herzens, sie als ein mir so theures Actenstück meines Privatarchivs meinen Lesern mitzutheilen, damit auch sie mit mir die Huld verehren mögen, die alle Verhältnisse berücksichtigend, stets der Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Keine Empfindung ist überhaupt während dieser Arbeit so oft in mir erwacht, als das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Fügungen der göttlichen Vorsehung. Wie oft mußte sie mich daran erinnern, wie nach so manchen schmerzlichen Erfahrungen und den Trübsalen einer für ganz Deutschland höchst traurigen Zeitperiode, der Spätherbst meiner Jahre in eine so viel glücklichere Zeit gefallen ist. Wunderbar ergriff mich aufs neue dieser über alles Denken und Erwarten eingetretene Wechsel,

als ich im vorigen Monat in Cassel, das einst der Wendepunct des Schicksals sehr vieler Menschen ward, den vormaligen Ständesaal wiedersah, der sich nur einmal bey dem zweyten Reichstage glänzend geöffnet hatte, mir itzt aber in seiner Zerstörung wie ein Todtengewölbe erschien, in dem alle Pracht und Herrlichkeit kaum sechs wie ein Traum vorübergegangener Jahre für immer versenkt war.

Daß ich mit der Geschichte der Zeitperiode, an welche sich der Hauptinhalt dieser Reiseberichte anreiht, gezögert habe, darf mich nicht gereuen. Hätte ich sie, wie oft von mir verlangt ward, bald nach meiner Rückkehr schreiben wollen — wie vieles hätte ungesagt bleiben müssen. Denn das Wort war gebunden und nichts mehr frey als — weil er sich nicht fesseln läßt — der Gedanke. Darf doch itzt wieder jedes patriotische Gefühl laut ausgesprochen werden, und sicher seyn in allen Herzen, die unserm Volk und unserm Vaterlande treu geblieben sind, wiederzuhallen. Denn wie ganz anders steht itzt Deutschland und der Staat dem wir angehören der Nation gegenüber, welche die fast beyspiellose Geistes- und Willenskraft des einzigen Mannes, dem es gelungen war, ihre Heere, nachdem er die Stürme der Revolution beschworen hatte, von Sieg zu Sieg zu führen, wohl in Versuchung führen konnte, sich die Große zu nennen. Möge sie nie wieder ihre Größe in der

Unterjochung freyer Völker suchen, aber auch die edleren Elemente jener Revolution, und alles dessen, was in ihren Folgen zu bestehen werth ist, nicht verkennen, und durch Rückfall in alte Vorurtheile und neuen Geistesdruck um die Früchte der großen Lehren der Zeit gebracht werden. Nur Gutes kann ich einem von der Natur so gesegneten Lande wünschen, das auch den Verbannten freundlich aufnahm, und dem er so viele neue Ideen, Kenntnisse und Erfahrungen zu danken hat.

Was davon in stillen, durch die Erinnerung an die Vergangenheit genußreichen Stunden, in diesem Bande niedergelegt ist, übergebe ich nun vertrauenvoll den Kreisen, in denen das Frühere mit Nachsicht und Wohlwollen aufgenommen ward. Aus meinen Tagebüchern über den Besuch einiger andern Städte und Länder, so wie über viele von mir näher gekannte und mir unvergeßliche große Zeitgenossen, könnten noch manche Bruchstücke mitgetheilt werden. Ob, wenn es auch gewünscht werden sollte, mir dazu Leben und Kraft bleiben wird, dieß stelle ich ruhig dem anheim, der alle unsre Tage gezählt hat.

Halle, am 1. November 1826.

Inhalt.

Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807.

Zweyte Hälfte.

I. Paris und seine Umgebung.

(Fortsetzung.)

Vorwort. . . . . S. 3 — 6
St. Denys. Die Königlichen Grüfte. . . 7 — 13
Groley. Die Familie Treuttel und Würz. — Wanderung nach Montmorency. — Rousseaus Hermitage. . . . . 14 — 19
Blicke in die Wohlthätigkeitsanstalten von Paris. — Krankenhäuser. . . 20 — 23
Das Findelhaus. Beyläufig über Rousseau. (S. Beyl. Nr. I.) . . . . . 24 — 32
Die Salpetrière. . . . . 33 — 44
Der botanische Garten. — Die Menagerie. — Das Museum der Naturgeschichte. . . 45 — 62
Gelegentlich über Fourcroy, S. 53. — Das Skelett Soliman-el-haleby, des Mörders des Generals Kleber in Aegypten, S. 54. (Vergl. Beyl. Nr. II.) — Der Mineralog Haüy, S. 59.
Versorgungs- und Lehranstalten für Blinde. — Haüy der Jüngere. — Heilmann. . . . . 63 — 71
Hotel und Dom der Invaliden. . . 72 — 78
Technische Kunstwerke. — Die Gobelins. Die Spiegelfabrik. Die Gebrüder Didot. 79 — 88

Denkwürdige Ueberreste aus 12 Jahrhunderten. — Das Museum französischer Denkmäler. (S. Beyl. Nr. III.)
Erster Besuch.
Lenoir, Stifter und Director. . . S. 89—97
Zweyter Besuch. (S. Beyl. Nr. IV.) . 98—113
Gesellige Kreise.
Koffeehäuser. Restaurationen. Thees. Miß Williams. (S. Beyl. Nr. V.) . . 114—127
Der Sonntag in Paris.
Kirchen. Predigt in der dänischen Gesandtschaftskapelle. (S. Beyl. Nr. VI.) Mittagsessen bey Herr und Madame Bitaubé. (S. Beyl. Nr. VII.) . . . . . 128—139
Merkwürdige Puncte, Plätze und Gebäude.
Montmartre und der Telegraph. (S. Beyl. Nr. VIII.) . . . . . 140—144
Plätze: Place de Victoire. Place Vendome. La Greve. (Hôtel de ville.) Robespierres Ende. . . . . 145—149
Prachtgebäude: Palais Luxemburg. Ueber Maria von Medicis, Erbauerin. Gemählde von Rubens. Sitz der Directoren, des Senats, der Pairs. (Barthelemy. Sieyes. Carnot.) — Palais Bourbon. Rede Napoleons am 16. August nach der Rückkehr aus Deutschland. (Als Seitenstück zu Archenholz Rede am Grabe der preuß. Monarchie.) . . . . . 150—166
Das Pantheon. — Die Sarkophage Voltaires u. Rousseaus. Ueber Voltaire und Rousseau. (S. Beyl. Nr. IX. X. u. XI.) 167—184
Das Taubstummeninstitut. — Der Abbé l'Epée. Sicard. Massieu. (S. Beyl. Nr. XII.) . . . . . 185—195
Die Prinzessin Lamballe. Umriß ihrer Jugendgeschichte u. ihrer späteren Schicksale. (S. Beyl. Nr. XIII. u. den Nachtr. S. 568.) . 196—214

Ueber den Doctor Saiffert. (S. Beyl. Nr. XIV.) . . . . . S. 215—222

Erheiterungen am Abend. . . . 223—245

Tivoli, S. 223. — Frascati, S. 227. — Boulevards, S. 229. (S. Beyl. Nr. XV.) — Die Schauspiele, S. 240.

Die vordem kaiserliche itzt königliche Bibliothek.

Das Kabinet der Alterthümer, der Medaillen und geschnittenen Steine, der Kupferstiche. — Localität. — Ueber Millin, Umriß seines Lebens. (S. Beyl. Nr. XVI.) . . 246—262

Ausflug nach St. Cloud.

Gelegentlich über die Herzogin von Orleans. Charlotte Elisabeth und ihren brieflichen Nachlaß. (S. Beyl. Nr. XVII.) — Malmaison. — Marly. — Lucienne. — St. Germain en Laye. (Titelvignette.) . 263—278

Erneuerte und neue Bekanntschaften. 279—325

Der Graf Gustav v. Schlabrendorf. Erste Bekanntschaft in der literarischen Gesellschaft zu Magdeburg, S. 279. — (Gelegentlich über einen der Stifter derselben, Fr. v. Köpken, S. 281.) Uebersicht des Lebens des Grafen, S. 286. (S. Beyl. Nr. XVIII. und XIX.) — Gespräch am 1. Septbr., S. 300. (über du Bois, die Herzogin von Valière, s. Beyl. Nr. XVII.) — Der Fürst Primas Carl Theodor v. Dalberg, S. 304. — Der Graf Lasteyri-Dusaillant, S. 310. — Der Abbé Delille, S. 312. — Der Abbé Gregoire, S. 319. — Der gelehrte Grieche Korai, S. 320. (S. Beyl. Nr. XX.)

Die königliche Universität in Frankreich. . . . . 326—331

Das Nationalinstitut. . . . . 331—338

Blicke in das französische Schul- und Erziehungswesen. . . . . S. 339—371
Die Lyceen, S. 339. (Eine Preisvertheilung, S. 347.) — Mittel- und Elementarschulen, S. 355. — Privatpensionen. (Pension des Hrn. Lemare.) S. 357. — Weibliche Pensionen, S. 359. — Madame Campan, S. 361.

Religion und Kirche. . . . . 372—386
Lage der Protestanten, S. 379. — Englische Missionaire, S. 383.

Lage der Deportirten seit der Erlaubniß zur Abreise.
Fernere erneuerte und neue Bekanntschaften. 387—397
Der preußische Gesandte, General v. Knobelsdorf, S. 389. — Der Mahler Melling, dessen Ansichten von Constantinopel, S. 390. — Ankunft des Geheimderaths Barkhausen, als Hallischer Deputirte, S. 391. — Der Herzog von Dessau, S. 392. — Der Hr. v. Dohm, S. 393. — Der Graf von Rumford, S. 394.

Versailles. — Trianon. Sevres. (S. Beyl. Nr. XXI.) . . . . . 398—412

Bruchstücke über das Leben der Pariser und das Leben in Paris. . 413—423

Wanderungen durch die Wohnungen der Todten. . . . . 424—434
Begräbniß-Kirchhof des Père la Chaise, S. 426. — Die Katakomben, S. 428.

II. Die Rückreise.

Abreise von Paris. . . . . 435—439

Reise von Paris nach Brüssel. (Cambray. Fenelons Sarg und Denkmal.) . 440—445

Brüssel. (Laaken. La Serna Santander.) 446—454

Antwerpen. . . . . 454—457

Reise von Brüssel nach Cölln. — Löwen. — Lüttich. — Aachen. (Alexander Lameth.) . . . . . S. 458—461
Cölln. . . . . 462—467
Die Rheinfahrt. — Ankunft in Frankfurt am Main. — Neuwied. — Rüdesheim. (S. Beyl. Nr. XXIV.) — Frankfurt a. M. (Eingegangene Briefe aus Halle. — Einladung nach Berlin. Besuch bey der Herzogin Franciska von Würtemberg. Originalbriefe von ihr, s. in der Beyl. Nr. XXII.) . 467—474
Cassel. — Besuch bey den Ministern von Beugnot und Siméon. . . . 474—479
Die Rückkehr. Eisenach. Halle. . . 479—480

III. Actenmäßiger Bericht

über die Lage der Stadt Halle und meine eigene, seit meiner Rückkehr aus Frankreich bis zur Wiederherstellung der Universität. (S. Beyl. Nr. XXIII. XXV. u. XXVI. . 481—502

IV. Beylagen.

I. Rousseaus schwache Selbstvertheidigung über die Unterbringung seiner Kinder im Findelhause. . . . . 505—508
II. Prachtwerk über die französische Expedition nach Aegypten. 508
III. François Alexander, Herzog de la Rochefaucold. 509
IV. Abälard und Heloise. . . . 509—511
V. Lied der Gefangenen im Palais Luxenburg. . 512
VI. Predigt, gehalten in der dänischen Kapelle zu Paris am 30. August 1807. . . . 513—525
VII. Demois. de Chalabre. . . . 525—529
VIII. Ueber die Telegraphen. 530
IX. Göthe über Voltaire. . . . 530—531
X. Züge des Edelmuths von Voltaire. . 531—532
XI. Herders Urtheil über Rousseau. . 532—534

XII. Nachtrag über Taubstumme. . . S. 534—535
XIII. Die Pariser Gefängnisse, der Tempel und la Force. 536
XIV. Doctor Saiffert in Paris . . . 537—538
XV. Straf-Arbeitsanstalt für Raupen. . . 539—540
XVI. Inschrift über dem Eingang zu Millins Bibliothekzimmer. . . . . 540—541
XVII. Die Herzogin von Orleans über Mad. de Valière. . . . . 541—544
XVIII. Bruchstück aus der Schrift Napoleon und das französische Volk als Probe der Ansicht und des Styls des Verfassers. . . . 545—547
XIX. Aus des Grafen von Schlaberndorf letztem Willen. . . . . 548—549
XX. Bemerkungen über Korai, gefälligst mitgetheilt von Hrn. Prof. Reisig. . . 550—552
XXI. Bruchstücke über Madame de Maintenon, nach Bredow. . . . . 552—557
XXII. Mittheilungen aus Originalbriefen der Herzogin Franciska von Würtemberg. 557—562
XXIII. Antwortschreiben Sr. Maj. des Königs von Preußen auf die von der Universität Halle im Aug. 1807 durch zwey nach Memel deputirte Professoren übergebene Vorstellung. 562—563
XXIV. Lied bey der Rückkehr aus der Verbannung. Auf dem Rhein den 28. Sept. 1807. . 563—564
XXV. Schreiben des Staatsraths und Ministers v. Beugnot, an Hrn. Prof. Voigtel, als Antwort auf dessen Empfehlung der Universitätsangelegenheiten. 565
XXVI. Schreiben des vormaligen geistlichen Ministers Hrn. v. Massow an den Verfasser. 566—568

I.

Paris

und

seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

So viel Neues und Merkwürdiges jeder Tag unsres Aufenthalts in Paris dem Auge und der Betrachtung darbot, so störte doch die Ungewißheit über unsre itzige und künftige Lage den reinen Genuß, und der Gedanke, wenn und wie man über unsre Rückkehr entscheiden würde, drängte sich selbst in heitreren Stunden unwiderstehlich in das Gemüth. Das Herz war doch immer in der Heimath. Kein Reisender, dem sein Amt, sein Geschäft und sein Haus am Herzen liegt, kann sich von dem Gedanken daran ganz los machen. Viel mehr noch ist dieß bey jeder längeren Abwesenheit bey denen der Fall, die das Theuerste verlassen mußten, so bald sie lebhafter daran denken, wie viel in dem zwischen Freude und Schmerz unaufhörlich wechselnden Leben ein einziger Tag ändern, wie viel die Zurückgebliebenen ungeahndetes betroffen haben kann, ja ob sie überall noch zu den Lebenden gehören. Da wird denn jeder, auch der ersehnteste Brief, mit einer gewissen Bangigkeit erbrochen. Selbst wenn man durch seine Gegenwart nichts würde ab-

ändern können — es ist doch schon ein Trost, nicht getrennt zu seyn, und sich im schlimmsten Fall nur noch fester an einander anzuschließen. In welchem Grade mußten sich, bey der so gänzlichen Störung des gewohnten Lebensganges, bey der itzt außer aller Berechnung liegenden Zukunft, unsre Sorgen und Unruhen vermehren.

Oft hat es mir daher scheinen wollen, um auf längeren zum Vergnügen oder zur Belehrung unternommenen Reisen sich ganz wohl fühlen zu können, müsse man entweder ganz frey in der Welt dastehen, ohne an irgend ein bestimmtes Amt, am wenigsten an häusliche und engere Familienverhältnisse gefesselt zu seyn, so daß, wenn man den Weg antritt und die Thür seiner Wohnung hinter sich schließt, nichts als das todte Geräth, das man überall wieder finden kann, kein lebendes Geschöpf — wärs auch nur ein geliebtes Thier — zurückbleibt; oder man müßte, was freylich von manchen Seiten das beneidenswertheste scheint, reich genug seyn, alles woran das Herz hängt, Weib und Kind mit sich zu nehmen. Im vollen Besitz alles dessen, wodurch man sich jede Bequemlichkeit verschaffen kann, von keiner Zeit zur Rückkehr gedrängt, verweilte man dann an jedem Ort, wo man sich gerade wohl und von angenehmen Bekanntschaften angezogen fühlte, Wochen und Monate; könnte alles Bemerkenswerthe mit Muße betrachten und genießen, ohne durch das gewöhnliche Treibjagen ermü-

det zu werden. Solchen Reisenden, besonders englischen, bin ich hie und da auf meinen Reisen begegnet, die, neben jenen Vortheilen, noch überdieß durch einen längeren Aufenthalt im Auslande an ihrem Vermögen mehr ersparten als zusetzten. Da sie häufig in Gesellschaft befreundeter Familien die Reise machten, so erhöhte dieß auch während derselben die Reize des geselligen Lebens durch den Austausch der Ideen, der nothwendig verlieren muß, wenn man sich bloß im Kreise der nächsten Verwandten bewegt. Doch wie wenigen ist eine so unabhängige Lage beschieden? Um so mehr möchte ich jedem wohlunterrichteten jungen Manne rathen, wenigstens eher noch als er durch häusliche Verhältnisse gebunden wird, die Welt zu sehen, vorausgesetzt, daß er gereift am Geist, befestigt im Charakter, und vor allem recht vorbereitet und ausgerüstet ist mit allen Kenntnissen, um überall richtig zu beobachten, überall sichrer als der zudringliche Cicerone zu wissen was des Sehens werth ist. Sollte er sich als Gelehrter schon einen Namen erworben haben — desto besser. Doch ist auch ohne dieß schon ein gründliches Wissen, echte Bildung für das gesellige Leben, Gewandtheit mit Menschen von den verschiedensten Ständen und Sitten, der beste Empfehlungsbrief. Es überwiegt bey weitem die Vortheile, welche man etwa von der Weihe eines abgeschlossenen Bundes zu erwarten pflegt.

Das seltsame Schicksal, das uns in das fremde Land geführt hatte, gewährte wenigstens den Vortheil,

daß sich bald die Zahl der an uns Theilnehmenden vermehrte, und wir dadurch gar manchen Anlaß bekamen, in verschiedenartige Kreise einzutreten. Wir benutzten sie nur oft weniger, weil wir uns nicht unbefangen genug fühlten; ich jedoch noch öfter als meine Gefährten, denen es seltner gelingen wollte, ihrer Verstimmung Herr zu werden. Am ersten gelang es ihnen noch, wenn wir uns von Zeit zu Zeit dem Getümmel der Stadt entrissen, der Natur in den schönen Gegenden und Umgebungen der Landhäuser und Schlösser näher kamen, und einen reineren Aether einathmeten.

Ein Tag dieser Art, sehr reich an mannigfachen Eindrücken, wiewohl eben so wechselnden Gefühlen, ist mir aufs lebhafteste im Gedächtniß geblieben. Von Herrn Treuttel, dem Besitzer einer der größten Buchhandlungen, die sich von Straßburg nach Paris, von Paris nach London verzweigt und durch den Verlag vieler der wichtigsten und prächtigsten Werke ausgezeichnet hat, waren wir eines Sonntags auf seinen Landsitz Groley, vier Stunden von Paris, eingeladen. Genöthigt, möglichst sparsam mit der Zeit hauszuhalten, nahmen wir den Weg über St. Denys, und bestimmten den Abend für das schöne Thal in der Nähe von Montmorency.

St. Denys.

Die Königlichen Grüfte.

Es war der 24ste August, als wir bey dem heitersten Himmel durch die Porte St. Denys unsre Richtung nach dieser alten Abtey und ihren weltberühmten Dom nahmen, welcher seit einem Jahrtausend so viele Geschlechte der Beherrscher Frankreichs in seinen dunkeln Schooß aufgenommen hatte. Fast von keinem ähnlichen kirchlichen Gebäude verliert sich der Ursprung in einer so alten Zeit. Wenn es auch in die Reihe der Legenden gehört, daß eine gallische Jungfrau Catulla die Ueberreste des Schutzheiligen Dionys und der Gefährten seines Märtyrerthums schon ums Jahr 240 gesammelt und hier bestattet habe, so stimmen wenigstens die alten Chroniken darin überein, daß Dagobert I. im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt, hier die erste Kirche erbaut habe, die in dem Lauf der Zeiten bald zerstört, bald wieder erbaut, von mehreren der ältesten Regenten mit immer steigender Pracht ausgeschmückt und zu einem wahrhaft königlichen Mausoleum verherrlicht sey.

Drey Dynastien, Merovinger, Carolinger, Capetinger, haben hier ihre Ruhestätte in den großen und kleinen Gewölben der Krypte oder unterirdischen Kirche gefunden. Einige der älteren sind in steinernen Sarkophagen in Staub zerfallen. Andre aus einer späteren Zeit wurden durch prachtvolle Cenotaphien,

zum Theil wahre Meisterstücke der bildenden Kunst, länger der Vergessenheit entrissen. In dem Ganzen des schon durch seine Bestimmung das Gefühl wunderbar bewegenden Doms, hatte eine reiche höchst kunstvolle Glasmahlerey der Fenster ein schauervolles Halbdunkel verbreitet *). Bis zur Zerstörung im October 1793 waren in seinen Hallen weder bey Tag noch bey Nacht die Seelen- und Todtenmessen verstummt. Millionen aus Frankreich und aus der Fremde hatten hier seit zehn Jahrhunderten ihre Andacht verrichtet. Wie viel ernste Reisende mochten, nachdenkend über das Ende aller menschlichen Größe und Herrlichkeit, auf diesem Boden, wo unter jedem Fußtritt ein König lag, umhergegangen seyn, mancher auch wohl im frommen Glauben oder in poetischer Stimmung gewähnt haben, erst an dem großen Auferstehungsmorgen werde sich der so sicher bewahrte Staub wieder regen, und es werde sich dann hier eine Versammlung von gekrönten Häuptern begegnen, wie sich vorher nimmer eine ähnliche in so engem Raum zusammengefunden habe.

Aber er hat sich früher geregt — dieser königliche Staub! Die Aexte und Beile und Brecheisen

*) Les esprits — sagt der beredte Chateaubriant — sont ici abbatus par le poid des pensées qui les oppressent. L'ame entière frémit en contemplant tant de néant et tant de grandeur. — Tout annonce qu'on est descendu à l'empire des ruines. Genie du Christianisme P. VII. Ch. 8. St. Denys.

jener von den Robespierres und Heraults de Sechelle fanatisirten Rotte wilder Republikaner, schien sich, nachdem wenige Tage vorher das Haupt der, meinten sie, letzten Königin auf dem Blutgerüste gefallen war, recht eigentlich die Stätte zum Schauplatz ihrer Wuth gewählt zu haben, wo alles an das verhaßte Königthum erinnerte. Kein Grabgewölbe ward verschont. Man ruhte nicht, bis von dem alten Dagobert und seiner Gemahlin Nanthilde an, auf den letzten hier bestatteten Todten herab, alle nach den Kirchenregistern hervorgerufen, dann, was einigen Werth hatte geraubt, die Gebeine in tiefe Gruben auf dem angränzenden Kirchhofe geworfen waren *). Dann wandte sich der Fanatismus gegen den alten gothischen Bau. Thüren und Fenster wurden zertrümmert, Bildnisse der Fürsten und Heiligen verstümmelt, die Bekleidung der Pfeiler und Wände abgerissen, die Altäre umgestürzt, die Kupfer- und Bleybedeckungen des Dachs zerschlagen und weggeführt, und so das Innere den Stürmen und Regengüssen preisgegeben. So ward, was der Wetteifer der Könige aller Dynastien gebaut, woran die trefflichsten Architekten der

*) Man hat die genauesten Nachrichten über Tag und Stunde der Ausgrabung der einzelnen Särge, und den Zustand, worin jede einzelne Leiche gefunden ward. Man findet sie unter andern in le Noir déscription des monumens françois T. II. p. 89. Die neueste vor mir liegende Schrift sind die Tombeaux de Saint-Denys, par J. A**. Paris 1825.

verschiedenen Zeitperioden ihren Erfindungsgeist erschöpft hatten, in eine grauenvolle Ruine verwandelt, und nur der wachsamen Sorgfalt einiger Edlen verdankt manches Denkmal der bildenden Kunst seine Rettung *).

In diesem Zustande der Zerstörung fand jeder Reisende St. Denys, der es in den Jahren 1794 bis 1806 besuchte. So fand es auch unser geistreicher Landsmann Herr Domherr Meier. „Ich halte — schreibt er — die Ausbesserung des so kolossalen Gebäudes für unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie unerschwingliche Summen kosten.“ Der Mann, der so viel unmöglich scheinendes möglich zu machen wußte, urtheilte anders. Als wir in den alten Dom eintraten, waren nach dem Decret Napoleons, welches St. Denys zur Begräbnißkirche der französischen Kaiser bestimmte **), Hunderte von Arbeitern in Thätigkeit. Zwar sahen wir noch genug Spuren der Verwüstung; noch lagen Bruchstücke zerschlagener Statuen und Denkmäler umher, und das neue Marmorpflaster des Fußbodens war erst im hohen Chore vollendet. Aber das bis dahin offne Dach war wieder hergestellt. An die Stelle

*) Von dem großen Verdienst, das sich le Noir darum erworben, wird in einem besondern Abschnitt die Rede seyn.

**) L'église de St. Denys est consacrée a la sepulture des Empereurs. Decret vom Jahr 1806.

der freylich unersetzlichen Glasmahlerey, waren wenigstens sehr geschmackvoll mussivisch gebildete farbige Fensterscheiben getreten. Mehrere einzelne Kapellen waren bereits ausgebaut und den erloschenen Dynastien als Chapelles expiatoires mit der Ueberschrift ihres Namens gewidmet. Die Sacristey, welche vordem den reichsten Schatz von Kronkleinodien, Reliquien und andern Kostbarkeiten enthielt, erwartete den Ausbau und die Rückkehr manches Stückes, das noch gerettet war. Das in alter Zeit am höchsten geachtete Heiligthum, die Oriflamme, welche die alten Könige, wenn sie zum Kriege auszogen, unter großen Feyerlichkeiten aus den Händen des Abts empfingen, war freylich längst nicht mehr vorhanden *).

---

*) Da ich zuweilen befragt bin, was Schiller gemeint, wenn er der Jungfrau von Orleans verheißen läßt:

„wenn dann im Kampf die Muthigsten verzagen,
wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
dann wirst du meine Oriflamme tragen,
und wie die rasche Schnitterin die Saat,
den stolzen Ueberwinder niederschlagen."

so ist es vielleicht für manche Leser und Leserinnen nicht überflüssig zu bemerken, daß die Hauptfahne Frankreichs (le bannier de la france) mit dem Namen der Oriflamme bezeichnet ward (Auri flamma), wahrscheinlich deshalb, weil sie gleich den Fahnen bey Processionen von rothem Stoff mit goldnen Flammen durchwirkt war. Sie ward bey großen Gelegenheiten aus St. Denys abgeholt. Bis auf Karl VI. (ums Jahr 1400) blieb dieß der Gebrauch. Hier soll sie in der Schlacht von Rosbeck verschwunden seyn, wiewohl sie noch ungleich später

Da gerade Sonntag und in der Stadtkirche Messe war, so feyerten die Arbeiter. Aber eine freundliche und sehr gesprächige Frau — ich denke die Tochter des alten Schweizers Designy, dem die Aufsicht der Kirche schon vor der Revolution anvertrauet und der selbst Zeuge der Zerstörung gewesen war — gesellte sich sogleich zu uns, um in einer langen, gewiß schon oft hergesagten Rede alles was hier zu sehen war zu erklären. Am beredtesten ward sie, als wir an dem gerade noch offnem Grabgewölbe des geliebtesten aller französischen Könige, Heinrich des Vierten standen. „Ach — rief sie aus — auch dieses guten, dieses großen, dieses ritterlichen Königs schonte die Wuth der Barbaren nicht. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er noch nach fast zweyhundert Jahren, wo ihn freylich niemand gestört hatte, so ruhig und so kenntlich, gerade wie sein Bildniß, da lag, in ein leinenes Tuch geschlagen, ohne allen Schmuck, den weißen Bart um Kinn und Wangen. Man gönnte doch wenigstens den Herandrängenden einige Tage den Anblick, und so gelang es dem treuen Schweizer, einige theure Ueberreste der Haare und Gebeine zu retten, kostbare Reliquien des Besten der Könige *).“

---

in alten Inventarien des Schatzes von St. Denys erwähnt zu werden scheint.

*) Gilbert erzählt in seiner déscription historique de l'église royale de St. Denys, daß der Unterpräfect des Orts im Jahr 1814 Ludwig dem 18ten eine Tafel

Zuletzt führte sie uns in das in der Mitte des hohen Chors neu angelegte Marmorgewölbe, welches Napoleon sich und seiner Dynastie bestimmt hatte. Hier hatte er gemeint, wolle er von seinem arbeitvollen Leben ruhen. Auch in uns konnte zu jener Zeit, wo er, der Geist und Kraft, wie von allen die vor ihm Frankreichs Krone getragen hatten, Keiner in sich vereinigte, auf der äußersten Höhe seiner Macht zu stehen schien, kaum ein Zweifel daran aufsteigen, daß wir an der Gruft einer neuen Dynastie stünden. Und doch — wie ganz anders ist es gekommen! Indeß man die zerstreuten Ueberreste seiner Vorgänger wieder sorgsam aus dem Moder der Grüfte sammelt, indeß schon mehr als ein Bourbon die nicht für ihn zubereitete Stätte einnimmt, hat, wie de la Vigne singt,

ihn ohne Krone, ohne Herrscherstab,
ein fernes Eiland aufgenommen,
ein Ocean umrauscht sein einsam Grab.
Ihn, dem ein unermeßlich Reich zu klein war,
birgt dort die enge Gruft,
und von der ganzen Dynastie
mit ihm, dem Einzigen,
den Anfang und das Ende.

überreicht habe, auf der zwey Zähne Heinrichs, sein Knebelbart und ein Ermel seines Leichenhemdes aufbewahrt war, Ueberreste, die der Schweizer mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte.

Ehe wir St. Denys verließen, warfen wir noch einen Blick auf die Mauern der alten Abtey. Sie war schon durch ihr hohes Alter ehrwürdig; ehrwürdiger noch durch mehrere treffliche Benedictiner, Männer, wie Ruinard, d'Achery, vor allen Mabillon, die hier Werke vollendet hatten, von denen noch itzt der Geschichtsforscher und Diplomat mehrere zu seinen köstlichsten Besitzthümern zählt.

Nach einer solchen in den Hallen des Todes verlebten Stunde, war es doppelt wohlthätig, daß uns auf unserm Wege nach dem Landsitz, auf welchen wir eingeladen waren, eine so lachende Natur umgab, und eine noch schönere erwartete. Wir fanden in Groley nur den kleinen Kreis der Familie, die um den alternden Hausvater versammelt war. Die Sonne stand bereits hoch im Mittag, und ob wohl jeder bey der brennenden Hitze sich schon bey dem Frühstück abgespannt fühlte, und fast mehr der Ruhe als des Genusses bedurfte, so ward doch bey der späteren Mahlzeit das Gespräch mit so erfahrnen Männern, wie der Herr Treuttel und sein Handlungs-Compagnon Herr Würz, überaus angenehm und lehrreich. Auch sie bestätigten, was überhaupt dem Beobachter kaum entgehen kann, wie wenig im Ganzen mit deutscher Literatur selbst in Paris zu gewinnen, wie wenig noch immer die Nation geneigt sey, selbst das Vortreffliche des Auslandes, besonders unsres Vaterlan-

des, kennen zu lernen; allenfalls mit Ausnahme der mathematischen, physischen und Naturwissenschaften, in denen man wenigstens einige der bedeutendsten Männer und ihre Werke kennt. Die große Schwierigkeit, welche die meisten Franzosen in der Erlernung unsrer Sprache finden, zieht sie alle schon mehr zu den Engländern und Italienern hin.

Schwere Gewitterwolken thürmten sich gegen Abend am Himmel auf. Doch da sich ein kühlender Wind erhob, konnte uns nichts länger abhalten, den Weg nach dem so gefeyerten und viel besungenen Thal von Montmorency anzutreten, das man zu den schönsten Partieen zählt, die Frankreich in dieser Art aufweisen kann. Der jüngere Theil der Familie begleitete uns, und als schon auf der Mitte des Weges Regentropfen fielen, waren die Frauen und Töchter am entschlossensten nicht umzukehren.

Montmorency, wovon das Thal den Namen hat, war einst der Sitz einer der glänzendsten Familien, die in vielen großen Helden und Staatsmännern in der Geschichte fortlebt. Die Stadt ist klein, war aber vormals ein sehr fester Ort, dessen enge Straßen, wenn man eintritt, durch die hohen Mauern, mit denen man von beyden Seiten umgeben ist, mir beynahe wie fortgesetzte Befestigungen erschienen. Von der Terrasse des neuen Schlosses überblickt man die ganze höchst paradiesische Gegend. Ists doch als hätte die Natur hier selbst einen Park anle-

gen wollen, in dem Wasserspiegel mit Baumgruppen, mit dem reichsten Blumenschmuck bedeckte Wiesen, mit bald lichtem bald schauerhaftdicht verwachsnem Gebüsche höchst romantisch abwechseln, und wohin der Weg durch freundliche Rebengefilde führt. Fruchtbare Anhöhen senken sich in liebliche Thäler herab, die sich hie und dazu weiten Ebenen ausdehnen. Eine sorgsame Cultur hat allenthalben den üppigen Boden zweckmäßig benutzt. In England ward ich auf der Höhe von Richmond wieder lebhaft daran erinnert, wiewohl die Aehnlichkeit doch nur entfernt ist.

Die Pariser wallfahrten bey heitern Tagen in dieses durch größere und kleinere Landhäuser und Vergnügungsplätze verschönerte und belebte Thal schaarenweise. Auch haben mehrere bedeutende Männer sich hier einsame Wohnplätze am Abend ihres Lebens gesucht, da die Landschaft wie den Charakter des Fleißes und der Wohlhabenheit, so auch eines stillen Friedens an sich trägt, und, wie schon ein früherer Reisender bemerkt hat, wohl geeignet ist, „eine von den Stürmen des Lebens bewegte Seele, mit Ahndungen erfüllen kann, hier die Ruhe zu finden."

Wir hatten es in jedem Betracht zu bereuen, nur so wenig Zeit für diesen lieblichen Aufenthalt bestimmt zu haben, zu dessen vollem Genuß ein Tag zu kurz gewesen seyn würde. Wer mit den Einzelnheiten des Lebens eines der bewundertsten und verfolgtesten Schriftsteller Frankreichs, J. J. Rousseaus bekannt

kannt ist, erwartet von selbst, daß wir auch bey der Kürze der Zeit nicht versäumt haben werden, die ländliche Wohnung, die fortdauernd den alten Namen der Hermitage führt, zu besuchen. Hier hatte ihm eine seiner warmen Verehrerinnen, Madame d'Epinay, das zu ihren Besitzungen gehörende, herrlich umgebene, aber sehr verfallene Landhaus, dessen Lage ihn auf einem Spaziergange entzückt hatte, in der Stille ausbauen lassen, und ihm, da er eben im Jahr 1756 im Begriff war, in der mißmüthigsten Stimmung Paris zu verlassen, und nach seiner Vaterstadt Genf zurückzukehren, zur Wohnung angeboten. Anfangs hoffte auch dieser unruhige, von innern Kämpfen bewegte Geist, nun endlich in der Einsamkeit den Frieden zu finden. Auch hat er hier zwey Jahre, dann in einem andern Landhause dicht bey Montmorency noch vier Jahre gewohnt. Aber den Frieden hat er nirgends gefunden.

Itzt war der einst so geliebte Componist Gretry Besitzer dieser Hermitage. Leider schlug uns die Hoffnung fehl, ihn einheimisch zu finden. Doch wehrte man uns den Eingang nicht, um das Schlaf- und Schreibzimmer, auch mehrere kleine Geräthschaften des Mannes zu sehen, der gerade hier einen Theil seiner geistvollsten Werke — seinen Contract social, seine Neue Heloise — dachte und niederschrieb. Gretry, sein Freund, hatte zwar das Haus erweitert, aber alles was einst Rousseau angehört hatte,

als eine heilige Reliquie unverändert an seiner Stelle gelassen.

Rousseau selbst endigte nach langem Umhertreiben im J. 1778 seine Tage zu Ermenonville, dem Landsitz des Marquis von Girardin, der ihn auf der bekannten Pappelinsel, deren treue Nachahmung man am Eingang des Parks von Wörlitz sieht, bestatten ließ.

Sechs und dreyßig Jahr früher war in Paris, auch bald darauf in Genf, sein Emil von Henkershand verbrannt, und der Verfasser mußte in seinem eignen Vaterlande von Ort zu Ort fliehen, um nicht von dem aufgeregten Volk gemißhandelt zu werden, indeß die leichtsinnigsten und schaamlosesten Schriften öffentlich verkauft, selbst durch Anschläge an allen Ecken angekündigt werden durften, die Sittenlosigkeit des Hofes und der Höflinge aber ihren höchsten Grad erreicht hatte. Und dieß alles — weil in den Bekenntnissen eines Savoyardischen Landpredigers, diesem ernste und bescheidene Zweifel an den dunkleren Theilen der christlichen Glaubenslehre und Geschichte in den Mund gelegt waren, die der Unglaube Voltairs, Diderots, d'Alemberts längst mit Spott und Hohn verfolgt hatte *). Nur durch besondere Vergünstigung war es ihm späterhin erlaubt worden, wieder in Paris zu leben, und so sehr hatte sich das Urtheil geän-

*) S. Emil T. III, p. 15. f. nach den Zweybrückischen Ausg.

dert, daß man im Jahre 1799 seine Ueberreste mit Pomp nach Paris in die Gewölbe des Pantheon führte. Da werden mich die Leser noch einmal bey seiner letzten engen Behausung wiederfinden.

Die Hoffnung auf einen angenehmen Rückweg wurde recht eigentlich zu Wasser. Der Regen hatte bedeutend zugenommen, und doch mußte, da es schon spät geworden war und unser Wagen uns in Groley erwartete, die Wanderung angetreten werden. Ich ging zwar an der Seite einer sehr freundlichen jungen Frau. Aber — wenn man von oben durchnäßt, von unten bey jedem Schritt nicht nur auszugleiten, sondern auch wohl in einem durchweichten fetten Boden die leichten Schuhe zu verlieren in Gefahr ist, und dann die angenehme Aussicht hat, vielleicht eine halbe Stunde auf seidnen Strümpfen heimkehren zu müssen, da muß bald jede Unterhaltung peinlich, und aller geistige Genuß bey der Noth des bedrängten Körpers aufgegeben werden. Als diese endlich glücklich genug überwunden war, und wir die triefenden Kleider wieder am Kamin getrocknet hatten, verwandelte sich das kleine Abentheuer in heitre Scherze, und einen muntren Wettstreit, wer es am muthigsten bestanden habe. Auf jeden Fall befanden sich meine Reisegefährten bey ihrer deutschen Stiefeltracht ungleich besser, als ich bey meiner zierlichen Fußbekleidung.

Blicke
in die Wohlthätigkeitsanstalten
von Paris.

Kann sich die Hauptstadt Frankreichs in ihren Hospitälern, ihren Versorgungs-, Armen-, Kranken- und Erziehungshäusern verlaßner Kinder, weder der Anzahl noch der inneren Einrichtung nach mit London messen, so fehlt es doch keinesweges an sehr bedeutenden Anstalten dieser Art von allen Gattungen; ja sieht man bloß auf ihren äußeren Umfang und die Menge der Personen, die in mehreren derselben verpflegt werden, so übertreffen sie sogar viele der brittischen *).

---

*) Unter den Krankenanstalten sind die wichtigsten: 1) Hotel-Dieu. 2) Hôpital de la Pitié von 600 Betten. 3) Hôpital de la Charité für 300. 4) Hôpital du Fauxbourg St. Antoine für 200 Kranke. 5) Hôpital des enfans malades mit 400 Betten. 6) Hôpital de St. Louis mit 800 Betten. 7) Hôpital de Madame Necker. 8) Maison royal de Santé. 9) Hôpital des Venériennes und die damit verbundene Maison de Santé gegen Bezahlung. In den beyden letzteren werden jährlich gegen 3000 Kranke verpflegt.

Unter den Stiftungen, oder wie man sie häufig den Hospizen nennt, für Arme, für Alte, für Kinder, für Irren, verdienen die meiste Aufmerksamkeit: 1) die Salpetrière; 2) das Hospice des Meneges für 620; 3) Hospice des incurables-hommes, und das ähnliche

Die meisten sind sehr alte Stiftungen, hervorgegangen aus dem religiösen Geist der Vorzeit, der reiche Nahrung in einem Glauben fand, der so häufig mißverstanden, Werke der Barmherzigkeit als vollen Ersatz für den Mangel an eigner Frömmigkeit und Tugend betrachten ließ. Wirklich haben auch mehrere ihr Entstehen und ihre Einkünfte Personen zu danken, deren eignes Leben eine lange Kette von Ungerechtigkeiten und Ausschweifungen gewesen war.

Unparteyische Beobachter sind darüber einig, daß sie vor der Revolution fast überall in der kläglichsten Verfassung waren, einige sogar vielmehr den Namen physischer und moralischer Pesthäuser, als wahrhaft wohlthätiger Rettungsanstalten verdient hätten. Ließt man die nähere Beschreibung

---

des incurables femmes für mehr als 800 ganz hülflose und gebrechliche alte Personen und Kinder. 4) Hospice d'accouchement et de la maternité worin an 350 Schwangere im 8ten Monat aufgenommen und entbunden werden, ohne daß man sich um ihre Persönlichkeit bekümmert. 5) Hôpital des enfans-trouvés, und 6) mehrere Maisons des Orphelins. Dazu kommen die Institute für die Blinden und die Taubstummen. Unter den mir bekannt gewordenen Schriften darüber, gehören zu den genauesten und lehrreichsten, nächst Caspers Charakteristik, Andrées, (welcher sich auch im J. 1807 und 1808 in Paris aufhielt) Nachrichten über den neuesten Zustand der vorzüglichsten Spitäler und Armenanstalten. (Leipzig 1810.)

davon, so begreift man kaum, wie die oberen Behörden, denen die allgemeine Aufsicht und Leitung oblag, ihr Auge gegen alle die Mißbräuche verschließen, und den unendlichen Jammer der sich hinter den hohen Mauern von Bicetre, der Salpetriere und mehreren andern verbarg, ruhig ansehen — vielleicht auch nie selbst ansehen — konnten, wenn man nicht wüßte, wie bald sich der Mensch auch an das Schlimmste gewöhnt, und wie leichtgläubig er ist, wenn man ihm große Uebel als nun einmal unvermeidlich, jede Reform aber wohl gar als bedenklich vorzuspiegeln versteht. Am natürlichsten erklärt es sich aber daraus, daß immer viele der Aufseher und Beamten sich gerade bey den Mißbräuchen wohl befinden, und — wie wenig auch sonst Friede und Einigkeit unter ihnen herrschen mag — sogleich einig werden, wenn es auf Verheimlichung oder Abläugnung derselben ankommt. Wie oft erlebt man dieß in den kleinsten Anstalten; und hier ist von solchen die Rede, in denen für Tausende gesorgt werden soll, und schon durch die große Anzahl scharfe Beobachtung des Einzelnen fast unmöglich wird. Die militairischen Lazarethe haben noch in dem letzten Kriege, bey dem redlichsten und kräftigsten Willen der oberen Behörden die traurigsten Beyspiele davon aufgestellt. Höchst erfreulich ist es indeß, daß in den letzten Decennien ein so glücklicher Fortschritt zum Bessern fast in allen jenen Instituten eingetreten ist, wie denn überhaupt das ganze medicinische Stu-

dium einen so bedeutend höheren Standpunct in Frankreich gewonnen haben soll *).

Ich habe, so wenig als bey meinem Aufenthalt in England, es unternommen, auch nur den größeren Theil der Wohlthätigkeitsanstalten in Paris zu besuchen. Wäre auch Zeit dazu gewesen — was hätte es für einen Zweck gehabt? Wenn Männer wie Howard, wenn Aerzte wie Wardenburg, Andrée, Rudolphi, J. Frank, Otto, Casper, sich mit dem Inneren vertraut machen, so gewinnt die Wissenschaft, und selbst ihr öffentlich ausgesprochenes Urtheil wird oft der erste Anlaß zu Verbesserungen. Dazu kann, wenigstens von der ärztlichen Seite, das flüchtige Sehen des Laien in der Kunst nicht führen. Um aber das menschliche Elend in allen seinen Gestalten kennen zu lernen — was allerdings auch junge Personen aus den höheren und höchsten Ständen nicht versäumen sollten — dazu reicht oft ein einziges größeres Hospital oder Irrenhaus hin. Außer dem Hotel Dieu und Bicetre, wovon schon im vorigen Theil die Rede gewesen ist **), sah ich nur noch einige wenige, deren Bestimmung ihnen ein ganz eigenthümliches Interesse für mich gab.

*) Die große französische, seit 1812 in 10 Bänden erschienene medicinische Encyklopädie (Dictionaire des sciences medicinales) giebt davon die beste Uebersicht.

**) S. 4ten Bds. 1. Hälfte S. 301. 381.

Das Findelhaus.

Hôpital des enfans trouvés.

In einer Stadt, wo die Volksmenge die Zahl von achtmalhunderttausend übersteigen soll, und eben daher neben dem höchsten Luxus die tiefste Armuth, neben der höchsten Sittenverfeinerung die gräßlichste Unsittlichkeit wohnt, da kann es nicht fehlen, daß eine Unzahl von Kindern unter den traurigsten Verhältnissen gebohren wird, die von den Urhebern ihres Daseyns oft nichts als die einzige Erbschaft körperlicher und geistiger Verderbniß mit in das Leben bringen. Wenn man sie in früheren Zeiten auch nicht, wie bey manchen hochgepriesenen alten Völkern, als Lasten des Staats aussetzte oder tödtete, so wurden doch bey der ganz schlechten Aufsicht gewisser Seigneurs haut Justices, wie man sie nannte, bey weitem die meisten dieser unglücklichen Geschöpfe, wenn auch nicht gewaltsam, doch oft einige Stunden nach ihrer Geburt Opfer des Todes. In sofern wird der Name eines Ordensgeistlichen Vincent de Paul mit hoher Achtung genannt, der sich ums J. 1667 das große Verdienst um die Rettung derer erwarb, für die keine Stimme des Erbarmens sprach, oder deren Geburt vielleicht schon der Mutter das Leben gekostet hatte. Er ward der eigentliche Stifter organisirter Anstalten, zur Aufnahme der elenden, hülflos auf Straßen und Plätzen gefundenen, oder wohl selbst im besseren Fall

von ihren ganz entblößten Müttern und Verwandten abgelieferter Kinder. Auch für ihre Wartung und Pflege hatte er den wohlthätigsten aller geistlichen Orden, die barmherzigen Schwestern (Soeurs de la Charité) gestiftet, der in allen seinen Verzweigungen sich seitdem ein nicht zu berechnendes Verdienst um unzählige Kranke und Unglückliche erworben hat *).

Das Local der Pariser Findelhäuser hatte man seit der ersten Stiftung oft zu verändern nöthig gefunden. Nachdem sich die Anstalt lange Zeit in einem Gebäude nahe an der Kathedrale Notre Dame befunden hatte, erhielt sie eine gesundere Lage in der Vorstadt St. Jakob, und Reisende, welche ihren früheren Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen konnten, bezeugen, daß schon dadurch das Ganze in jeder Hinsicht gewonnen habe. Auch der neueste Berichterstatter, der sie noch ungleich später als wir sah, redet davon mit großen Lobsprüchen **).

Vordem war am Eingang des älteren Hauses ein auf Rollen bewegliches Behältniß, in welches das Kind gelegt, durch eine Glocke angemeldet, und so der kleine Ankömmling von innen in Empfang ge-

*) Man vergleiche was über sie bereits im vorigen Theil S. 301 ff. gesagt ist.

**) S. H. Prof. Casper in der Charakteristik der französischen Medicin. Leipzig 1822. S. 397.

nommen wurde, ohne daß man sich darum bekümmerte wer ihn gebracht habe und wem er angehöre. Viele kamen ohne alle Bezeichnung; Andern gab man irgend ein Zeichen oder einen Zettel mit, worauf Geburtsort, Taufnahme — wenn sie schon einen erhalten hatten — bemerkt ward, woran dann, wer späterhin Erkundigungen über sie einziehen wollte, sie wieder erkennen konnte. Itzt macht man weniger Umstände bey der Aufnahme. So bald die Glocke gezogen wird, öffnet sich die Thür. Man übernimmt das Kind, ohne alle Befragung. Von dem Augenblick an ist es ein Pflegling der Anstalt. Ist es zwey Jahr alt, wird es sogleich einem Waisenhause überwiesen.

Wir wurden freundlich empfangen, auch mit allem wonach wir fragten bereitwillig bekannt gemacht. Bey dem ersten Hinblick auf die armen Unschuldigen, tritt gewiß, auch bey dem kältesten Beobachter, der Zweifel über die Zweckmäßigkeit solcher Anstalten zurück. Ich gestehe wenigstens offen, daß ich mich anfangs weit mehr von wechselnden Empfindungen der Wehmuth bey dem Anschauen so vieles Elends, und der Rührung über die zarte echtchristliche Menschenliebe, die nicht frägt, welches Ursprungs? welches Glaubens? bewegt fühlte, wiewohl späterhin bey ruhigem Nachdenken, gerade diese Unbekümmertheit der Anstalt um die Ueberbringer der Kinder, mir am tadelhaftesten erschienen ist.

In dem ersten Zimmer in das wir eintraten, (bureau de reception) fanden wir sechs reinliche Betten bereit, in die man gleich bey der Aufnahme die Ankömmlinge legte. Einige waren schon im Verscheiden, oder bis zu Gerippen abgemagert, und schienen nur angekommen zu seyn, um hier ihr ephemeres Leben auszuhauchen und begraben zu werden. In andern schien sich desto mehr Lebenslust zu regen.

So bald man sie gereinigt, bekleidet und ihren körperlichen Zustand untersucht hat, trägt man sie in ein großes luftiges Zimmer (la crêche), worin gegen hundert Wiegen bereit stehen, und das rothe und blaue Band an den Mützchen das Geschlecht bezeichnet. Wie harmlos lagen sie da — einige freylich Bilder des Jammers, andere gesund und schön, wahre Engelköpfchen.

Nun sorgt man zunächst für die Ammen, die vom Lande sich einfinden, oder von eignen Personen (meneurs) aus allen Provinzen zusammengeholt werden, indem das Säugen und Pflegen solcher Kinder, so mäßig es bezahlt wird, doch zum Nahrungszweige geworden ist. Eine Anzahl so eben Angekommener fanden wir gleich im Vorhause. Hat man sie bey der Untersuchung gesund und tüchtig befunden, und hat der Arzt und Chirurg des Hauses entschieden, daß auch das Kind gesund sey, so wird es alsbald einer Amme übergeben, ihr Name und ihr Wohnort in dem Register bemerkt, das Kind aber der Obrigkeit des Orts wo die Amme lebt empfohlen.

Ist das Kind krank, so bleibt es wenigstens bis zur Genesung in der Anstalt unter der Pflege der Hausammen (nourrices sedantaires), deren 30 bis 40 stets anwesend, und unter der Aufsicht der Aufseherinnen sind. Manche dieser von Gesundheit strotzenden Personen, haben für zwey Kinder Nahrung genug. Auch soll es sich wohl treffen, daß bald nach erfolgter Ablieferung die eigene Mutter sich, ohne sich kenntlich zu machen, als Amme meldet, und ihr eignes Kind zu stillen bekommt. Die wenigsten Eltern, wenn sie noch leben, erfahren indeß, oft bloß aus eigner Schuld, nichts weiter von dem Schicksal ihres Kindes. Nachdem es dem Findelhause übergeben ist, hat es sofort aufgehört ihr Kind zu seyn.

Die Zahl derer, welche in älteren Zeiten jährlich aufgenommen sind, ist zuweilen bis auf siebentausend gestiegen. Itzt sprach man doch nur von fünftausend, wonach ohngefähr vierzehn auf den Tag kommen würden. Ueber die Bezahlung der Pflegerinnen konnte ich an Ort und Stelle keine sichere Auskunft erhalten, und auch die gedruckten Angaben weichen von einander ab *). Daß das Ganze in neueren Zeiten

*) Nach Herrn Caspers neuester Angabe, erhalten sie monatlich im ersten Jahr sieben, im zweyten sechs, dann bis zum siebenten Jahr fünf Franken, von da an wird für die Kinder, die nicht, wie doch gewöhnlich geschieht in die Waisenhäuser kommen, bis

nicht bloß an Ordnung und Reinlichkeit gewonnen, sondern auch die vormalige alle Vorstellung übertreffende Sterblichkeit sehr abgenommen hat, bezeugen die Beobachter einstimmig. Wenn — sagt Hr. Prof. Casper — noch in den J. 1774 — 1790, wo von 101,000 aufgenommenen 86,000, also von sieben sechse starben, und vom J. 1790 — 1813 von zehn Kindern sechse, so war die Sterblichkeit im J. 1819 bis auf sechs von drey und zwanzig vermindert. Unstreitig ist dieß das Verdienst der vorgesetzten Verwaltung, der Aerzte und der treuen Sorge der Aufseherinnen. Wenn übrigens d'Alemberts Berechnung richtig ist, so stirbt überhaupt ein Drittel der Menschheit im ersten Jahre nach der Geburt.

Ob jedoch überhaupt Findelhäuser nicht bloß scheinbare, sondern wirklich wohlthätige Anstalten sind, ob sie, indem sie die Pflichtvergessenheit der natürlichen Ernährer der Kinder begünstigen, wenigstens den Zweck, viel Menschenleben zu retten, erreichen, darüber sind Staatsökonomen, Aerzte und Sittenlehrer noch sehr entgegengesetzter Meinung.

„Heißt es — sagt der eine Theil — nicht zum Laster auffordern, wenn man der Ausschweifung die Mittel anbietet, sich straflos den Früchten ver-

---

in's zwölfte Jahr jährlich 48 Fr. (12 Rthlr.) bezahlt, wobey man freylich das wohlfeile Leben in Frankreich, zumal auf dem Lande, in Anschlag bringen muß.

botner Verbindungen zu entledigen, und indeß so viel gleich arme aber gewissenhafte Frauen und Mütter ihre Kinder mit der äußersten Mühe und im steten Kampf mit der Noth aufziehn, die unehelich gebohrnen, deren Zahl ohnehin auch in Paris jährlich zunimmt *), die sorgfältigste Pflege und Wartung finden, während kein Vater sich um sie bekümmert, und die Mutter sich aufs neue allen Ausschweifungen ruhig überlassen kann? Ist es auch recht, daß der Staat so große Kosten übernimmt, indeß die, welchen allein die Pflicht obliegt, Kinder zu versorgen, denen sie das Leben gegeben haben, sich ihnen entziehen, er selbst aber bey der großen Sterblichkeit und der doch meist schlechten Erziehung, in den Allerwenigsten brauchbare Bürger gewinnt? Darum weg mit diesen verderblichen Asylen, diesen Stiftungen einer falschen Humanität und eines unverständigen Mitleids!"

„Hofft ihr denn — sagt der andre Theil — dadurch dem Laster zu steuern, wenn ihr Tausende im Elend untergehen laßt, gesetzt auch daß nur selten das natürliche Gefühl bis zum Kindermord unterdrückt wird? Ist die Sittlichkeit in diesem Punct erfahrungsmäßig da größer, die Verführung schwerer, wo es keine Findelhäuser giebt? Wie wenig

*) Nach dem neuesten Bericht in den Annuaire du bureau des longitudes war sie im Jahr 1820 noch 8870; im J. 1824 aber auf 10221 gestiegen.

denkt gerade die verworfendste Classe an die Folgen der Sünde, wie viel mehr an den augenblicklichen Gewinn von der befriedigten Lust? Und ist es nicht wenigstens besser, wenn das erwachte Muttergefühl das hülflose Wesen irgendwo unterzubringen sucht, als es, wie zu Vincents de Pauls Zeiten so häufig der Fall war, dem Zufall überläßt, ob sich eine mitleidige Seele des ausgesetzten erbarmen, oder ob es seinem Schicksal überlassen vor Hunger und Frost erstarren werde? Denn gewiß hatten nur wenige das Glück des kleinen Moses, des ersten Findlings den die Geschichte kennt. Daß die Sterblichkeit in vielen Anstalten groß ist, beweiset nur gegen ihre Einrichtung, nicht gegen ihre Bestimmung."

Ich fühle mich zu schwach über diese so entgegengesetzten Theorien gründlich zu entscheiden. Gewiß führt auch hier am sichersten die Erfahrung *). Mich dünkt indeß auf beyden Seiten sey Wahrheit. Daß der Staat, wenn er zuvörderst alles gethan hat den Ausschweifungen zu steuern und die Eltern zu ihrer Pflicht zu zwingen, sich derer, welche ohne seinen

*) Mein geehrter Freund, Herr Staatsrath und Prof. v. Jakob, der sich in seinem auf die strengsten sittlichen Grundsätze gebauten Lehrbuch der Polizeywissenschaften auf das stärkste gegen die Findelhäuser erklärt hat, sagt mir, daß gegenwärtig ein wichtiges Werk darüber von dem Petersburg. Prof. Staatsrath Degourof zu Paris gedruckt, und dessen in Rußland, Deutschland und Frankreich über den Gegenstand gesammelte Erfahrungen enthalten wird.

Zutritt rettungslos untergehn würden, annehme, und wo möglich für ihr Unterkommen in Familien sorge, dieß wird niemand im Ernst als Begünstigung des Lasters tadeln. Aber daß die Findelhäuser, selbst im Widerspruch mit ihrem Namen, gewissenlosen Eltern sich öffnen, ohne daß jemand bey der Ankunft der Kinder fragt, ob die Noth es erheischt, oder ob jene nur bequemer und sorgenfreyer leben wollen — das, und nur das hat den gerechtesten Tadel veranlaßt. Wenn ein Mann wie Rousseau — wie schmerzlich wurden wir gerade hier an ihn erinnert! — er, von dem es ja abgehangen hätte, sich durch sein hohes Talent die glänzendste Lage zu verschaffen, fünf seiner Kinder dem Findelhause übergeben durfte, ohne daß das Gesetz es ihm verwehrte, dieß ist der lauteste Beweis, wie viel hier zu ändern und zu bessern ist*). Auch mag man sich leicht vorstellen, wie wenige von den viertausend Ammen, die in die Provinzen zerstreut Mutterstelle vertreten sollen, wahrhafte Mütter seyn mögen, wie dürftig die fernere moralische Erziehung und geistige Bildung derer seyn mag, denen durch die gesunde Nahrung und die ländliche Luft allenfalls das physische Leben erhalten ist. Der preußische Staat weiß von keinen Findelhäusern, und seine polizeylichen Anstalten verdienen, bey aller unvermeidlichen Unvollkommenheit, nur um so mehr Hochachtung.

*) M. s. seine schlechte Rechtfertigung in der Beylage Nr. I.

Die

Die Salpetriere.

Wenn das Findelhaus die Bestimmung hat, den jungen Weltbürgern, denen die natürliche Pflege der Mütter, mit oder ohne Schuld derselben, versagt ist, bey ihrem Eintritt in das Leben hülfreich die Hand zu bieten, so eröffnet sich eine andere Anstalt vorzüglich dem verlassenen Alter, und sorgt dafür, daß es auf der letzten Station seiner langen Bahn, wenigstens an den oft einzigen Bedürfnissen, die den greisen, für jeden andern Genuß abgestumpften Häuptern übrig bleibt — an Nahrung, Kleidung und Obdach nicht fehle. Dieß ist der Hauptzweck der Salpetriere.

Nicht ein Haus ist es, es sind auch nicht in langen Reihen von Zimmern und Sälen sich hinziehende Gebäude — es ist eine kleine Stadt, in die mir die Leser folgen müssen, die sich einen Begriff von dieser unstreitig größten aller Versorgungsanstalten in und außer Paris machen wollen. Auch hat man sie wirklich oft eine Stadt genannt, da sie weit mehr Einwohner zählt als viele Orte, die diesen Namen führen — in der Regel an fünftausend, zuweilen noch drüber.

Am südöstlichen Ende von Paris unweit des großen Pflanzengartens, erblickt man auf dem Boulevard das ansehnliche Hauptportal in der Mitte der langen Ringmauer, welche das Ganze einschließt. Es führt in das Innere dieses großen Raums, dem eine

vormalige hier befindliche Salpeterfabrik den Namen gegeben hat. Man tritt zuerst in einen geräumigen von beyden Seiten mit Bäumen bepflanzten Vorhof, auf dem man die Hauptgebäude, und in der Mitte eine Kirche im Gesicht hat. Mehrere Durchgänge führen in einen zweyten Hof, wo man sich mit großen und kleinen Reihen von Oekonomiegebäuden, Magazinen, freundlichen Rasenplätzen und kleinen Gärten umgeben sieht. Auf dem letzten Hofe bilden niedrige Häuser, die Wohnungskäfter der Wahnsinnigen, wieder mehrere Straßen. Der mittlere Raum ist mit Bäumen bepflanzt und ein Springbrunnen wird von einem größeren Rasenplatz umschlossen.

Vermöchte ich nur das vielgestaltige Leben, das sich in diesen Räumen bewegt, eben so anschaulich zu machen! Wenn gleich von den vier- bis fünftausend der Bewohner ein großer Theil in den Stuben, Sälen, gefängnißartigen Logen seine Tage und Nächte verlebt oder verleben muß, so ist doch der bey weitem größere frey, umschwärmt die Fruchthändler, Trödler, Höcker, Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken aller Art, oder geht — hier ruhig, dort lärmend und tobend — umher, wärmt sich im Sonnenschein, kauert an den Wänden, gafft die eintretenden Fremden an, oder drängt sich an sie, um wenigstens unter der Hand kleine Gaben zu empfangen.

Man wird schon hieraus abgenommen haben, daß die Salpetriere sehr verschiedenartigen Classen von Hülfsbedürftigen und Unglücklichen bestimmt ist.

Unter Ludwig dem Vierzehnten sollte sie das Zuchthaus für Vagabonden, Bettler und aufgegriffene lüderliche Dirnen, auch wohl der Aufenthalt verlassener Kinder seyn, für die in andern Anstalten kein Raum mehr war. Dazu ward sie nach vollendetem Bau im Jahr 1657 eröffnet. Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ward der Plan lediglich auf eine weibliche Versorgungsanstalt, zu welcher nur ganz alten sehr schwachen und wahnsinnigen Frauen der Zutritt gewährt werden sollte, beschränkt. Diese nebst mehreren Hundert zur Oekonomie und andern Dienſten bestimmte Männer und Frauen, machen das Personal des Hauses aus.

Was man in den alten Berichten, und den glaubwürdigsten Erzählungen der Reisenden über den vormaligen Zustand dieser Anstalt liest, welche einen jährlichen Kostenaufwand von mehr als einer Million Franken, oder über dreymalhunderttausend Thaler erfordern soll, ist so empörend, daß man auch hier viele wohlthätige Folgen einer Umwälzung unmöglich verkennen kann, die, da sie alles aus seinen Fugen riß, auch über eine Menge von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Verwaltungssünden die Augen öffnete. Niemand scheint sich damals eigentlich wohl befunden zu haben als die Aufseher und Aufseherinnen selbst, und die höheren Employes in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Dagegen war die schrecklichste Unreinlichkeit, Härte der Behandlung, Mangel an allen ern-

sten Bemühungen, an der Vernünftigmachung der Geisteskranken zu arbeiten, statt die grausamsten Zuchtmittel anzuwenden, um sie — wie man meinte — zur raison zu bringen, an der Tagesordnung. Zu dem körperlichen Elend gesellte sich Unsittlichkeit aller Art. Da vormals viele Kinder mitten unter den übrigen Einwohnern lebten, die äußerst schlecht unterrichtet, dagegen zu allen möglichen Zwecken gemißbraucht wurden, so ward das Verderben früh schon in die jungen Seelen gepflanzt. Von dem durch Arbeiten gewonnenen Verdienst, bereicherten sich die Aufseherinnen. Diese hatten ihre Lieblinge, denen man den Namen der Bijous gab, und deren man sich zugleich bediente, für das Institut in der Stadt Beyträge zu sammeln, wodurch sie, allen Verführungen preis gegeben, sich Tagelang auf den Straßen umhertrieben. Am schrecklichsten waren die Strafen, wenn etwas versehen oder nicht genug gearbeitet war. Man entzog ihnen die ohnehin höchst dürftige und ungesunde Kost, und sperrte sie oft in die dunkelsten Behältnisse zu den Wahnsinnigen ein *).

Die neue Constitution hatte wie auf alle Wohlthätigkeitsanstalten, so auch auf die Salpetriere den vortheilhaftesten Einfluß, und besonders erwarb sich

*) Wer mehr Einzelnheiten zu wissen begehrt, darf nur die schauderhafte Beschreibung von Wardenburg in den letzten Briefen des ersten Theils nachlesen.

unter den Aerzten der so allgemein verehrte Pinel ein Hauptverdienst um die bessere Behandlung der Geisteskranken, dem, als sein hohes Alter ihn nöthigte sich mehr zurück zu ziehen, der nicht minder geachtete Esquiroll gefolgt ist.

Alles ist in dieser Anstalt, wie schon der Umfang ihrer Bestimmung es mit sich bringt, großartig. Mit Erstaunen sahen wir die Lingerie, ein Magazin, wie nicht leicht ein ähnliches zu sehen seyn dürfte, in welchem unter der Leitung der thätigen Oberaufseherin Mad. Bazile, der ganze Waschvorrath, womit wenigstens Viertausend versorgt werden müssen, in musterhafter Ordnung aufbewahrt wird *); — eben so das Magazin der Kleider, dann die Küchen, welche in fünf ungeheuern Kesseln die Fleischspeisen bereiten. Dazu kommen die großen Arbeitssäle für Handwerker jeder Art; die wenigstens äußerlich musterhafte Apotheke, und was nicht sonst noch, was zum Bedürfniß dieses kleinen höchst merkwürdigen Frauenstaats gehört.

Sehr bald sahen wir uns von einer Menge dieser Einwohnerinnen umgeben, die in großen Massen den Hofraum bey der schönen Witterung erfüllten. Sie bewohnen theils einzelne geräumige Zimmer, theils lange Säle reinlich und luftig genug für die Menge und Beschaffenheit der Bewohner. Das Ganze glich zwar

*) Ein hier aufgehängtes Verzeichniß, gab den Werth des Linnenzeugs, nach unserm Gelde gerechnet, auf 600,000 Rthlr. an.

einem großen Gemählde menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit. Doch war der Eindruck, den die Betrachtung einzelner Physiognomien auf mich machte, sehr verschieden. Wenn in gar manchem Gesicht alle Triebe und Leidenschaften, mit denen der Geist im langen Kampf gelegen haben mochte, tiefe Furchen und widrige Verzerrungen zurückgelassen hatten, so ward man auf andern mehr die ruhige Ergebung gewahr. Es gab Gesichter und Gestalten, in denen die Spuren früherer Schönheit nicht verloschen waren. Wie mancher von ihren Anbetern Vergessenen mochten nur schmerzliche Erinnerungen an schöne Jugendtage, wie mancher Brust nur Seufzer über getäuschte Hoffnungen übrig seyn! Viele waren jedoch zufrieden, nach den Stürmen des Lebens einen sichern Hafen gefunden zu haben, wo sie aller Sorgen überhoben, in einem behaglichen Nichtsthun oder in leichter Handarbeit sich am Morgen auf das Mittagsessen, den Mittag auf das Abendbrod zu freuen schienen, um dann so lange sie wollten im Schlaf sich und die Welt vergessen zu können. Hie und da las man auch in den gefalteten Händen und dem frommen Aufschlag der Augen, die Hoffnung auf eine andere Welt, wiewohl mir dieser Ausdruck in Frankreich nur selten vorgekommen ist. Lebenssatt waren wohl die Wenigsten, und die sechzigjährigen sahen sich gewiß nicht ungern durch die Ueberschriften der Stationen daran erinnert, daß es auch eine Station für siebzig und achtzigjährige gebe. Die Rüstigen braucht man zu Wärterinnen der

ganz Hülflosen und Kranken. Ihr beschwerliches Geschick kann nur die Gewohnheit erträglich machen. Den Besuch dieser Lagerstätten überließen wir den Aerzten.

Unser Freund Oerthling verschaffte uns die Bekanntschaft des Herrn Bissat, Oberaufsehers der Irren, welcher nebst seiner Gattin sich, nach dem allgemeinen Zeugniß, um diese Bedauernswürdigsten, damals ohngefähr Siebenhundert, hochverdient gemacht hat. Beyde, die einen großen Theil ihres Lebens diesem Beruf gewidmet haben, schienen in dem größten Ansehen bey einer so schwer zu bändigenden Heerde von Narren und Tollen zu stehen. Welch ein Unterschied von dem was ich in Bicetre gesehen hatte! Ruhig gingen wir mitten unter den Hunderten von wahnsinnigen Weibern umher, die man, wenn sie nicht zu den Rasenden oder Epileptischen gehören, die in jenen engen Käftern zum Theil hinter Gittern verwahrt werden müssen, stets freye Luft genießen läßt. Viele kamen an uns heran. Jede Zudringlichkeit trat vor einem ernsten Blick des Herrn Bissat zurück. In vielen Gesichtern drückte sich Vertrauen selbst Liebe gegen ihn aus.

Die unschädlichen Närrinnen sind übrigens gänzlich von den gefährlichen getrennt. Das bekannte Kamisol mit vorn zusammengenähten Aermeln, wodurch nur der freye Gebrauch der Hände, übrigens ohne Schmerz und Pein, gehindert wird, ist das einzige Mit-

tel, wodurch man sie, wenn sie zu unruhig werden, in Ordnung erhält. Aber nirgends ist mehr die Rede wie vormals, von Schlägen, Fesseln und Banden.

Das Bissatsche Ehepaar sprach viel und gern mit uns über sein Geschäft. Man hörte es beyden Alten — die itzt wahrscheinlich nicht mehr leben — an, daß sie es mit Liebe, aber auch im schmeichelnden Bewußtseyn eines glücklichen Erfolgs trieben. Sie erzählten uns, wie viele nun schon durch milde Behandlung, verbunden mit Pinels *) trefflicher ärztlicher Methode, völlig geheilt das Haus verlassen hätten. Man müsse nur an Keinem verzweifeln. Treffe man den rechten Punct, so gehe oft unerwartet in der verdunkelten Seele ein Licht auf; oft sey es auch die fast augenblickliche Wirkung der Sturzbäder und der Douche. Fast am schwersten sey die Heilung des religiösen Wahnsinns, der gleichwohl zu den nicht seltenen Erscheinungen gehöre, da auch von denen, welche in den Zeiten der allgemeinen Auflösung und Verwilderung der Gemüther allem Glauben entsagt hätten, manche wieder zu ihm zurückkehrten, aber sich nur zu oft auf dem Wege verirrten.

Wie viel befriedigter verläßt man ein solches Haus, wenn man hoffen darf, daß wenigstens das Möglichste geschieht um zu helfen und zu heilen. Die Geheilten

*) Sein Hauptwerk ist der Traité sur la manie, deutsch: Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geistesverirrungen der Männer. Aus dem Franz. v. M. Wagner. 1801.

werden dadurch nicht immer glücklicher; denn viele der Geisteskranken fühlten sich, wie man deutlich aus ihrem steten Lächeln oder demokritischen Lachen sah, nicht unglücklich, und hielten sich am wenigsten für unvernünftig. Aber die Würde der Menschennatur wird doch wieder hergestellt, und selbst das Unglück ist, mit Vernunft ertragen ein Mittel der Veredlung. So lange sie im Zustande des Wahnsinns sind, ist ja doch aller Genuß des Lebens auf die armseligsten Befriedigungen zurückgebracht. Ihre Welt ist gestorben. Jedes zarte Band der Natur und des geselligen Lebens ist aufgelößt; Freunde und Verwandte kehren ihnen den Rücken und scheuen ihre Plage. Denn wie man sich endlich auch von dem geliebtesten Todten wegwendet, wenn die Verwesung ihren Raub fordert, so wendet sich hier der Liebende von der Geliebten, der Gatte von der Gattin, vom Sohne der Vater, von der Mutter die Tochter. Sie scheinen wie ausgestrichen aus dem Buche der Menschheit. Für sie schlägt kein Glockenschlag; sie ruft kein Morgen zur Thätigkeit, oft keine Abendsonne zur Ruhe.

Vor den Behältnissen der Rasenden und Tollen, führte uns Hr. Bissat schnell vorüber. Daß sie nicht einmal geheizt werden können, ist, wie man allgemein versichert, kein Unglück, weil der Wahnsinnige gegen Hitze und Kälte ganz gleichgültig werden soll. Härte wird auch hier nicht angewendet; alles was man thut hat nur Sicherstellung vor eigner und fremder Verletzung zum

Zweck. Meiner Neugier konnte ich es doch nicht versagen, durch einige Gitter den Blick auf diese armen Geschöpfe zu werfen, so widrig auch alle Sinne berührt wurden. Ein in der heftigsten Raserey liegendes Wesen, war die noch nicht sehr alte Tochter einst reicher Eltern, dabey eines sehr klugen selbst berühmten Vaters, dessen Namen man jedoch verschwieg. Aufs lebhafteste erneuerte sich mir hiedurch eine ähnliche Erscheinung bey meinem ersten Besuch des Irrenhauses in Berlin im Jahr 1790. Sie darf als eine frühere Reisebeobachtung der Aehnlichkeit wegen hier wohl eine Stelle finden.

„In der Ecke eines Zimmers der Anstalt, lag auf einem sehr zerstörten Bette, ohne alle Kleidung, bloß von einer schon halb zerrissenen Fußdecke umhüllt, ein Mensch zwischen vierzig und funfzig Jahren. Er war von allen Irren, die ich vorher gesehen hatte, der wildeste, obgleich verhältnißmäßig itzt stiller und eben deswegen in einen erträglicheren Aufenthalt gebracht. Er saß halb aufgerichtet auf seinem Lager, sein Haar sträubte sich, seine Augen rollten wild umher, alle Muskeln waren in gewaltiger Bewegung; zuweilen hob sich der ganze Körper, ward aber von einer Kette, womit er an die Wand befestigt war, aufgehalten. Itzt zog er die Decke über das Gesicht, dann entblößte er sich wieder bis auf den halben Leib. Seine nackten Füße, die er zuweilen vorstreckte, trugen Spuren von Verletzungen, die sein unaufhörliches Umherwerfen be-

greiflich machte. Der Ton, den er auffahrend von sich gab, und womit er seinen äußersten Unwillen über unsern Besuch auszudrücken schien, klang wie das Anschlagen eines Hundes, das dem lauten Aufbellen vorhergeht. Der Wärter ging an sein Bette, redete ihm zu, strich ihm den Bart, schlug die Decke zurück, um uns zu zeigen, in welchem Elend er da liege. Dieß schien ihn auf einen Augenblick zu besänftigen. Aber der vorige Zustand erneuerte sich bald wieder."

„Dieser Unglückliche war auch der Sohn eines ehemaligen Hallischen Gelehrten, mit dem sich zu seiner Zeit wenige an ausgebreitetem Umfange von Kenntnissen in allen Theilen der Wissenschaften messen konnten. Schon dreyßig Jahr hatte er zum Jammer seiner Familie, abwechselnd im Tollkasten und auf diesem zerwühlten Lager gelebt, wenn dieß ein Leben zu nennen ist. Ich hatte diese traurige Geschichte oft gehört, wußte, daß er nach einer unordentlichen Jugend auf einmal in den Zustand der völligen Raserey gefallen war, hatte aber nicht geglaubt, daß er bey dieser Zerrüttung der Seele und des Körpers noch am Leben seyn könne. Wie fuhr ich zusammen, als der Führer gerade bey dem Elendesten aller Elenden, die ich bisher zu sehen bekam, den berühmten Namen nannte."

„Ist es — ward ich auch hier, wie bey jenem früheren Anblick eines entschieden Unheilbaren, zu fragen versucht — ist es wirklich Wohlthat, das Leben

von Personen zu erhalten, die bis zu dieser Stufe des Elends herabgesunken sind? Oder wäre nicht die Hand, die sich gegen sie bewaffnete und ihrem Leben ein schnelles Ende machte, wohlthätiger als die, welche ihnen Nahrung reicht, damit sie sich länger quälen, oder Heiltränke, damit sie wenigstens methodisch sterben? So scheint es! Aber der Werth jedes Menschenlebens kann gleichwohl für die Sicherheit der Gesellschaft nie zu hoch angeschlagen werden. Auch der Rasende und Wahnsinnige muß — nicht dem alten Aberglauben allein — sondern auch der Vernunft und dem Staat eine heilige Person bleiben. Jede Lossprechung von dem Gesetz: „Achte und schone das Leben jedes Menschen wie du das deine geachtet wissen willst," ist um so gefährlicher, weil es, wo sie einmal verstattet wird, unmöglich bleibt, ihr eine Gränze zu setzen. Es hieße der Willkühr ein neues Schwerdt in die Hand liefern. Denn einen Menschen, den man durch Druck und harte Behandlung trübsinnig gemacht hat, für wahnsinnig, und in kurzem für unheilbar zu erklären, ist ja so schwer nicht, und hätte man ihn erst da, so würde er dann von Rechtswegen aus der Welt geschafft *)."

*) Man vergl. im dritten Theil meines „Philotas, oder Versuch zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden" S. 81. den Abschnitt, welcher Beobachtungen im Irrenhause auf einer Reise nach Berlin enthält.

Der botanische Garten. Die Menagerie. Das Museum der Naturgeschichte.

Nirgend kann sich, wer eben die schwüle und im besten Fall doch mit widrigen Ausdünstungen geschwängerte Luft der Hospitäler eingeathmet hat, besser erholen, als in dem so berühmten Jardin des plantes, dessen erste Anpflanzung bis in die Regierung Ludwig des Dreyzehnten (1656) hinaufreicht, und durch die Namen, zum Theil auch Denkmäler großer Naturforscher wie Tournefort, Jussieu, Daubenton, Buffon verherrlicht wird. Er liegt zwar noch am äußersten Ende der Stadt, nahe an den alten Boulevards, nicht weit von der Salpetriere, jedoch von allen Seiten offen und frey. Mehr als einmal ergingen wir uns, wenn die Hitze für den weiten Weg nicht allzudrückend war, bald am Abend, bald am Morgen, in seinen schattigen Gängen und freuten uns der unendlichen Mannichfaltigkeit der zahllosen Gewächse, da sich hier die Kinder aller Länder und Zonen zusammenfinden, wie dieß, wenn gleich in geringerem Grade, auch in der Menagerie der fremden Thiere, welche einen Theil des Ganzen ausmacht, der Fall ist. Den unstreitig größeren, wohl auch reicheren Garten von Kew (Kiu) in England hatte ich damals noch nicht gesehen. So war mir vieles neu, was auch vielleicht nur in diesen beyden Gärten zu finden seyn mag.

Der eisernen Brücke über die Seine gegenüber, führt ein stattliches Gitterthor in die Hauptallee, welche den Garten bis zum entgegengesetzten Ausgange, wo das Museum der Naturgeschichte ihn abschließt, durchschneidet. Die große Fläche durchkreuzen — hier gerade, dort gewundene Gänge, mit allen Gattungen von Bäumen, die im Winter ausdauern, bepflanzt. Die dazwischen liegenden Wasserbecken und Rasenplätze sind mit wohlgeordneten Sträuchern umgeben. In den botanischen Partieen des Gartens ließt man die Namen der Pflanzen auf nebenstehenden Pfählen. Die Menge und Größe der Treibhäuser umfaßt eine Unzahl besonders ausländischer und seltner Gewächse, und die Gefälligkeit des seitdem verstorbenen Prof. Thouin, eines der Hauptaufseher, öffnete sie uns sehr bereitwillig und kam überall unsrer Wißbegier entgegen. Da erwachte recht aufs neue in mir die alte Liebe zu botanischen Studien. Geweckt war sie schon in meinen Schul- und Universitätsjahren durch den Besitz eines kleinen Gartens und einiger Kenntnisse der Pflanzenkunde, da der Unterricht darin von jeher eine Nebenlection in dem Pädagogium, das ich besuchte, ausgemacht hatte. Viele meiner schönsten Stunden, vielleicht auch die Bewahrungen vor zerstreuenden Umgang und zeittödtenden Vergnügungen, verdanke ich diesen harmlosen Beschäftigungen. Fühlt sich doch fast Jeder von keinem Reich der Schöpfung in gewissem Betracht so angezogen, als

von der Pflanzenwelt. Wohl ist überall Leben in der Natur. Aber in dem Stein, dem Metall regt und gestaltet es sich so unmerklich, alles scheint hier starr und todt, und man muß erst tief in die Wissenschaft des Geologen und Mineralogen eingedrungen seyn, eh sie ergötzen kann. In dem Thierreich bricht zwar die animalische Naturkraft desto stärker hervor. Aber das Leben ist doch im steten Kampf mit dem Tode, und man begegnet eben so oft dem Schmerz als der Lust empfindender Wesen, die sich gegenseitig bekriegen und verschlingen. In dem Pflanzenreich ist Ruhe und Friede. Ein stilles und dennoch so reges Leben umgiebt den Botaniker. Kein Wunder, daß man auch so oft bey eifrigen Garten- und Blumenfreunden eine ruhige und stille Sinnesart wahrnimmt. Der Bildungstrieb findet selbst in dem nackten Felsen Nahrung, lockt aus dem unfruchtbarsten Boden Farben und Gestalten von unendlicher Schönheit hervor, und die pflegende Hand wird reichlich, bald durch liebliche Blüthen bald durch köstliche Früchte belohnt. Keinem fühlenden Geschöpf braucht der Zergliederer, um es näher kennen zu lernen, weh zu thun. Zwar verblüht auch die Blume, zwar stirbt auch die Pflanze und der Baum. Aber da ist nichts von den schauderhaften Erscheinungen einer zerstörenden Verwesung. Es ist ein allmähliges sich Entfärben und Hinwelken. Der Spätherbst schmückt mit den bunten Schattirungen seines Laubes Gärten und Fluren noch eben so schön als der Lenz.

Selbst im Winter, wenn bey Schnee und Eis alles umher erstarrt, blüht und duftet in den Treibhäusern ein milder Frühling und reifen hesperische Früchte. — Doch — das Thema ist so reich, daß ich Gefahr laufe mich in der Betrachtung zu verirren, wie ich mich zuweilen in den Gängen des Gartens verirrte, und erst durch die Anhöhe wieder zurecht fand, die kein Reisender unbesucht lassen wird; ich meine den Pavillon mit dem großen chinesischen Schirm, zu dem sich ein schneckenförmiger Weg hinaufwindet, und zu einer der schönsten Aussichten auf die Stadt führt. Der Dom der Invaliden, das Pantheon, der Telegraph auf Montmartre sind die Hauptpuncte im großen Panorama. Der Restaurateur am Fuße erfrischt in der Hitze durch wohlschmeckende Kühlungen. Eine dienstfertige Hand erweitert durch ein Fernrohr den Umblick.

In der Menagerie machten wir wie billig den ersten Besuch bey dem Elephanten, der eben aus seiner großen Behausung, in den mit Pfählen umzäunten weiten Raum gelassen, sich gutmüthig von allen Seiten den Zuschauern zeigte, und in seiner ganzen kolossalen Gestalt, gleich einem beseelten Knochenberge, so schwerfällig einhertrat, daß man kaum begriff, wie sein Geschlecht in den Kriegen alter und neuer Zeit eine so wichtige Rolle spielen konnte. Als er aus Holland angekommen war, ist ganz Paris zu ihm hingeströmt. Es hat zum Modeton gehört, den Elephanten gesehn zu haben, und von ihm und seiner

Schön-

Schönheit in den Abendzirkeln zu sprechen. Von den gewöhnlichen Künsten, die man in den herumziehenden Menagerien zu zeigen pflegt, sahen wir hier zu meiner großen Freude — nichts. Mir wenigstens ist es immer höchst unwürdig erschienen, wenn der Mensch, im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit, sich nicht begnügt, die Riesen der Schöpfung gebändigt zu haben, sondern um auch Kurzweil mit ihnen zu treiben, mit Löwen, Hyänen und Tygern — oft genug nicht ungestraft — spielen und scherzen will. Schon die engen Käfiche, in denen man gewöhnlich die unglücklichen Ausländer umherführt, verderben dem Beobachter die Freude des Anschauens dieser fremden thierischen Naturen. Um so dankenswerther ist es, daß man für eine bessere Einrichtung gesorgt hat, so daß sich itzt, wie spätere Reisende erzählen, die vormals so ängstlich eingesperrten Gefangenen, in ungleich weiteren Räumen hinter den neuen Arkaden freyer bewegen können.

Von den Schätzen des Museums der Naturgeschichte, welches eigne große Gebäude einnimmt, wird man keine Aufzählung erwarten *). Es genügt mir, wenn eine Andeutung seines Locals, seiner inneren Einrichtung,

*) Wer sich mehr von dem Einzelnen, was hier sehenswerth ist, unterrichten wollte, müßte die Nouvelle déscription de ce qu'il a de remarquable a la Menagerie et au Cabinet d'hiſtoire naturelle. Paris 1821, nachlesen.

und die Liberalität, womit es jedem Besucher geöffnet, und dadurch selbst ohne Unterricht zu einer Schule für den Wißbegierigen erhoben wird, in den Lesern die Lust erweckt, sich davon durch eignes Anschauen zu überzeugen, wiewohl schon die großen Verdienste unsers Lichtensteins um das Museum zu Berlin, Vielen die weite Reise ersparen können.

Man tritt in dem unteren Stockwerk zuerst in die Säle, welche eine ausgesuchte Sammlung von Amphibien und Fischen, am entgegengesetzten Ende aber, von Versteinerungen und Thierknochen, aus einer untergegangenen Welt enthalten, der man das Cuviersche Werk zu danken hat *). In der Mitte nehmen drey Säle, nach des großen Mineralogen Haüy System und Anordnung die Mineralien ein, wo auch der Fremdling in der Wissenschaft besonders die Prachtstücke der Krystalle bewundern muß, so wie ihm die großen Stufen gediegenen Goldes und Silbers, die unermeßlichen Reichthümer, welche schon den Minen Perus entstiegen sind, begreiflich machen. Bey weitem der interessanteste Schauplatz öffnet sich jedoch in den Sälen des oberen Stockwerks, zumal seit der unverhältnißmäßigen Länge zur Höhe, durch eine gewölbte Decke, von welcher das Licht durch schräg liegende Glasfenster herabfällt, abgeholfen ist. Hier stellt sich das ganze Thierreich in allen seinen Classen und

*) Recherches sur les ossements fossiles.

Ordnungen dem Auge dar, als hätte sich von jeder Gattung ein Paar eingefunden, um noch einmal in Noahs Arche einzuziehen. Den ganzen Raum entlang, sind in großen Glaskästen, die zahllosen Geschlechter der Insecten und die zum Theil so prachtvollen Schmetterlinge geordnet. Beyde Seiten der Wände nehmen hohe Glasschränke ein, hinter welchen das Vogelgeschlecht höchst kunstvoll ausgestopft, und jeder Einzelne, vom kleinsten Colibri bis zum gewaltigen Strauß in seinen charakteristischen Stellungen prangt. Auch die Säugthiere, von dem größten bis zu dem kleinsten, sind in den Eckſälen zu finden, meist männlich und weiblich, und, damit der Staub die sorgsam erhaltene Bedeckung nicht verletze, von Spiegelscheiben umgeben. Alles ist sinn- und geschmackvoll geordnet. Was jedoch diese Sammlungen, die gewiß in vielem Betracht das brittische Museum an Reichthum und in der Anordnung übertreffen, für den Besucher so höchst lehrreich macht, ist die Einrichtung, daß auch der Unkundigste nie eines Führers bedarf, um ihm Namen, Vaterland, und was sonst zu den Eigenthümlichkeiten jedes Stücks gehört, zu erklären. Ueberall giebt eine Tafel in den lesbarsten Charakteren über dieß alles Auskunft, und wer das Museum oft besucht, würde bey einem guten Gedächtniß bald selbst im Stande seyn den Führer zu machen.

Kein Wunder dann, daß an den beyden Tagen wo der Eingang dem Publicum offen steht, das Ge-

dräng außerordentlich groß ist. Dennoch hört man nie über Störung der Ruhe und Ordnung klagen, und die militairischen Wachen, welche ohne Gewehr auf und ab gehen, sehen nur dahin, daß nichts verletzt werde und Jeder Raum und Zeit gewinne seine Wißbegierde zu befriedigen. Man sieht hier Personen von allen Ständen, so daß dieses Museum der Naturgeschichte mit eben so großem Recht als die Akademieen der Wissenschaften, ein Nationalinstitut genannt werden darf. Oft ward ich, wenn ich es (wie wohl es dem Fremden jeden Tag geöffnet wird) zuweilen an den öffentlichen Tagen sah, von den herrlichen Naturerzeugnissen abgezogen, um die verschiedenen Ausdrücke der Bewunderung und des Erstaunens, auf den gespannten Gesichtern des Alters wie der Jugend zu beobachten. Dabey war es höchst erfreulich zu sehen, wie neben den Vornehmsten der Stadt, auch Handwerker, Soldaten, Väter und Mütter ihre Kinder an der Hand, diesen die Wunder der Schöpfung zeigten, und die Namen und Beschreibungen vorlasen, auch wohl mit Anmerkungen aus ihren Erfahrungen begleiteten. Zu den Vorlesungen, welche von den zum Theil hier wohnenden Professoren über verschiedene Theile der Naturwissenschaft gehalten werden, hat ebenfalls jeder Anständige den Zutritt. Auch nehmen häufig die Frauen daran Theil; gewiß nicht ohne Belehrung, da Klarheit der Begriffe und Verständlichkeit des Ausdrucks zu den großen Vorzügen des

französischen Lehrvortrags gehören. Hier hat eine lange Reihe von Jahren der gefeyerte Daubenton, hier wenn nicht der tiefste, doch der geistreichste und beredteste unter den Naturforschern, Büffon, gelehrt; hier lehrte damals noch der durch sein großes Werk über die Fische berühmte la Cepéde, und unser halber Landsmann Cuvier. Letzteren, der im J. 1811 einen so vortheilhaften Bericht über das deutsche Schulwesen an den Kaiser erstattete, fand ich zwar nicht in seiner Wohnung, wohl aber in dem Büreau einer Armenverpflegung die er gerade um die Zeit dirigirte, und er ermangelte nicht zu versprechen, alles, was er durch seine Verbindungen vermöchte, für meine Befreyung aufbieten zu wollen.

Dieselben Versprechungen gab mir der auch in Deutschland so berühmte Graf v. Fourcroy, welcher, wo ich nicht irre, Büffons Haus im Garten bewohnte; ein sehr stattlicher Mann, in dessen Vortrag sich ein hohes Talent der Rede entwickelt, und die Aufmerksamkeit in einer steten Spannung erhalten haben soll. Ich war ihm durch Hrn. Oerthling nicht ganz fremd. Einen französischen Abriß des Inhalts meiner Grundsätze der Erziehung, den Cramer als Ankündigung einer — nicht ausgeführten — Uebersetzung hatte drucken lassen, begleitete er mit kurzen beyfälligen Anmerkungen, und versah mich noch vor meiner Abreise mit einem äußerst ehrenvollen Empfehlungsschreiben an Herrn von Beugnot, der be-

reits als Organisateur nach Cassel abgereist war. Ich führe dieß an, weil es nicht ohne Einfluß auf den Empfänger und auf mich geblieben ist *).

In einem der vergleichenden Anatomie bestimmten Zimmer des Museums, zog unerwartet ein durch schwarze Brandflecke und die eigenthümliche Stellung die man ihm gegeben hatte, sich unterscheidendes menschliches Skelett meine Aufmerksamkeit auf sich. Die daran befindliche Karte ließ mich nicht lange in Ungewißheit. Es war das Skelett des Soliman-el-halebi.

Die That und das Schicksal dieses jungen Muselmannes war mir, als seine Ueberreste vor mir standen, noch im frischeren Gedächtniß, als sich dieß von den meisten meiner Leser erwarten läßt, nachdem seit jener Zeit eine ungeheure Menge weit wichtigerer Be-

---

*) Durch seinen Secretair Bertrand kam mir eine Abschrift zu. Er schrieb:

Paris le 12. Sept. 1807.

Monsieur et cher Collégue

J'ai l'honneur de recommander a votre bienveillance toute particulière Mr. Niemeyer. — Dann folgen allerley Lobsprüche, und zuletzt endet er: Je vous prie de vous intéresser, à lui conserver les places qu'il remplit avec tant de succes et à lui faire acquiter ses appointemens qui sont fort arriérés. Je vous aurai beaucoup d'obligations, si vous voulez bien lui rendre tous les services qui sont en votre pouvoir.

a Monsieur Beugnot, Conseiller d'état, Membre de la Commission chargée d'organiser le royaume de Westphalie.

gebenheiten die Aufmerksamkeit beschäftigt hat. Daher einen Blick in das J. 1800, und nach Aegypten!

Wer kennt nicht wenigstens das Allgemeine von einer der denkwürdigsten Begebenheiten in der neueren Geschichte, dem Unternehmen Napoleons, Aegypten zu erobern, um sich einen Weg nach Ostindien zu bahnen, und dort das unzugängliche England zu besiegen. Zwar gehört es zu den mißlungenen, und selbst von den großen Heerführern, die seinem Ruf gefolgt waren, haben die meisten schon längst geendet*). Auch sind von dem ungeheuern Aufwand von Geld und Menschenleben, die Eroberungen auf dem Gebiet der Wissenschaften der einzige, aber desto herrlichere Gewinn geblieben, wovon man sich durch das größte Prachtwerk unsrer Zeit auch auf deutschen Bibliotheken am besten überzeugen kann**).

*) Und das in dem Lauf von 26 Jahren! Desaix blieb 1800 bey Marengo. Lannes 1809 bey Aspern. Menou starb 1810. Junot stürzte geistesabwesend 1812 von einer Mauer. Regnier starb 1813. Duroc blieb 1813 bey Reichenbach. Berthier, einst von Napoleon unzertrennlich, stürzte sich 1814 aus dem 3ten Stockwerk des Schlosses zu Bamberg. Murat, Großherzog von Berg, dann König von Neapel, ward in seinem Lande 1815 vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Eugen Beauharnois, einst Vicekönig von Italien, starb 1823 zu München, Davoust 1823 zu Paris, und—der Größte von allen, der in der Schlacht bey den Pyramiden Aegyptens als Sieger gefallen wäre, mußte 1821 sein Grab als Gefangener in St. Helena finden.

**) Déscription de l'Egypte ou recueil d'observations et de recherches, qui ontété faites pendant l'Expedition de l'ar-

Der Obergeneral Bonaparte hatte wohl am ersten die Schwierigkeiten geahndet, die sich dem Gelingen entgegensetzten, war bekanntlich unerwartet nach Frankreich zurückgekehrt, und hatte durch zurückgelassene Befehle dem kräftigsten seiner damaligen Kriegsgefährten, dem General Kleber den Auftrag, die anfangs schnell gelungene Eroberung zu behaupten, zurückgelassen. Dieser, in früheren Jahren Architekt, hatte in der Folge, als einer der ausgezeichnetsten Heerführer in den republikanischen Kriegen gefochten. So bedenklich man schon von der Räumung des Landes sprach, so war es dennoch seiner Entschlossenheit und Klugheit geglückt, noch einmal siegreich gegen die Türken aufzutreten, verlorene Plätze wieder zu gewinnen, und Kairo zum zweyten Mal zur Unterwerfung zu zwingen. Diese Schmach entzündete in der Nation und insonderheit in den Imans oder Geistlichen einen unversöhnlichen Haß, zumal sie bey aller Schonung die man gegen die Religion des Islams bewiesen hatte, doch am Ende Gefahren für den Glauben des Propheten fürchteten. Am meisten traf dieser Haß den Sieger, und niemand theilte ihn mehr als ein früh zum Priesterstande bestimmter Jüngling, jener Soliman-el-halebi.

---

mée francoise, publié par Ordres de l'Empereur Napoleon. Paris 1809. Man vergl. die Beyl. Nr. II.

Gerade ein solcher glühender Fanatiker ist den empörten Muselmännern ein willkommenes Werkzeug. Er selbst brütet lange über dem Plan, durch Klebers Tod das Zeichen zum Aufstande zu geben. Schon zweymal hat er die Wallfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten geendigt. Nach Kairo zurückgekommen, hat er seinen Aufenthalt in der großen Moschee genommen, und sich da, um die erste Gelegenheit zu benutzen, durch Gebet und Gelübde vorbereitet. Oft mischt er sich unter das Gefolge des Obergenerals, durchschleicht die Gärten des Pallastes Murat-Beys, den Kleber bewohnt. Endlich erblickt er ihn auf der Terrasse, bloß von seinem Architekten begleitet, um die neuen Bauten zu besichtigen. Da naht er sich ihm wie ein Bittender, übergiebt ihm eine Schrift, und streckt ihn mit vier Dolchstichen, von denen der erste schon tödlich ist, zu Boden. Auch der Architekt Protain, der zuspringt, wird verwundet. Unbemerkt aber entkommt im ersten Augenblick Soliman.

Es war der 14. Julius — derselbe Tag wo Bonaparte bey Marengo siegte und der tapfere Desaix fiel, als auch Kleber durch Meuchelmord endete. Nicht lange blieb der Mörder unentdeckt. Schon am Abend des Tages war er eingezogen. Klebers Nachfolger Menou setzte sofort ein Kriegsgericht nieder, und das Urtheil der fürchterlichsten Strafe über ihn ward schon, nach mancherley Untersuchungen über die Mitschuldigen, am vierten Tage aus-

gesprochen und vollzogen. Mehrere wurden enthauptet, Soliman aber endete an einem durch den Leib getriebenen spitzen Pfahl langsam das Leben, nachdem die rechte Hand über einem Kohlenfeuer bis auf die Knochen verbrannt war. Diese verkohlte Hand war es, die mir unter den vielen Skeletten das seine bemerklich machte *).

Mit großer Standhaftigkeit hat er die grausamen Martern ertragen, und bis auf den letzten Augenblick Gott und den Propheten für die gelungene That gedankt. Das ist die Kraft, die selbst im Wahn recht gethan zu haben den Geist über den Körper erhebt, und in allen Religionen nach dem Ruhm des Märtyrerthums gerungen hat.

---

*) Die Acten der Untersuchung des Gerichts sind gesammelt in dem Recueil des pieces relatives à la procédure et au jugement de Soleyman-el-halebi, à Kairo An VIII. 40. Da man wußte, daß Kleber als reiner Republikaner zu Bonapartes Herrscherplan nicht stimmte, so hat selbst diesen der Verdacht der Mitwissenschaft nicht verschont. Auch die Engländer sind angeklagt. Aber es bedarf solch einer niedrigen Vermuthung nicht, da schon die Stimmung der Türken, des Janitscharen Aga und der Imans hinreicht die That zu erklären. Merkwürdig ist übrigens, daß nicht nur auf Napoleons Befehl Desaix und Klebers Andenken an demselben Tage in Paris durch Lobreden gefeyert wurde, sondern daß Ludwig XVIII. die nach Frankreich gebrachten aber fast vergessenen Ueberreste Klebers ehrenvoll bestatten ließ.

Ich kann das Museum nicht verlassen, ohne noch einer darin gemachten sehr angenehmen Bekanntschaft mit dem schon oben genannten großen Mineralogen und Prof. des naturhistorischen Instituts René Just Haüy zu gedenken. Wenn er meinem kenntnißreichen Gefährten, Hn. v. Wedell in jener Eigenschaft vorzüglich wichtig war, so zog mich nicht minder die Persönlichkeit dieses vortrefflichen Mannes an, in welchem sich mit dem gerechtesten Bewußtseyn, einer der ersten seiner Zeitgenossen in der Wissenschaft zu seyn, Einfachheit, Bescheidenheit und Gefälligkeit in einem seltenen Grade verband. Auch seine Lebensschicksale, von denen uns manches weniger bekannte erzählt war, erhöhten das Interesse an ihm. Sohn armer Eltern, ward er früh dem geistlichen Stande gewidmet, und als Lehrer bey den Collegium von Navarra angestellt. Früh von der Naturwissenschaft angezogen, gaben Daubentons Vorlesungen seiner Neigung auf die Mineralogie die bestimmte Richtung. Ein Zufall führte ihn auf eine Entdeckung, welche in der Folge die Grundidee eines ganz neuen Systems ward, welches seinen Namen so groß in der Wissenschaft gemacht hat. Bey dem Besuch einer Mineraliensammlung fällt ihm eine große Stufe prismatisch-krystallisirten Kalkspaths aus der Hand. Mit Erstaunen bemerkt er im Innern, daß die Bruchstücke eine glatte regelmäßige Krystallform haben. Wie einst Newton durch den Fall eines Apfels auf das Gesetz der

Schwere geleitet ward, so erkannte Haüy bey näherer Untersuchung das geometrische Gesetz der Krystallbildung, und rief wie einst Archimedes entzückt, doch anfangs schüchtern damit hervorzutreten, aus: Ich habe es gefunden — gefunden *)!

*) Das berühmte Gefunden! Gefunden! (ἑυρηκα! ἑυρηκα!) mit welchem nach Vitruvs Erzählung (L. IX. Praef.) Archimedes entzückt und fast nackt, aus dem Bade, wo er die Entdeckung gemacht hatte, nach Hause geeilt seyn soll, war doch weniger durch einen Zufall als durch vorhergegangene Forschung veranlaßt. Der Herrscher von Syrakus, Hiero, hat einem Künstler einen Klumpen Gold zu einer Krone zuwiegen lassen, argwöhnt aber, als man sie ihm bringt, Verfälschung. Er wendet sich an Archimedes. Dieser, lange sinnend, fällt endlich auf die Auflösung, indem er im Bade das Ueberfließen des Wassers durch das Einsenken seines Körpers beobachtet. Plötzlich wird ihm klar, daß ein Pfund gediegenen Goldes nicht so viel Wasser verdrängen könne, als ein Körper von gleichem Gewicht, in welchen das Gold mit anderm Metall gemischt ist. Er wiegt die Krone, versucht wie viel Wasser von einer Masse Goldes so schwer als sie, verdrängt wird. Er vergleicht dann, wie viel die verfälschte Krone verdrängt, und so wird der Betrug durch die Verschiedenheit der überfließenden Wassermasse entdeckt. — Daß er zuletzt ein Opfer seines Eifers für die Wissenschaft ward ist bekannt. Marcellus der Eroberer von Syrakus hatte zwar ausdrücklich Schonung des ausgezeichneten Mannes befohlen. Als aber die Feinde eindringen, ihn mit Zeichnen von Cirkeln und Linien beschäftigt finden, und er, ohne sich zu nennen, nur ausruft: „zerstört mir meine Cirkel nicht“ wird er niedergestoßen.

Zum Mitglied der Akademie erhoben, dann als Aufseher und Lehrer bey dem Museum der Naturgeschichte angestellt, lebt er nun bloß in der Mathematik und Mineralogie. Ganz in sie vertieft, bemerkt er kaum die Stürme der Revolution. Fromm und treu nach seiner Ueberzeugung, kann er sich jedoch nicht entschließen, den von den Priestern geforderten Eid zu leisten. Eingekerkert arbeitet er ruhig fort. Nur die Verwendung eines seiner Schüler wendet die schon beschlossene Hinrichtung ab, und dennoch würde auch ihn Archimedes Schicksal getroffen haben, hätte man ihn — da er durch die Ankündigung der Freyheit sich ungern in einer Forschung gestört sah — nicht beynah gezwungen, das Gefängniß sogleich zu verlassen, in welches schon den Tag darauf die wüthenden Septembriseurs eindrangen. In der Folge erhielt er, unter allen Wechseln der Verfassung, immer mehr Beweise der höchsten Achtung von den ersten Behörden im Staat. Als Daubenton starb, wählte man ihn zum Nachfolger. Er aber drang darauf Dolomieu aus dem Kerker Siciliens zurückzurufen. Erst als auch dieser bald darauf starb, nahm er die Stelle an. Auch Napoleon setzte einen hohen Werth auf sein Leben. „Ich habe — sagte er, als er während der hundert Tage nach seiner Rückkehr von Elba das Museum besuchte, — Ihre Physik in Elba noch einmal mit hohem Interesse gelesen," — und zu seinem Arzte sich wendend: „Sorgen Sie, daß mir dieser Würdige erhalten werde." Dann bekleidete er ihn selbst mit dem Orden der Ehrenlegion.

Ich kann nicht beschreiben, wie wohlthuend der Eindruck war, den diese zarte Gestalt, und dieß fromme Auge, aus dem, wenn man sich nur mit ihm seiner Steine freute, die Freude glänzte, in mir zurückließ. Wer nichts von ihm gewußt hätte, würde ihn eher für einen demüthigen Klosterbruder, als einen so seltnen Gelehrten gehalten haben. Auch hatte ihn das Leben und Forschen in der Sinnenwelt, wie doch so oft auch bey Naturforschern der Fall ist, des Uebersinnlichen nicht vergessen lassen! Er hat sich nie ganz den Geschäften seines geistlichen Standes entzogen; daneben hat er am liebsten unter der Jugend gelebt, und sich seinen Schülern mit der väterlichsten Herablassung mitgetheilt. Was er besessen hat, ist dem Dienst bedürftiger Verwandten gewidmet gewesen. Verluste haben ihn nie unglücklich gemacht und nur geschmerzt, weil sie ihm die Mittel raubten wohlzuthun. So ist sein langes Leben — er starb fast achtzig Jahr alt, erst im J. 1822 — still dahin geflossen. Nach der Einnahme von Paris (1814) hatten auch die verbündeten Kaiser, Könige und Fürsten ihn aufgesucht und seinem Verdienst gehuldigt.

Gewiß gehörte Haüy zu den kenntnißreichsten Männern, aber auch zu den reinsten Seelen unter unsren Zeitgenossen.

Versorgungs- und Lehranstalten für Blinde.

Hätten wir doch Gelegenheit gefunden, auch Valentin Haüy, den jüngeren Bruder des so eben genannten Mannes, kennen zu lernen! Er war aber, als wir das Blindeninstitut welches ihm seine Stiftung verdankte besuchten, schon in Rußland. Im Eifer für nützliche Zwecke sind sich die Brüder wohl ähnlich gewesen, aber in der Sinnesart, wie es scheint, sehr verschieden. Der Jüngere ein warmer Anhänger der Revolution, ein Freund der Theophilanthropen, die bekanntlich allem Positiven in den Religionen entsagend, einen Cultus der Vernunftreligion gestiftet hatten; dabey in der Verfolgung seiner Pläne unruhig, aber auch oft von den wechselnden Machthabern verkannt und gestört; der Aeltere von dem allen das Gegentheil.

Indeß kann dieß sein entschiednes Verdienst um den Unterricht der Unglücklichen, die des edelsten Sinnes entbehren, nicht verdunkeln. Auch bezeichnen ihn, die ihn gekannt, als einen einfachen und redlichen Mann, und wenn mit dem Mineralogen ein neues System, so beginnt mit ihm in Frankreich eine neue Periode der Blindenerziehung.

Schon in älteren Zeiten hatte es nicht an einer Anstalt für unbegüterte Blinde gefehlt. Das Hospital der Quinze-vingts, das von der Zahl der drey-

hundert Stellen seinen Namen erhielt, verehrt Ludwig den Heiligen als seinen Stifter. Indeß war immer nur Versorgung der Hauptzweck. Jahrhunderte lang hatten nicht nur Männer und Weiber fast in völligem Müßiggang zugebracht, sondern es hatte auch niemand daran gedacht, wenigstens die Kinder zu etwas mehr als zu einigen mechanischen Geschäften brauchbar zu machen.

Da trat ums Jahr 1791 Haüy, bis dahin Schreiblehrer zu Paris, nach manchen stillem Versuch öffentlich auf. Das blinde Fräulein Paradis war aus Wien angekommen und hatte die Pariser durch ihr Clavierspiel entzückt. Mit Hülfe von Nadeln, die auf geschriebene oder gedruckte Buchstaben gesteckt wurden, hatte sie Wörter und Noten kennen, an geographischen Karten mit erhabenen Umrissen die Länder unterscheiden gelernt. Diesen Weg verfolgt Haüy. Er stiftet ein eignes Institut, das auf hundert Knaben und Mädchen anwächst. Die gemeine Fertigkeit des Strickens, Knöppelns und ähnliche genügen ihm nicht. Da die Sinnenwelt dem Auge des Blinden verschlossen ist, soll um so mehr auch in ihnen eine innere Welt aufgehen, und ob wohl die Belehrung durch das lebendige Wort die Hauptsache bleibt, so will er doch auch die übrigen Sinne benutzen, um möglichst was dem einen abgeht durch die andern zu ersetzen. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß sehr oft, wo der eine fehlt, die übrigen desto schärfer sind. Sie

hat

hat ihn überzeugt, in welch hohem Grade das Gefühl in Händen und Fingerspitzen der Verfeinerung fähig ist. Er hat wahrgenommen, wie oft es den Gesichtssinn zu ersetzen, durch Betastung Personen und Sachen, selbst Münzen aufs genaueste zu erkennen und zu unterscheiden, Metallarten nach der Schwere zu bestimmen, Längen und Breiten ohne Maaßstab abzuschätzen, mathematische Körper in Thon und Wachs abzuformen vermag. Warum, schließt er, sollte sich die Vervollkommnung eines so bildsamen immer vernachlässigten Sinnes nicht noch mehr steigern lassen? Wenn sogar der Unterschied der Farben manchem Blinden nicht ganz entgeht, wie sollte er nicht durch die Betastung der Lettern bis zum Lesen gebracht werden können?

So fängt er an, seine Schüler und Schülerinnen zuerst an etwas erhabenen Körpern, von größeren und stärkeren Charakteren zu kleineren und feineren fortschreitend, zu üben. Bald unterscheiden sie jedes Schriftzeichen und lernen einzelne Buchstaben zu ganzen Wörtern und Zeilen zusammensetzen. Itzt werden starke Lettern auf Bogen, die nach und nach zu Büchern anwachsen, so eingedrängt, daß sie erhaben erscheinen, und bald ließt statt des Auges der Finger, indem er das Relief der Buchstaben berührt. So lag der ganze katholische Katechismus auf einem Tisch des Instituts; ein gewaltiges Volumen im größten Format, wobey es mich nur befremdete, daß man

ein diesem Zweck so wenig angemessenes Werk zu einem Elementarbuch gewählt hatte *). Die ganze Einrichtung wird übrigens das hier nebenstehende Blatt am besten verständlich machen. Ich habe eine Stelle dieses damals in allen Schulen eingeführten Lehrbuchs gewählt, die doch vielen älteren Lehrern und Lehrerinnen als Katechismuslehre sehr anstößig war.

Das Rechnen ward auf gleiche Art durch Linien und erhabene Puncte und Zahlen, die Erd- und Länderkunde an Globen und Karten mit Erhöhungen und Vertiefungen der natürlichen Gränzen der Länder, der Berge, Meere und Flüsse mit großem Erfolg gelehrt.

---

*) Haüy hat nur drey Bücher mit erhöhten Lettern drucken lassen; einen Auszug aus Wailly's franz. Sprachlehre, jenen Religionskatechismus, und einen eignen Aufsatz über die Methode des Blindenunterrichts. Jedes einzelne dieser Bücher würde höchstens 4 Bogen gewöhnlichen Drucks ausmachen, macht aber, mit den erhabenen Lettern, die natürlich größer seyn und weiter von einander stehen müssen, und wo bloß eine Seite bedruckt wird und die Rückseiten zusammengeklebt werden, einen dicken Quartanten aus. Von dieser Seite betrachtet, ist überhaupt die Erfindung von wenig Nutzen. Welchen Raum würde eine solche Blindenbibliothek einnehmen? Die Bibel, so gedruckt, würde ganz allein schon das größte Zimmer bis an die Decke füllen. Und wie lange müßte der arme Blinde darüber lesen? Er brauchte wenigstens 20 Jahre, also fast ein Vierteljahrhundert und die beste Zeit seines Lebens. Wie weit schneller und eindringender ist hier nicht die Mittheilung durch das Gehör? Derselbe Fall ist es mit den Reliefnoten. So urtheilt auch Hr. Professor Zeune.

Quels sont nos devoirs envers Napoleon premier notre empereur?

Honorer et servir notre empereur est honorer et servir Dieu meme. Dieu l'a suscité pour rétablir le culte public.

WAISENHAUS BIBLIOTHEK

Auch bey dem Schreiben bediente man sich, wenn erst die Formen der Buchstaben durch das Gefühl anschaulich geworden waren, gewisser Vorrichtungen durch erhöhte Linien bloß die Hand zu leiten. Bald verband man damit den Unterricht in der Musik,

„als süßen Trost
der armen Blinden in der langen Nacht."

Gerade hierin machten sie bald ausnehmende Fortschritte, und noch kann man jeden Abend in einem der Keller des Palais Royal einem sehr harmonischen Concert beywohnen, in welchem die Musiker sämmtlich Blinde sind. Jedoch wurden auch andre mechanische Arbeiten nicht versäumt, und es entstand ein kleiner Handel von allerley Fabrikaten in Seide und Wolle, von Strümpfen, Handschuhen, Westen, Geldbeuteln aller Art, auch recht geschickten Papparbeiten. Eine Classe dieser so nützlich Beschäftigten erhielt davon den Namen der Aveugles travailleurs.

Einer der vorzüglichsten Zöglinge war Heilmann ein Deutscher. Ihn fanden wir in der Anstalt, die er eine Zeitlang, nachdem Haüy einem Rufe nach Rußland gefolgt war, mit dem glücklichsten Erfolg fortsetzte. Das Gelingen war von allen Seiten sichtbar. Wie uns hier der heitre und fröhliche Sinn, der überhaupt den Blinden selten verläßt, selbst die Lustigkeit der jungen Leute erfreute, eben so mußten wir die mannichfaltigen Geschicklichkeiten, das Lesen, Schreiben, Rechnen, Clavierspielen, den Gesang und die Handar-

beiten bewundern. Ob wir wohl nicht Gelegenheit hatten einer öffentlichen Prüfung beyzuwohnen, ließ man uns doch von allen einzelne Proben sehn. Mich setzte besonders die Arbeit in der Druckerey in Erstaunen, wo mehrere Arbeiter nicht nur die Druckerpressen regierten, sondern auch mehrere Schriftsetzer beschäftigt waren. Zwar wird auch unsern Setzern der Griff in die Buchstabenkästen so geläufig, daß sie allenfalls mit verbundenen Augen nur selten fehl greifen würden. Aber die Blinden entbehren doch den Gebrauch des Manuscripts, und müssen entweder bey sehr gangbaren Büchern bloß aus dem Gedächtniß die Formen anfertigen, oder sich auf das Vorsagen eines neben ihnen Stehenden verlassen. Sogar die Correctur der Formen besorgen sie selbst, indem ein Sehender dem Setzer die Fehler andeutet. So versicherte man mich wenigstens. Gesehen habe ich das Letzte nicht.

Daß übrigens Mehrere zu gleicher Zeit, oder doch in verschiedenen Ländern, ohne sich zu kennen auf dieselbe Erfindung kommen können, beweist auch Haüys Methode. Für Frankreich war ihre Anwendung ganz neu und machte in sofern Epoche; in Deutschland aber war sie schon früher nicht ganz unbekannt, wiewohl fast gar nicht benutzt. Er selbst war ein zu redlicher Mann, um nicht dem Publicum in seiner Schrift „über den Blindenunterricht“ zu sagen, daß er die früheren Ideen Chr. Niesents, eines deutschen Lehrers in Manheim, und die Fortschritte gekannt, die

dessen Schüler Weißenburg unter ihm gemacht habe*). Er legt überhaupt einen größeren Werth auf die Verbesserung des ganzen Zustandes so vieler unglücklichen und verwahrloßten Blinden, als gerade auf seine Methoden. Wirklich war es auch zunächst das Schmerzgefühl, so oft auf Jahrmärkten und in Schenkstuben, alte und junge blinde Musiker allen Spöttereyen ausgesetzt zu sehen, was ihn für die Idee begeisterte, auch für die Blinden, wie der Abbé de l'Epée für die Taubstummen, ein Institut zu gründen.

Hätte er selbst auch mit keiner einzigen neuen Idee die Methodik des Blindenunterrichts bereichert, so wird in der Geschichte derselben schon darum sein Name unvergeßlich seyn, weil er zuerst den Gegenstand öffentlich zur Sprache gebracht hat. Daß auch Blinde einer bewundernswürdigen Ausbildung ihrer übrigen Sinne und ihrer höheren Geisteskräfte fähig sind, das wußte man wohl, und die berühmten Beyspiele von Milton, Saunderson und Stanly in England, des feurigen Redners Scapinelli in Italien, von dem

*) In den Rheinischen Beyträgen vom J. 1781 findet man das Ausführliche über den merkwürdigen Blinden Weißenburg. Wie viel er geleistet, davon hat Nicolai in der Berlinischen Monatsschrift vom J. 1808 Jan. der Akademie der Wissenschaften die Resultate summarisch vorgelegt, womit man in eben diesem Jahrgange die lehrreichen Aufsätze des Herrn Prof. Zeune vergleichen muß.

man sagte, a i lumi nella lingua, (er habe die Augen in der Zunge), Eulers, Batzkos in Deutschland, alle diese sprachen ja so laut dafür. Aber dabey blieb immer eine große Menge fähiger oft höchst bildsamer Kinder übrig, von denen man meinte, daß sie, wie sich einst ein Gelehrter gegen Hrn. Prof. Zeune ausdrückte, „eher als Thiere einer vollkommnern Gattung zu betrachten wären, an denen doch die Mühe die man ihnen widme, nur verloren sey.“ Seit der Gründung des Pariserinstituts entstehen ähnliche zu Liverpool, Edinburg, London, Wien, Prag, Amsterdam, Dresden, Zürich, Kopenhagen, und zu Berlin das treffliche Institut unter der Leitung des so eben genannten, auch um dieses Fach des Unterrichts so hochverdienten Zeune *).

Wenn Einige geglaubt haben, daß es besser sey, die Bildung bloß auf Handarbeiten zu beschränken, da sich der Blinde durch geistige Bildung mehr gedrückt als gehoben fühle — vielleicht weil man meinte „viel Wissen mache viel Grämen“ — wenn man aus diesem Grunde in Dresden eine Blindenanstalt zur bloßen Werkschule gemacht hat, so kann ich dieser

*) M. s. dessen Belisar, oder über den Unterricht der Blinden. N. A. 1821, desgl. über ähnliche Blindenanstalten in Gruber und Ersch Encyklopädie, der Artikel ebenfalls von Zeune, und vergl. Guillié sur l'instruction des aveugles. Paris 1817., und Kleins Lehrbuch zum Unterrichten der Blinden. Wien 1820.

Meinung nicht seyn. Mechanisch arbeiten kann auch das Thier, und je mehr sich das Tagewerk darauf beschränkt, ohne daß der Geist zugleich thätig wird, steht der Mensch diesem näher als der höheren Stufe, auf die ihn der Schöpfer gestellt hat. Zum Brodterwerb kann freylich jene Werkschule führen. Aber nie wird ein nur für diesen Zweck gebildeter Blinde jene Gefühle aussprechen können, in denen der zugleich geistig gebildete Weißenburg an seinen Lehrer schrieb: „Sie setzten meine höheren Kräfte in Bewegung. Sie flößten mir die unersättliche Begierde nach Wissen ein. Sie sprachen: die dunkle Nacht verschwinde! und es dämmerte in meiner Seele. Möge es auch bey Geduld und Mühe erst langsam tagen. Sie haben mich zum Stande eines vernünftigen Menschen erhoben. Durch Ihre Erfindung haben Sie nicht nur mein Glück befestigt, sondern auch andern Menschen genützt.“

Haüy, der auf seiner Reise nach Rußland im J. 1806 durch Berlin ging, und an seinem Zöglinge Fournier unter den Augen des Königs und eines großen Publicums, höchst befriedigende Beweise von den Erfolgen seines Unterrichts gab, ist im Jahre 1820 nach Frankreich zurückgekehrt, und hat bis 1822 bey seinem Bruder gelebt. Das Institut steht itzt unter der Leitung des Herrn Pignier.

Das Hotel und der Dom der Invaliden.

Bey guter Laune — schreibt ein geistreicher Reisender — muß man das Hôtel des Invalides besuchen, wenn nicht so manche Erinnerung an Kriege und Unglück, als Folge der menschlichen Verirrungen, den Besuch verkümmern soll. Denn welche Ströme von Blut sind bey der ungeheuern Anzahl von Fahnen geflossen, die man hier als Siegeszeichen anstaunt! An allen Wänden erblickt man Gemählde von Schlachten, Belagerungen, Mordscenen, und nirgends Beweise, daß seitdem die Menschen glücklicher geworden sind. Ehemals ließen sich Tausende von Franzosen todtschlagen, wenn es gerade eine politische Maaßregel erforderte, oder wenn es eine Maitresse für gut fand. Und izt ist weit über eine Million Menschen umgekommen, um an allen Orten die Losungsworte: liberté, égalité, fraternité zu lesen, und mehr als je tyrannisirt, theils unter dem Vorwande die gute Sache zu vertheidigen, sich als Schaafheerden vertauschen zu lassen, und künftig wenigstens doppelt geplagt zu werden *).

Dieß ward im J. 1804 geschrieben! Wenn in jenem Jahr kaum ein Paar preußische Fahnen aus dem siebenjährigen Kriege vorhanden waren, was

*) Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris 1804. 2. Th. S. 127.

mußten wir erblicken, als wir drey Jahr später in diesen Siegestempel eintraten! Welche Ausbeute von Fahnen und Kriegstrophäen hatten die Jahre 1805 und 1806 geliefert! Wie viele Erinnerungen an Jena und Austerlitz, und mitten unter ihnen hoch vom Gewölbe herabhängend, der Degen, den der Held des vorigen Jahrhunderts, den Friedrich der Große getragen hatte.

Man wird uns wohl nachempfinden, wie schmerzlich der erste Eindruck seyn mußte, als wir diese in ihrer Art einzige Versorgungsanstalt verdienter Krieger besuchten. Mit desto freyerer Brust kann ich mich itzt noch einmal in sie zurückversetzen. Sind doch unsre Fahnen zurückgekehrt, und Friedrichs Degen liegt nun wieder bey Preußens theuersten Reliquien aufbewahrt.

Das Hotel und sein prächtiger Dom, gewähren, besonders wenn man von der Seine herkommt, einen höchst imposanten Anblick. Hinter einer großen mit Bäumen umpflanzten Esplenade umschließt ein zierliches eisernes Gitter den ersten Vorhof, wo schon die aufgepflanzten Kanonen die Bestimmung des Ganzen andeuten. Das Hotel und der Dom gehören zu den Prachtgebäuden, die während der Regierung Ludwig des Vierzehnten, unter des Architekten Mansards Leitung aufgeführt wurden, dessen Name auch unter uns in den gebrochenen Dächern von seiner Erfindung fortlebt. Die Hauptfaçade von 300 Ellen Länge, mit drey

Reihen Fenstern über dem Erdgeschoß, welches, wie die Eingänge, Arkaden umgeben, endigt sich von beyden Seiten in zwey Pavillons. Jonische Pilaster tragen in dem Vorsprung einen Halbkreis, auf welchem der königliche Erbauer, von der Gerechtigkeit und Klugheit begleitet, in Bas-Relief, mit der Jahrzahl 1675 erscheint. Da ward der Bau begonnen, aber erst 1707 ganz vollendet. Große Statuen des Mars und der Minerva bewachen das Hauptthor. Um die Gebäude des ersten inneren Hofes läuft an drey Seiten ein Porticus so wie die vierte Seite ein doppelter Säulengang ziert. Die Kirche und der Dom mit seiner hohen Kuppel gelten, nächst dem Pantheon, für die vollkommensten Leistungen der Baukunst. Mit ihr hat die Mahlerey gewetteifert, die Wände durch Darstellung erhabener Gegenstände zu schmücken. Auch die Siegstrophäen sind mit großer Kunst höchst symmetrisch geordnet. Ein Theil derselben war durch die Unterschrift Sieg von Marengo, Sieg bey Fleurus, Sieg bey den Pyramiden bezeichnet. Eine große Tafel von weißem Marmor nannte mit goldenen Buchstaben die Ausgezeichnetsten unter den Kriegern.

Der große Turenne, bey dessen Namen jedem französischen Soldaten das Herz höher schlägt, war bey seinem Tode, als Anerkennung seines hohen Verdienstes neben den Königen zu St. Denys bestattet und durch ein Denkmal geehrt. Diese Anerkennung war ein Nationalgefühl geworden, das freylich kein

Deutscher, am wenigsten der Pfälzer, so oft er an die Verwüstungen seines Vaterlandes denkt, theilen kann. Als man alle königlichen Gräber, und alle Denkmäler der Abtey zerstörte, hatte man Turennens Ueberreste geschont, und sein Denkmal gerettet. Itzt war es in einer der Hauptkapellen des Doms, Vaubans Monument gegenüber, aufgestellt. Der am Rhein (1717) gefallene Held, liegt sterbend in den Armen einer Victoria. Sein Grab bezeichnet statt aller andern Inschrift sein Name. Itzt soll das Denkmal so wie die Asche des Helden in die alte Stelle zu St. Denys zurückgekehrt seyn. Wäre es nicht zweckmäßiger in der Nähe seiner Trophäen geblieben?

Sehr irren würde man, wenn man sich dieß einzige Invalidenhaus als ein gemeines Hospital oder eine Krankenanstalt denken wollte. Auch kündigt schon der äußere Anblick der Einwohner an, daß man sich nicht unter gemeinem Volk, sondern unter gesitteten Menschen befindet. Bey Einigen fanden wir sogar etwas auffallendes in der Eleganz ihres Anzugs. Ungestörte Ruhe und der sorgenfreye Genuß aller Bedürfnisse des Alters, soll hier das Verdienst vor der Reue, und vor dem schmerzlichen Gefühl, das so oft das Alter des Kriegers trübt, bewahren, einem undankbaren Beruf die besten Kräfte geopfert, Blut und Leben für das Vaterland gewagt zu haben, um einst mit kaum vernarbten Wunden, den noch übrigen Arm zum Betteln

auszustrecken, oder den Rest der Tage in Kummer und Elend zu enden. Daneben hat man alles vereinigt, um die Bewohner mit den ehrenvollsten Bildern und Erinnerungen an ihre vormalige Laufbahn zu umgeben. Viel ähnlicher ist daher dieß Haus jenen Prytaneen, die man in Griechenland nicht bloß zu den Rathsversammlungen der Prytanen, sondern auch in großen Nebengebäuden und Sälen zur Aufnahme, Beköstigung und Wohnung verdienter Männer und ihrer Kinder bestimmte, die sich selbst dadurch hoch geehrt fühlten *).

Für den gebildeten Veteran, deren es hier nicht nur unter den Officieren, welche einzelne Zimmer bewohnen, sondern auch unter den Soldaten der niederen Grade viele giebt, ist durch eine vortreffliche an zwanzigtausend Bände starke Bibliothek gesorgt, welche jedem literarischen Bedürfniß Befriedigung gewährt, da sie täglich von 9 bis 3 Uhr geöffnet ist, wo auch wir viele emsige Leser antrafen. Wenn gleich darin die historischen Fächer und die Kriegswissenschaften die reichsten sind, so kann doch eben sowohl der Freund der classischen und der schönen Literatur des Inlandes und Auslandes finden was er sucht. In diesem Saale hing damals das berühmte Meisterstück des Mahlers David, auf welchem Bona-

*) Cum interrogatus Socrates esset, respondit, sese meruisse ut amplissimis honoribus et praemiis decoraretur, et ut ei victus quotidianus in Prytaneo publice praeberetur, qui honor apud Graecos maximus habetur. Cic. de Orat. I.

parté mit seinem prächtigen Schlachtroß den St. Bernhard hinansprengt. In einem höhern Geschoß fand man eine Sammlung von Plänen und Modellen der französischen Festungen in erhabener Arbeit. Itzt kann man sie in dem Berliner Zeughause finden.

In dem was ich von den Wohnungen, Schlaf- und Speisesälen, die theils im Erdgeschoß, theils in den Flügeln des Hauptgebäudes liegen, gesehen, herrschte zwar nicht die Ordnung und Reinlichkeit, die ich später in dem ähnlichen Hospital von Greenwich gefunden habe. Doch erweckte nichts Ekel oder Mißbehagen, und selbst während der Mahlzeit, die frugal aber sehr anständig seyn soll, und bey der auch keinen Tag der Wein fehlen darf, könnten Freskogemählde von Schlachten und Kriegsbegebenheiten die Aufmerksamkeit beschäftigen, wenn der Mensch nicht bald auch die schönste Umgebung, wenn er sie täglich sieht, gewohnt würde.

In den Invaliden selbst, so weit die beschränkte Zeit ein Urtheil darüber möglich machte, sprach sich auf die mannichfaltigste Weise der Nationalcharakter aus. In mehreren Bejahrten, besonders unter den Officieren, erschien vor allen jene anmuthige Würde und Feinheit, welche recht eigentlich alternde Franzosen auszeichnet, wenn ihnen von dem jugendlichen Leichtsinn nur die gefällige Lebendigkeit übrig geblieben ist. Unter den jungen Soldaten gingen doch viele finster und mißmüthig, vielleicht noch von den Folgen ihrer

Feldzüge körperlich gepeinigt, umher. Denn an Krücken, Stelzfüßen und falschen Armen fehlte es nicht. Zu einer recht brüderlichen Eintracht sind überhaupt gemeinsame Versorgungsanstalten selten geeignet. Das Alter macht mürrisch. Es ist hier nicht wie im Lager, wo sich alle Lust und Noth theilt. Hier hat Jeder das Seine, und denkt nur an sich.

Zu politischen Gesprächen und Urtheilen wäre bey vielen der Gemählde Anlaß genug gewesen. Wiewohl wir durchaus keine unangenehmen Erfahrungen während unsres Aufenthalts gemacht haben, so hüteten wir uns doch sie zu veranlassen. Als Preußen einer Nation angehörend, der man so wenig die einst bey Roßbach erfahrene Demüthigung, als die neue Kühnheit mit der großen Nation in Kampf zu treten verzeihen konnte, die so eben den Unwillen Napoleons aufgeregt hatte, würden wir, hätten wir uns zu erkennen gegeben, schwerlich die Gefälligkeit erfahren haben, mit der man uns hier alles zeigte. Wir hätten vielleicht selbst den angenehmen Eindruck verloren, den die beredten Ergießungen eines kriegerischen Geistes bey Turennens Denkmal auf uns machten. Denn immer thut es wohl, wenn der, der sich einem Stande gewidmet hat, mit Begeisterung dafür erfüllt ist. Auf Friedrichs Degen machte man zwar aufmerksam, doch mit dem bloßen Zusatz: C'etoit un grand Roi! C'etoit un grand guerrier!

Technische Kunstwerke.

Die Gobelins. Die Spiegelfabrik. Die Gebrüder Didot.

Wie viel wäre auch von dieser Seite in Paris zu sehen und zu lernen gewesen! Denn auch ohne Technologe zu seyn, ist es doch erfreulich, die höheren Stufen kennen zu lernen, welche der Erwerbfleiß erreicht, und wahrzunehmen, wie sich das mechanische Geschäft mit dem Geschmack verbündet hat. Aber die beschränkte Zeit, bey der täglichen Hoffnung auf ihren Ablauf, erlaubte uns nur einige der wichtigsten Werkstätten zu besuchen.

Die erste war die Manufactur der berühmten Tapeten, die von einem, zur Zeit Franz I. ausgezeichneten Meister der Färberey, besonders in Scharlach, Gilles Gobelin, den Namen erhalten haben. Der Minister Colbert bewog den König Ludwig XIV. die ganze Anstalt den Erben abzukaufen und das Geschäft auf Kosten der Regierung betreiben zu lassen. Daher werden noch itzt die vorzüglichsten Arbeiten für die Krone verfertigt und mehr zu Geschenken, als zum Verkauf bestimmt.

Diese Arbeiten lassen dann aber auch alles, was man auch wohl unter uns von ähnlichen Fabrikaten, namentlich den Hautelis-Tapeten kennt, weit hinter sich zurück. Schwerlich kann es die vollendetste Stickerey, wie ich sie bey Miß Linwood in London

sah*), so weit bringen. Denn man glaubt durchaus vor einem Gemählde zu stehen, und hält es kaum für möglich, daß mit wollenen Fäden jede, auch die feinste Schattirung in solcher Vollkommenheit dargestellt werden könne. Durch die prächtigen Farben der Wolle wird man sogar versucht, dem kunstvollen Gewebe den Vorzug vor den Gemählden zu geben, die von geschickten Künstlern nach den Originalen der größten Meister für diesen Zweck copirt werden.

Aber welchen Aufwand von Zeit und Kosten fordert auch ein solches Prachtstück; wie mühselig ist daneben das Tagewerk und wie dürftig der Lohn! Ein Beyspiel mehr, wie theuer die Erzeugnisse des Luxus erkauft werden müssen. Doch wer Gelegenheit gehabt hat, ein ähnliches Geschäft in den Schlesischen Gebirgen, die Leinwand- und besonders Damastwebereyen zu sehen, wo selbst in den heißesten Sommertagen der Arbeiter kein Fenster der dumpfen Stube öffnen darf, und wer es weiß, wie armselig der Verdienst für die Aufopferung von Gesundheit und Leben ist, der braucht die Beyspiele nicht erst in Frankreich zu suchen.

Ist Meyers Angabe, wie nicht zu zweifeln, gegründet, so wurden noch im Jahre 1804, wo die in der Revolutionszeit sehr zurückgekommene Manufactur wieder vorzüglich blühend war, und vierzig Weber-

*) S. Reise nach England 2. Th. S. 83 ff.

Weberstühle und gegen hundert Arbeiter zählte, die zehn Geschicktesten mit einem Tagelohne von 16 Gr. abgefunden, wovon sie mit ihren Familien nur auf das kümmerlichste leben konnten. Und doch hatten sie, da sie eigentliche Künstler, nicht bloße mechanische Arbeiter sind, oft zwölf und mehrere Lehrjahre bestehen müssen, um den Besten gleichgestellt werden zu können.

Für diesen sparsamen Lohn, den der gemeinste Handwerker in Paris verdienen kann, steht der Weber vom Morgen bis Abend zwischen dem ihm im Rücken aufgestellten Oelgemählde, das er nachbilden soll, und dem mit Fäden in perpendiculärer Richtung bespannten Gestell. Immer mit dem Kopf in Bewegung, blickt das Auge itzt hinter sich, itzt vor sich. Hat er das Urbild hinter sich in seinen kleinsten Theilen erfaßt, so wählt er vor sich die Fäden, aus den in allen möglichen Farben und Schattirungen vor ihm liegenden Spulen, um nun jede Gestalt, jedes Licht, jeden Drucker, mit derselben Bestimmtheit und Genauigkeit, wie das Gemählde selbst, jenen aufgespannten Fäden einzuweben. Dieß geht aber so langsam vor sich, erfordert eine so unermüdete Geduld, Anstrengung und Abgezogenheit von allem was zerstreuen könnte, daß oft fünf bis sechs Jahre hingehen, ehe ein einziges größeres Stück vollendet wird.

Uebrigens ist weder die Manipulation, noch die Bestimmung der Manufactur in allen Sälen die-

selbe. Die so eben beschriebene findet nur bey den großen Kunstwerken ihre Anwendung. In andern Zimmern werden kleinere Gemählde, Stuhlüberzüge, überhaupt leichtere Arbeiten in der sogenannten Basselisse von angehenden Lehrlingen und Gesellen gewebt. Diese sind denn zum Verkauf bestimmt. Der Ertrag deckt aber bey weitem die großen Summen nicht, welche die Manufactur der Regierung kostet, und die, zufolge einer neueren Angabe an vierzig bis funfzigtausend Rthlr. betragen. Dieß erklärt sich aus den großen Spinnereyen, Färbereyen, dem Maschinenwesen, der Erhaltung so vieler Arbeiter, und der Bestimmung gerade der kostbarsten Prachtstücke zu Geschenken, oder zu Decorationen der Kirchen und Schlösser bey feyerlichen Gelegenheiten, wozu ein bedeutender Vorrath in den großen Meublemagazinen der Krone aufbewahrt wird. Einige ältere wurden auch in einem der oberen Zimmer als Proben gezeigt, und bedeckten die Wände. Eins derselben, welches den Admiral Coligny darstellte, wie er in der Nacht der Bluthochzeit aus dem Schlaf aufgeschreckt im Nachtkleide seinen Mördern entgegen tritt, war wenigstens geschichtlich das interessanteste, wenn auch nicht als Kunstwerk das vorzüglichste. Einen gar lieblichen Anblick gewährt aber das große Magazin, in welchem die einzelnen Bündel der farbigen Wolle in den sanftesten Uebergängen und Abstufungen ihrer Schattirungen zusammen geordnet, und Fachweise ver-

theilt sind. Nirgends sah ich die Spielarten in solcher Menge; nirgends das ganze Farbenreich in solcher Herrlichkeit. Selbst was ich später in der Seiden- und Sammtfabrik zu Crefeld fand, möchte ich kaum damit vergleichen *).

In der nicht minder berühmten und von Fremden besuchten Spiegelfabrik (Manufacture royale des Glaces), worin die Zahl der Arbeiter auf 450 angegeben ward, war man so gefällig uns die ganze Behandlung vom Anfang bis zu Ende zu zeigen. Ich wiederhole nicht, was ja doch in jedem großen technologischen Werk besser und vollständiger zu finden ist, und bemerke nur, daß man in Paris selbst bloß fortsetzt, was in dem Flecken St. Gobin unweit Soissons angefangen ist. Die dortige Fabrik bereitet nämlich die Spiegelgläser, indem sie die flüssige Glasmasse auf metallene Platten gießt, wenn diese abgekühlt sind, mit metallenen Walzen ebnet, und sodann nach Paris liefert. Früherhin wurden alle Spiegel geblasen, wie ich dieß im Jahr 1811 in der großen Glasfabrik in Murano bey Venedig sah. Seit aber Abraham Thewarth im J. 1685 das Gießen erfunden hatte, war es möglich geworden, nach dieser Methode Spiegelgläser bis zur Höhe von acht bis neun Fuß zu liefern. Die noch rohen

*) S. Reise nach Westphalen. S. 229.

Platten sahen wir schleifen, poliren und mit der Folie belegen. Der größte Spiegel den wir in der Manufactur fanden, hielt 120 Zoll in der Länge, 60 Zoll in der Breite, und der Preis ward auf viertehalbtausend Rthlr. unsers Geldes angegeben.

Aus der verhältnißmäßigen Wohlfeilheit erklärt es sich übrigens, wenn man in Paris in den gewöhnlichsten Häusern, Gasthöfen und Restaurationen die Wände bis zum Uebermaaß mit Spiegeln bedeckt sieht, wie man sie vormals fast nur in Schlössern zu sehen gewohnt war.

Den großen Ruf, welchen die Didotschen Drucklettern auch in Deutschland erlangt haben, verdanken sie den vereinten Bestrebungen einer ganzen ausgezeichneten Künstlerfamilie dieses Namens. Ihr Verdienst hat sich weit über die Gränzen ihres Vaterlandes verbreitet, und Mehrere unsrer Schriftgießereyen und Druckereyen haben sich durch Nachahmung bereits zu einer Vollkommenheit erhoben, die sie den ersten italiänischen und französischen Werkstätten gleich stellt. Es ist überflüssig, an die Leistungen der Göschenschen, Tauchnitzischen, Viewegschen, Brönnerschen und ähnlicher Officinen zu erinnern.

Schon Franz Ambrosius Didot, der Vater zwey berühmterer Söhne, erwarb sich ein Verdienst durch die Verbesserung der Lettern, erfand die Typometer zur genauen Bestimmung der Höhe und des

kubischen Inhalts derselben, bediente sich auch zuerst des Velinpapiers, und lieferte viele treffliche Ausgaben. Die Söhne, beyde technisch und wissenschaftlich gebildet, schritten auf seiner Bahn fort, und durch sie bekamen recht eigentlich die Didotschen Lettern die große Celebrität im Auslande wie in Frankreich. Ich besuchte zuerst den Jüngeren Firmin Didot, und denke, so oft der Name genannt, oder als Firma auf alten und neuen Classikern gelesen wird, mit Dank an die schönen Morgenstunden die er mir schenkte. Er nahm den wärmsten Antheil an der Veranlassung meiner Reise, sprach unbefangen über das Gute und Böse der Zeit, daneben mit großer Achtung über unsre Literatur. Man hörte überall den wissenschaftlichen Mann, und vergaß beynah den Formenschneider, Schriftgießer und Drucker.

Nach dem Frühstück machte er mich durch Beschreibung und Anschauung mit allen Theilen seines Geschäfts, in dem er sich eine so vielfache Meisterschaft erworben hat, bekannt. Die schönen Formen der Buchstaben sind sein Werk, indem die Patricen und Matricen *) durch seine Hand gingen. Die Schriftgießung hat in der ganzen Behandlung eine größere Vollkommenheit

*) Patricen nennt man die von dem Formenschneider in Stahl geschnittenen Buchstabenstempel, mit welchen durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matricen verfertigt werden. Sie stellen den Buchstaben des Alphabets verkehrt dar. Die Matrice ist die Form, in welche hernach die Buchstaben abgegossen werden.

erreicht, und die Stereotypen*) sind wo nicht ganz seine Erfindung — indem schon ähnliche Versuche in Holland und Frankreich gemacht waren — doch durch ihn so vereinfacht, und nach seinem Vorgang so verbreitet, daß ihm wenigstens der größere Theil des Verdienstes gebührt. Obwohl gerade nicht gearbeitet ward, so hatte er doch die Gefälligkeit, eine Masse schmelzen zu lassen, in welche er, als sie zu einer Teigconsistenz erkaltet war, selbst ein Octavblatt — nach dem Kunstausdruck — abklatschte. Es war die Sache eines Augenblicks. Die Platte ist in meinen Händen, und mir aus seiner Hand ein eben so werthes Andenken, als seine Ausgabe der Virgilschen Bukolika, — auf welcher der Titel sagt: Guß, Druck und Uebersetzung von Firmin Didot.

An einem andern Tage hatte ich Gelegenheit, in der Buchhandlung des älteren Bruders Pierre die kostbaren Ausgaben der ersten französischen Dichter und Prosaisten in Quart und Folio zu sehen, die vielleicht

*) So nennt man bekanntlich die Verwandlung der gewöhnlich aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten, in feststehende Platten oder solide Massen oder Tafeln, vermittelst eines Gusses. Ich will hier nicht wiederholen, was über die Verschiedenheit solcher Stereotypen von stehenden Lettern im 1. Theil der Reisen S. 323 bereits gesagt ist. Wen der Gegenstand interessirt, findet auch im Conversationslexicon (im Artikel Buchdruckerey) nähere Auskunft, so wie über das Geschichtliche in Busch-Handbuch der Erfindungen. 3ter Th. S. 524.

unsern Göschen zuerst auf die Idee brachten, in ähnlichen Prachtausgaben der Ilias, des griechischen Neuen Testaments, den Werken Klopstocks und Wielands Beweise zu liefern, daß wir uns itzt auch in diesem Fach dem Auslande gleich stellen können. Mehrere Franzosen erkannten dieß auch an. Nur der berühmte Orientalist Sylvester de Sacy äußerte sich gegen mich über den Schnitt der griechischen Typen so verächtlich, daß ich seinen Ausdruck kaum wiederholen mag. Eine allgemeine Billigung haben die neu geformten Charaktere wegen zu großer Annäherung einzelner Buchstaben an das lateinische Alphabet, auch in Deutschland nicht gefunden, obwohl Männer wie Wolf und Griesbach darüber zu Rath gezogen waren.

Ein Nebenbuhler Didots, der unstreitig talentvolle Herhan, dessen Methode vielleicht selbst Vorzüge haben konnte*), hat sich nur eine kurze Zeit halten können. Unstät und leichtsinnig, war er gewiß der großmüthigen Unterstützung des edlen Grafen von Schlaberndorf nicht würdig. Er lohnte ihm mit Undank, und von seinen Ausgaben, so gefällig sie für das Auge waren, soll kaum noch die Rede seyn.

*) S. das vorbenannte Handbuch von Busch. Auch das Intelligenzblatt der Allg. Literaturzeitung vom J. 1801 Nr. 213. giebt darüber nähere Auskunft.

Unentschieden mag es übrigens bleiben, ob überhaupt der Stereotypdruck so wesentliche Vorzüge vor dem gewöhnlichen habe. Anwendbar ist er doch nur bey Büchern, deren Ankauf ein stehendes und sehr allgemeines Bedürfniß ist, namentlich bey den classischen Schriftstellern, Schulbüchern, Katechismus und andern Sprachlehren. Daß diese so äußerst wohlfeil in viele tausend Hände durch die Ersparniß eines immer wiederkehrenden Satzes kommen können, daß dadurch das Studiren, der Ankauf und Gebrauch den Unvermögenden so sehr erleichtert wird, ist nicht zu verkennen. Uebrigens hat die Verlagshandlung dieser Reisen, so wie die Cansteinische Bibelanstalt, da sie im Besitz stehender Lettern ist, mit den Stereotypen-Ausgaben der heil. Schriften, auch in der Wohlfeilheit der Classiker und der Bibeln noch immer gleichen Schritt gehalten, und dürfte sich nach manchen Erfahrungen schwerlich bewogen finden, von der gewöhnlichen Druckweise abzugehen.

Denkwürdige Ueberreste aus zwölf Jahrhunderten.

Erster Besuch des Museums französischer Denkmäler.

Welche Zeiten, welche Menschen sind in diesen Morgenstunden vor mir vorübergegangen! Wer mag den Faden festhalten in solchem Labyrinth der Vergangenheit? Wessen Gedächtniß muß nicht, selbst wenn man das Verzeichniß mit seinen sechshundert Nummern durchläuft, dennoch verzweifeln, auch nur von dem Wichtigsten den Eindruck zu bewahren? Man kann hier Monate umhergehen; immer wird etwas Neues die Aufmerksamkeit fesseln.

Es ist doch ein ganz andrer Schauplatz, als in St. Denys, der sich hier der Betrachtung öffnet! Dort glaubt die Phantasie nur königliche und fürstliche, zum Theil längst vergessene, ihre leeren Grüfte umschwebende Schatten zu erblicken. Hier steht man zugleich vor den Denkmalen ihrer edlen oder unedlen Diener, ihrer Schmeichler, ihrer Verführer, ihrer Buhlen, aber auch ihrer unsterblichen Zeitgenossen. Das ganze große Buch der Annalen Frankreichs, liegt hier — zwar nicht in Buchstabenschrift, — aber in Erz und Marmor vor dem Auge aufgethan.

Die Ueberschrift dieses Abschnitts sagt, woher ich komme. Es ist jene damals so berühmte — itzt schon so sehr wieder verminderte — Sammlung, in welcher, während der fürchterlichsten Stürme der Revolution, von Werken der Kunst, Kirchen, Klöstern und Schlössern geborgen wurde, was der Wuth der neuen Vandalen noch zu entreißen möglich war. Es ist das Kloster, wo vordem Augustinermönche ihre Horas sangen, und in welchem, als diese verstummen mußten, die verfolgte Kunst ihr Asyl fand.

Selbst mitten in dem Rausche einer allgemeinen Umwälzung konnte es nicht fehlen, daß wenigstens ein Theil der Glieder der Nationalversammlung so viel Besonnenheit behielt, nicht alle Schätze der Wissenschaft, alle Erzeugnisse des künstlerischen Talents, einem vornehmen oder geringen Pöbel Preis geben zu wollen. Konnte oder wollte man nicht sogleich hindern, daß man die Klöster selbst zerstörte, die Priester und Mönche verjagte, und die Heiligthümer, vorgeblich als der öffentlichen Sache (cause publique) angehörend, verkaufte und einschmolz, so erging doch schon im Jahre 1791 ein Decret, daß Bücher und Handschriften, und wenn man die Grüfte der verhaßten Könige umwühle, wenigstens doch die schuldlosen Denkmale, Statuen und Kunstwerke geschont werden sollten. Den Büchern wurden die Jesuitercollegien, den Denkmalen das Kloster des petis Augustins angewiesen. Das Hauptverdienst hatte dabey der edle Graf von

Larochefaucold*). Auch wurden von Gregoire verfaßte Memoires gegen den Vandalismus in alle Departements versendet, und einem jungen für die Kunst begeisterten Mann, einem Zögling der Akademie der Mahlerey und Baukunst, Hrn. Lenoir ward Vollmacht gegeben, besonders alles was von französischer Kunst übrig und unterzugehen in Gefahr sey, zu sammeln, um ein Museum französischer Denkmäler zu bilden, zu dessen Aufseher (Conservateur) kein Würdigerer als er, der wahre Stifter desselben, ernannt werden konnte.

Unser M. Arndt hatte schon 1804 seinen frühen Tod bedauert und ihm in seiner Reisebeschreibung ein „Schlafe wohl, wackerer Mann!“ nachgerufen. Ich erfuhr bald, daß dieß auf einer falschen Nachricht beruht hatte, und fand ihn zu meiner Freude noch in frischer Lebenskraft, und im Bewußtseyn des Verdienstes, welches er sich, während alles um ihn her auf Umstürzen und Zerstören gestellt war, durch Erhalten und Bauen erworben hatte. Itzt dürfte jener Nachruf mehr an seiner Stelle seyn. Denn so viel ich gehört, lebt er nicht mehr.

So bald sich Hr. Lenoir im Besitz des Locals für sein Geschäft sieht, sinnt er darauf es möglichst zweck-

*) S. unter den Beylagen Nr. III.

**) Arndts Reise. Leipzig 1804. 3ter Th. S. 115.

mäßig zu benutzen. Er hatte durch die Beschränktheit und Lage des alten Klosters mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da der Raum zu eng war, und die aus allen Gegenden eingehenden Kunstwerke sich täglich vermehrten, so konnte ein Zusammendrängen und Benutzen selbst der dunklen und unbequemen Gänge und Zellen nicht vermieden werden. Dennoch hat er alles geleistet, was zu leisten möglich war.

Ich schweige von dem, was der Bestimmung dieses Museums fremd, ägyptischen, griechischen, römischen Ursprungs, und nur zufällig aus andern berühmten Sammlungen hierher gekommen ist. Es hat vielleicht für den Antiquar ein höheres Interesse, als manche Stücke der von sehr rohen Anfängen heraufgebildeten französischen Kunst. Aber der Geschichte dieser allmähligen Heraufbildung gehört es nicht an. Dieser durch eine charakteristisch geordnete Reihenfolge der Ueberreste aus allen Jahrhunderten folgen zu können, das war gerade das Ziel das sich Lenoir gesetzt, und dessen Erreichung er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Sowohl sein größeres Werk mit Kupfern, als die kleinere Description, enthalten die Grundsätze denen er dabey gefolgt ist, und beurkunden den unendlichen Fleiß die er auf die Untersuchung und Anordnung aller einzelnen Stücke gewendet hat*).

*) Musée des monumens francois. Paris 1800. 6 Vol. mit 258 Kupfern. Der Auszug Description historique et

Wer das Museum aus seinem Gesichtspunct auffaßt, verweilt nicht bey der Menge von Bruchstücken von Säulen und Köpfen von Aposteln, Heiligen und Engeln die ihm schon in dem ersten Hofe, zu dem er durch die kleine Klosterpforte eintritt, begegnet. Geschichtlich ziehen ihn gleich weit mehr die Grabsteine an, die bis in die Zeiten der Merovinger hinaufreichen, die man in den zerstörten Kirchen von St. Germain und Paris ausgrub, und auf denen man die Namen Childeberts, Clotars und Chilperichs ließt. An sie reiht sich auf einer großen Steinplatte, die mit musivischer Arbeit umgebene lange Gestalt jener Fredegunde, vielleicht eines noch verruchteren Weibes als ihre Schwägerin Brunhild. Sie hält den Scepter des Reichs in der Hand, das sie durch eine Reihe von Freveltaten, Blutschulden, einen wenn die Geschichte nicht übertreibt, fünffachen Meuchelmord im eignen Hause sich errungen hat. Dennoch starb sie von königlichem Glanz umgeben, indeß jene wie ein Scheusal durch die Straßen von Metz geschleppt, furchtbar enden mußte. Nichts ist merkwürdig an den Grabsteinen als das Alter, und die Erinnerung an wilde grauenvolle Zeiten. Der Arbeit würde sich itzt der schlechteste Steinmetz schämen.

---

chronologique des monumens de sculpture réunis dans le Musée. Im J. 1806 war schon die 8te Ausgabe erschienen. Außer diesen hat er noch mehrere antiquarische Werke geliefert.

Nicht viel besseres sah man in den niederen und finstern Kreuzgängen, welche den inneren Klosterhof umgeben. Ungestaltet wie ihr Zeitalter, liegen in großen und kleinen steinernen Särgen die alten Könige der folgenden Dynastien. Daneben standen an den Wänden Ritter, Mönche und Nonnen, wie man sie in vielen unsrer alten Kirchen besser sieht; rohe Gebilde, deren kalte Gesichtszüge in dem Marmor selbst zu Stein erstarrt scheinen. Nur ein trübes Licht fällt von den gemahlten Fenstern auf sie herab. Es ist als wandelte man im Thale des Todes. Hat es doch schon etwas schauderhaftes, wenn man etwa um Mitternacht, schon lebendig in ihrem Kloster begrabene Carthäuser mit emsigem Schritt zur Hora eilen sieht. Hier aber regt sich nichts, gar nichts, und unter den ausgehöhlten Sargdecken ist jeder Lebensfunke verloschen.

Der Blick erheiterte sich, wenn man in die großen Säle eintrat, welche der sinnige Lenoir ganz in dem Charakter und dem Geschmack eines jeden Jahrhunderts auch architektonisch eingerichtet hatte. So ist das ganze Gewölbe, das in gothischen Charakteren die Ueberschrift führt: Etat des arts dans le treizième siecle, nach orientalischer Sitte himmelblau und mit Sternen besät, daher auch Bonaparte, als er diesen Saal besuchte, sich nach Syrien versetzt zu sehen glaubte. Auch die geschichtlichen Erinnerungen gewinnen immer mehr an Interesse. An den größtentheils lange nach ihrem Tode errichteten Denkmalen

Carl Martells, Pipins, Carlomanns und ihrer Nachkommen, wiederholt man sich die Dynastien der Carolinger, und mit dem auf dem Grabstein ruhenden Hugo Capet beginnt jenes merkwürdige Geschlecht der Capetinger, das — bedroht wie kein andres — doch weder in der Revolution noch im Kaiserthum sein Ende finden sollte.

Hier liegt auch Carl von Anjou. Der Kopf ist schön, kräftig aber nicht hart gearbeitet. Nimmer wird der Physiognom in dem Ausdruck den unversöhnlichen Mann ahnden, der den sechzehnjährigen Conradin, den rechtmäßigen Erben der Krone von Neapel und Sicilien, den letzten Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses, auf dem Markte von Neapel enthaupten ließ, und durch seine Bedrükkungen in Sicilien (1282) jenes schreckliche Blutbad, die sicilianische Vesper, veranlaßte, in der seine wüthenden französischen Soldaten das Kind im Leibe der Mutter nicht schonten.

Im Saale des vierzehnten Jahrhunderts ist der Geschmack der Arabesken vorherrschend, wie sie die Kreuzfahrer an den Prachtgebäuden des Orients gesehen und nach Frankreich verpflanzt hatten. Daneben schmücken die Wände und Pfeiler eine Menge großer und kleiner Statuen von Aposteln und Heiligen aus den zerstörten Kapellen in und außer Paris.

Die Statue Philipp des Schönen versetzte mich hier in die Zeit jener grausamen Verfolgung

der Tempelherren zurück, die mit dem unerhörten Blutgericht endet, welches, in Uebereinstimmung mit Papst Clemens, den greisen Molay, ihren ehrwürdigen Großmeister, zum Scheiterhaufen verdammte. Solche Härte spricht hier aus Philipps Zügen nicht; auch soll ja der Künstler billig nur die besseren Lebensmomente darstellen. Arndt nennt den Kopf sogar „eine schöne Schönheit." Täuschte ihn vielleicht der Name, den ihm sein Zeitalter gab?

Wie mahnt doch hier alles an die Schicksale so vieler Könige Frankreichs! Auch dieser Philipp endete in der vollen Kraft der Jahre. Sein Anblick rief mir eine alte Volkssage zurück, die ich aus Werners geist- und sinnvoller Tragödie, den Söhnen des Thales, kennen gelernt hatte. Man erzählte sich, wie Molay, zwar standhaft und triumphirend wie ein Märtyrer, Folter und Flammen ertragen, aber doch ehe er den Holzstoß bestieg, seine Verfolger, den Papst und den König, in dem nächsten Jahr vor Gottes Gericht gefordert habe. Der Dichter legt die Ladung einem der mitverbrannten Templer in den Mund:

„Dich, unsern Henker, Philipp,
Dich lade ich vor Gottes Angesicht
Von heut an binnen Jahresfrist — und dich
Verräther Clemens binnen vierzig Tagen,
Der Unschuld die ihr mordet Red' und Antwort
Zu geben vor dem höchsten Richter."

Auf

Auf jedem Fall ist historisch gewiß, daß, nachdem Molay im März 1314 verbrannt war, wenige Tage darauf Clemens heftige Krankheitsanfälle bekam, und ohne Avignon zu erreichen, schon am 20. April starb. Die Kirche, wo er beygesetzt wurde, verbrannte die Nacht darauf, und mit ihr der halbe Leichnam. Auch König Philipp der Schöne überlebte, nach einer Menge der schmerzlichsten Erfahrungen in seiner Familie, Molays Tod nur acht Monat. Er selbst soll kurz vor seinem Ende darin eine strafende Gerechtigkeit gefunden, und dieß selbst seinen Söhnen nicht verhehlt haben. Er hinterließ deren drey, auch bestiegen sie alle den Thron. Nach vierzehn Jahren lebte nicht einer mehr, und mit dem letzten erlosch das Haus Valois.

Leicht mag man denken, daß alle Freunde des Tempelordens in dem allen eine rächende Nemesis gesehen haben werden.

Zweyter Besuch des Museums.

Man erliegt der Fülle der Gegenstände, nimmt wenigstens zu flüchtige Eindrücke von dem Einzelnen mit, wenn man alles auf einmal umfassen will. Ich brach den ersten Besuch mit den Ueberresten des vierzehnten Jahrhunderts ab, um mit erneuerter Aufmerksamkeit in die späteren überzugehen.

Sichtbar und immer sichtbarer ward hier der Einfluß, der in Italien zu den Zeiten der Michael Angelo, Raphael, Titian, Correggio, und andrer Meister so herrlich aufblühenden Kunst. Auch in Frankreich werden seitdem die Kunstwerke vollendeter, die Namen der Künstler berühmter. Eins nur befremdet, und widersteht fast dem Gefühl für das Anständige und Schickliche. Gerade bey den kostbarsten Denkmalen, womit man die Königlichen Gräber geschmückt hatte, schien man etwas darin gesucht oder sich den Forderungen des Zeitgeschmacks anbequemt zu haben, die Natur bis zum Erschrecken ähnlich nachzubilden. Auf mehreren mit den feinsten historischen Reliefs kunstvoll verzierten Postamenten, liegen Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. mit ihren Gemahlinnen in Lebensgröße als Todte in gänzlicher Nacktheit dahingestreckt. Auch die letzte Hülle ist ihnen entzogen, als hätte man eben ihr Sterbehemde abgestreift, um sie mit dem Leichengewande zu bekleiden. Dem Kenner gelten gerade diese Arbeiten Pilons und

andrer großer Plastiker für die vollkommensten. Es sind Studien für den Zeichner und Bildhauer, wie sie denn auch den strengsten Forderungen des Anatomen in der Nachbildung der Adern und Muskeln genügen sollen. Sogar die nach dem Tode gemachte Oeffnung des Unterleibes hat man nicht vergessen, so daß man zwar nicht, wie sich Arndt ausdrückt, die Verwesung, wohl aber die Nachahmung der balsamischen Stoffe sieht, wodurch man sie vor der Verwesung schützen wollte.

Zur Aufstellung dieser und ähnlicher Prachtstücke, hatte Herr Lenoir die Kirche als den größten Raum des Klosters gewählt. Neue höchst denkwürdige Zeitperioden treten hier wieder lebendiger vor den Geschichtskundigen, denn aus jeder begegnet ihm irgend ein bedeutendes Denkmal. Gern verweilt er an dem Sarkophag des zwölften Ludwigs, des väterlichen Herrschers, der, wie er zu sagen pflegte, sich lieber von den Höflingen als geizig verhöhnt sehen, als zugeben wollte, daß ein gedrücktes Volk über ihn weinte; gern bey Franz I., der in der Nähe des Vaters ruht. Uebertraf er diesen an Geist, doch gewiß nicht an Güte. Es war indeß billig, daß man, auch abgesehen von Pilons Meisterhand, gerade seinem Monument und seiner Statue den würdigsten Platz bestimmte. Er schützte Wissenschaft und Kunst, und der große Mahler Leonardo da Vinci, den der König auf seinem Krankenbette besuchte, starb, indem er sich aufrichten wollte, in seinen Armen (1517). Auch wäre Franz gewiß

empfänglich für die helleren Ideen gewesen, die von unsern Reformatoren seinen Zeitgenossen ausgingen, und hätte Melanchthon gern nach Frankreich gezogen *). Aber so bald Kriegsruhm, Politik und Sinnlichkeit vorherrschend in der Seele wird, so verliert das Uebersinnliche seine Kraft, und es bleibt keine Zeit mehr übrig um daran zu denken.

Lange schon hatte ich in der Nähe dieser ausgezeichneten Königlichen Denkmale verweilt, als zwey andre Kunstwerke die Aufmerksamkeit ablenkten — hier das Monument Dianens von Poitou, welches durch die architektonischen Verzierungen die es umgeben, eins der größten Stücke der Sammlung ward; dort das Grabmal des Cardinals Richelieu — beyde historisch wichtige Personen, beyde, ohne Königlichen Stammes zu seyn, sich doch darin so ähnlich, daß sie einst ganz Frankreich regierten; jene, seit sie den zweyten Heinrich an sich gefesselt hatte, durch die Zauberkraft ihrer Reize, dieser durch eine Staatsklugheit, welche die Zügel von ganz Europa in der Hand zu haben schien.

---

*) Venies — so endete der Königliche Brief an Melanchthon — venies mihi gratissimus, seu privato tuo seu publico vestratium nomine adveneris, meque re ipsa experieris, et privatim Germaniae vestrae dignitatis et publicae in universum quietis esse studiosissimum 1535. Mun vergl. Camerarii vita Melancht. p. 144. et 424. nach der Strobelschen Ausgabe.

Aus Dianens vormaligem Schloß Anet, hatte man ihr schon sehr verfallenes prächtiges Mausoleum mit großer Sorgfalt hierher versetzt, und durch viele — vorzüglich historische — Basreliefs verziert. Vier weibliche Gestalten von Pilons Arbeit umgeben das hohe Piedestal, auf welchem ein schwarzer Sarkophag ihre Gebeine umschließt. Diana liegt gebeugt auf den Knieen in betender Stellung, recht im Contrast mit einer nebenstehenden Gruppe, wo sie als Göttin der Jagd auf einem Hirsch gelehnt dasteht, und mit einem Gemählde, auf dem sie, den König auf seinem Jagdroß umschlingend, gebieterisch daher fliegt. Vierzehn Jahr alt, war sie in der Fülle unverwelklicher Schönheit, an den Marschall de Breze am Hofe Heinrichs vermählt, und früh schon daran gewöhnt, daß alle Großen des Reichs ihrer Schönheit und ihrem Geist wetteifernd huldigten. Fünf und vierzig Jahr alt — immer noch bezaubernd schön — sah sie zuletzt den, seiner Gemahlin Katharina von Medicis längst abgeneigten König zu ihren Füßen, und ihn von nun an sich mit unwandelbarer Treue ergeben. An ihren Augen hängt sein Wille. Heinrich II. Regierung — sagt sein Geschichtschreiber — war die Regierung Dianens. In allen Schlössern, selbst in vielen Kirchen sah man in goldenen Buchstaben nur die verschlungenen Namen Heinrich und Diana. Als aber der König, im Turnier tödtlich verwundet, stirbt — da trifft auch sie das gewöhnliche Schicksal Königlicher Maitressen. Gehaßt

von Katharinen, vom Hofe verwiesen, verlebt sie in der Einsamkeit ihres Schlosses den Rest der Tage, und ein hohes Alter läßt ihr Zeit, die Geschichte ihres Lebens bey Andachtsübungen zu überdenken. O wie theuer ist doch eine — zwar durch Schönheit und Verstand — aber ohne Tugend erworbene Herrschaft erkauft, wenn die Todtenrichterin, die Geschichte, statt aller lobpreisenden Inschriften nur auf ihr Denkmal schreiben kann: Superbi et impotentis animi femina *)!

Der Cardinal Richelieu ward im J. 1642 im Dom der Sorbonne bestattet, und ein Marmordenkmal, nach le Bruns Zeichnung von Girardon ausgeführt, deckte seine Gruft. Als die revolutionairen Soldaten keine Gräber von Königen mehr zu zerstören hatten, wendete sich ihre Wuth gegen ihre Diener. Lenoir kam eben dazu, als auch dieß Meisterwerk in Gefahr war zertrümmert zu werden. Er mußte es mit ansehen, wie man der Mumie des alten Cardinals, zur Belustigung des zudringenden Volks,

*) So drückt sich der treffliche französische Historiograph de Thou über sie aus, und setzt hinzu: Huius arbitrio omnia regebantur — pessimo exemplo summi imperii ad impotentis feminae libidines prostituti, quae postremo, ut in homines, sic et in aerarium quod hominibus imperat, potestatem arripuit. Hist. L. III. Dieß in einer fast classisch-römischen Sprache geschriebene Werk, ist ein Beweis mehr, wie viel ein regsamer Geist, eben so wie Grotius, mitten unter den wichtigsten Staatsgeschäften und Aemtern, sich dennoch Zeit für große literarische Arbeiten zu ersparen vermag.

den Kopf abriß, von dem — wie er versichert — noch kenntliche Züge übrig waren. Doch gelang es ihm fast mit Gewalt, und nicht ohne einen Bajonetstich in der Hand, das Monument zu retten. So ward es eine der vorzüglichsten Zierden des Museums.

Der Cardinal sitzt im vollen Ornat aufrecht auf einem erhabenen Postament, die rechte Hand ausgestreckt, als könne sie nicht ablassen Factionen aufzuregen oder zum Schweigen zu bringen, Königreiche zu regieren und ihre Schicksale zu lenken. Die Züge sind seinen Bildnissen vollkommen ähnlich. Und welch ein Ausdruck in diesen Zügen! Welch strenger Ernst ohne gerade abschreckend zu seyn! Welche alles sicher berechnende Besonnenheit, die nichts in ihren Planen stören kann! Welche Furchtlosigkeit, weil er nichts über sich erkennt, und es fühlt, daß — nicht Ludwig — daß er der eigentliche König ist. Zur Seite stehen im allegorischen Gewande die Religion und die Geschichte. Wer wie Richelieu, kein Mittel für seine Zwecke scheuend, regiert hat, scheint weder die eine noch die andre gescheut zu haben. Wie hätte auch Furcht vor Gott, wie Furcht vor dem Urtheil der Nachwelt auf den Mann wirken können, der im Gefühl seiner Macht sich selbst genug, sogar der Schmeicheley nur eben Gehör gab, wenn er sie benutzen konnte; dessen Staatsadministration gewiß Spittler nicht zu hart beurtheilt, wenn er sie „zwar ein Meisterstück der Geistesenergie, aber auch zugleich

ein System von Grausamkeit, Treulosigkeit und des unerbittlichsten Despotismus" nennt; auf den Mann, der heute die Protestanten blutig verfolgte, und morgen, wenn die katholische Partey ihm in Wege war, jene begünstigte; auf den Mann, der die Königin Mutter Marie von Medicis, die ihm als Vormünderin des schwachen dreyzehnten Ludwigs an die Spitze des Staatsraths gestellt hatte, nach elfjährigem Herumirren zu Cölln in Dürftigkeit konnte sterben lassen?

Im merkwürdigen Contrast stehen die Denkmale Colignys und Telliers. Letzteres ist bey weitem prächtiger. Auf dem schwarzen Marmorsarge, den die Embleme der Religion und der Tapferkeit umgeben, liegt die ganze Figur des Großcanzlers von Frankreich, und ersten Ministers Ludwigs XIV., als ruhte der achtzigjährige Greis von einem langen Tagewerk; ungestört von dem Gedanken, an den fruchtbaren Einfluß seines Raths, das Edict von Nantes, das den Protestanten Duldung zusagte, aufzuheben, Tausende der treuesten Unterthanen dem Exil und den Dragonaden Preis zu geben, und die Mordscenen der Pariser Blutnacht zu erneuern. Des protestantischen Großadmirals Coligny Denkmal, das an zweyhundert Jahre fast vergessen auf einem Familienschloß stand, ist ganz im Styl des Alterthums, und hat nur die höchst einfache Inschrift: „Hier ruhen die Gebeine Colignys, gemordet in der Bartholomäusnacht am 27. August

1582.“ Mit wie ganz andern Gefühlen steht man davor! Welche Erinnerungen weckt es in jedem besseren Gemüth, aber welch ein rührender Beweis ist zugleich die Sorgfalt, mit der es dem Untergange entrissen wurde, von Lenoirs Charakter, der nie das Verdienst von dem Kirchenglauben abhängig machte, und die Tugend ehrte, wo er sie fand.

Ein ältlicher mir unbekannter Mann war eine Zeitlang in diesem Theil des Museums mein Gefährte, und schien meine Betrachtungen und meine Gefühle zu theilen. „Wie stellt doch, sagte er, die Geschichte Frankreichs, wohin man auch blicken mag, ein so höchst trauriges Bild eines Reiches auf, in dem sich unaufhörlich Factionen an Factionen in ununterbrochener Folge reihten, wo selten einmal ein guter und kräftiger König den Scepter führte, und wenn ja einmal in Einem eine edlere Natur wohnte, wie in diesem,“ — wir standen eben vor einer Büste Heinrich des Vierten — „bald genug der böse Geist einer fanatischen Katharine in einem Ravaillac fährt, und ihn mit dem Dolch gegen ihn bewaffnet. Wenden wir uns lieber von diesen Gestalten, die an nichts als an Unthaten erinnern, hinweg. Selbst Richelieus Nachfolger, der dort, ein süßliches Lächeln auf dem Gesicht, betend knieet, und dem Coysevox kunstvoller Meißel ein so vortreffliches Denkmal geschaffen hat, Mazarin,— auch er ließ doch den Staat in einer traurigen Verlegenheit. Redlichern

Männern, den Sullys, den Colberts, wie wir dort aufgestellt sehen, blieb oft nichts als ein Seufzer, nicht gut machen zu können, was Uebermuth, Parteygeist und Schmeicheley schlechterer Diener verdorben hatte. Weg den Blick von den Frevlern einer späteren Zeit, den Louvois, den du Bois, so heuchlerisch sie auch in ihren Standbildern ihr mit Schande bedecktes Leben zu bereuen scheinen. Treten wir lieber in die Umgebung edlerer Menschen, und jener hochgebildeten Geister, deren Andenken Frankreich bewahren wird, so lange es eine Geschichte hat."

Unter solchen Gesprächen gingen wir neben den Büsten und Urnen Fenelons, Pascals, de Thous, des Cartes, Racine, der Corneille, Boileaus, Rousseaus umher, mit welchen Lenoir theils die Reihen älterer Denkmale unterbrochen, theils in dem vormaligen Klostergarten ein Elysium — wie er es nannte — geschaffen hatte.

In einem Elysium sollte man sich wohl eigentlich von keinen Urnen und Grabmählern umgeben sehen. Auch die Cypressen und Trauerweiden, womit der Garten geschmückt ist, erinnern doch nur an das Diesseits. Indeß wollte der wackere Mann, da er nun einmal die Geister der Abgeschiedenen nicht hervorrufen konnte, hier noch an so manche merkwürdige Todte, für die er in den Sälen keinen Raum mehr fand, durch Inschriften und Urnen mit ihren Namen

erinnern, und zugleich mehreren seiner Zeitgenossen ein Denkmal stiften. Zuweilen hat ihn nur, wie in den Anordnungen, so besonders in den Beschreibungen, seine poetische Natur zu weit über die Gränzen des ruhig prüfenden Antiquars hinausgeführt; vielleicht nirgends so sehr als bey den Grabkapellen Abälards und Heloisens.

Wer kennt nicht die Schicksale dieser unglücklich Liebenden *)? Schwerlich wäre sie der Stoff so vieler Balladen, Lieder, Gemählde und Dramen geworden, hätte Abälard nicht für einen allerdings strafbaren wenn auch nicht seltenen Fehltritt, — die zu große Vertraulichkeit mit seiner schönen Schülerin, — so grausam büßen müssen, und wäre nicht, wie man sagt, die Liebe der schrecklich Getrennten, zu einer desto seltneren Treue bis an den Tod geworden. Auch da noch wollte Heloise in dem von ihm gestifteten Kloster Praklet, dessen Aebtissin sie war, nicht von ihrem Freunde getrennt seyn. Sie ließ Raum für sich in seiner Gruft, und man ehrte nach ihrem Tode ihren Willen.

Kaum hatte Lenoir den Auftrag erhalten, auch außer Paris das Merkwürdige aufzusuchen, als ihn der Gedanke ergriff, wo möglich durch die Ueberreste dieser Unglücklichen, seiner Sammlung für alle füh-

*) Wem sie weniger bekannt ist, findet das Historische darüber in der Beylage Nr. IV.

lende Seelen das höchste Interesse zu geben. Auch gelang es ihm, nicht nur, was von den Gebeinen übrig war aufzufinden, sondern sie auch, wie es Heloise gewünscht hatte, aufs neue und noch enger in einem Sarge zu vereinigen.

Die von einer Seite offne, von den andern mit trefflicher Glasmahlerey umgebene Kapelle, welche er ihnen in der Mitte des Klostergartens errichtete, ist aus Bruchstücken aus dem Praklet und aus St. Denys erbaut. In der Mitte steht das alte Grabmal, das schon Peter der Ehrwürdige seinem Freunde errichtet hatte, und umschließt die Gebeine, mit der Inschrift:

ΑΕΙ ΣΥΜΠΕΠΛΕΓΜΕΝΟΙ.

Auf immer vereinigt.

„Trotz des deckenden Steines — ruft Lenoir in der Beschreibung aus — glaubt man, wenn man sich naht, Seufzer zärtlicher Liebe zu hören; die Lüfte tragen die süßesten Töne fort, und das klagende Echo wiederholt von allen Seiten: Heloise! Abälard! — Abälard! Heloise!“

Wenn ich gleich diese sanften Töne nicht vernahm, so habe ich mich doch nicht minder gefreut, daß sich der so rastlos thätige Mann, in poetischen Momenten in seinen Schöpfungen so glücklich fühlte.

Doch vielleicht habe ich schon zu lange meine Leser in diesen Klostermauern umhergeführt. Noch eine große Anzahl von denkwürdigen Gebilden schwebt zwar vor meiner Erinnerung, aber die beste Beschreibung kann das Interesse des Anschauens nicht gewähren. Wie hätte ich übrigens nach einem so reichen Genuß den Wunsch unterdrücken können, ihn selbst, der sich das Hauptverdienst um die Sammlung erworben, der ihr so große Opfer gebracht hatte, auch persönlich kennen zu lernen? Im Museum erschien er in den für das Publicum bestimmten Stunden nur selten. Desto emsiger war er auf seinem Zimmer mit Planen, ihm immer mehr Vollkommenheit zu verschaffen, so wie mit Ergänzungen des Beschädigten, oder mit literärischen Arbeiten beschäftigt. Auch war hier noch manches interessante Bruchstück, mancher Abguß in Gyps zu sehen, auch mancherley von einem eben so gefälligen als unterrichteten Mann zu lernen. Unter andern Abgüssen hatte er auch Heloisens Schädel, ehe er wieder in das Grabmal gelegt war, abformen lassen. Wer hätte es wohl je für möglich gehalten, daß nach mehr als sechshundert Jahren, diese fortdauernd übermäßig gefeyerte Heloise noch einmal aus ihrer Gruft hervorgehen, wiewohl ohne Gestalt und Schöne, doch die Augen der Neugier auf sich ziehen würde. Ich sah freylich nichts als ein gewöhnliches morsches Hinterhaupt. Ein Kranioscop wie Gall hätte vielleicht mehr gesehen. Indeß hätte ich gern den Abguß, den mir

Lenoir versprach, als eine Seltenheit mit nach Deutschland genommen, und so manchen Bewundrerinnen der berühmten Popeschen Epistel als eine Merkwürdigkeit mitgebracht. Aber der Arbeiter erkrankte, und so kam ich darum.

Ueber die Restaurationen und Ergänzungen erlaubte ich mir einige Zweifel, die schon mehrere Besucher des Museums, einige im Tone bittern Tadels, ausgesprochen hatten, da nicht zu läugnen ist, daß er mit manchen Stücken ganz willkührliche Veränderungen vorgenommen und zusammengefügt hatte, was doch in höchst verschiedenen Zeiträumen entstanden war. Ich äußerte, „sofern es nicht bloß Wiederherstellungen des Zerbrochenen oder Beschädigten wären, ginge doch wohl der eigenthümliche Charakter alter Werke dabey verloren. Das Moderne werde mit dem Antiken gemischt, und man wollte doch lieber ein Fragment eines alten Meisters, als einen Zusatz von fremder Hand betrachten. Der berühmte Torso im Louvre, bleibe auch in seiner Verstümmelung noch immer ein Gegenstand der Bewunderung des Kunstkenners.“ Er dagegen glaubte, man müsse bey einem Museum auch für das Auge sorgen. Er habe, wenn er neue Bildnisse auf alte Grabsteine gelegt, immer genau das Kostum der Zeit beobachtet, und wenn er hie und da Verzierungen einer späteren Kunst angebracht, so sey es immer nur geschehn um einem Denkmale noch mehr Bedeutung zu geben. Selbst in dem Benutzen der Glasmahlereyen habe

er stets das Jahrhundert aus dem sie gestammt im Auge behalten. An Abälards Denkmal sey gerade das Aelteste, mehr durch die brennenden Farben, als durch die Mahlerey selbst ausgezeichnet. Dagegen sey die herrliche Folge der Darstellungen der Leidensgeschichte nach Alb. Dürers Zeichnung, für den Saal des sechzehnten Jahrhunderts absichtlich verspart. Ganz konnten wir uns dennoch nicht einigen.

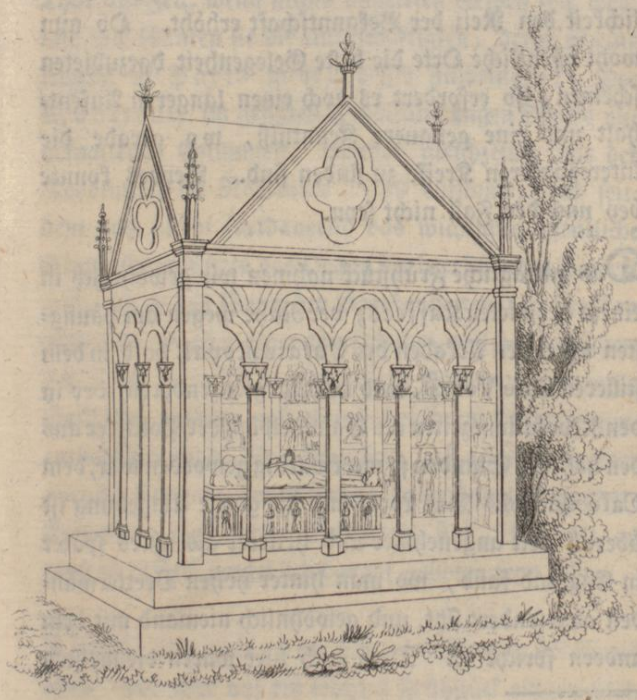
Als das Gespräch auf den verschiedenen Eindruck kam, den ein Denkmal an seiner ersten Stelle oder in einem Museum machte, so gab mir zwar Herr Lenoir nicht Unrecht, daß ein Monument an dem Ort, für den es zuerst bestimmt ist, insonderheit wenn es wirklich über der Asche des Todten steht, erhöhte Theilnahme wecke, meinte aber doch, daß, wenn nun einmal das Schicksal so gewaltig eingegriffen, und alles von seiner Stelle gerückt habe, eine historische Zusammenstellung, eben so viel Interesse gewähren, und zugleich vor der Zerstörung der Zeit sichrer stellen könne. So urtheilt auch Göthe in den Wahlverwandtschaften. „Nicht vom Andenken — sagt er — nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseyns erwartet. Deswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente nicht einzeln und zufällig ausgesäet, sondern an

einem Orte aufgestellt, wo sie sich Schonung und Dauer versprechen können."

Keiner von uns ahndete damals die Rückkehr der Bourbonen, welche aufs neue eingreifen, und Allem eine andre Gestalt geben sollten. Es war jedoch natürlich, daß sie zuerst darauf bedacht seyn würden, dem ehrwürdigen Heiligthum von St. Denys seinen vormaligen Glanz, und so weit es möglich war, alle seine Schätze zurückzugeben. Auch in diesem Sinne wollten die zurückgekehrten Herrscher des Vorrechts, „zu ihren Vätern versammelt zu werden," nicht entbehren. War es unmöglich, die nun ganz in Staub zerfallnen Ueberreste der Regenten aller früheren Dynastien dem Schooß der Erde wieder zu entreißen, so sollten wenigstens ihre Denkmale ihre alte Stelle wiederfinden, und, so viel ich weiß, hat wenigstens ihr Retter die Genugthuung gehabt, sie unter seinen Augen dem alten Dom wiedergegeben zu sehn. Ein großer Theil ist bereits aufgestellt, und wenn das Museum dadurch viele seiner schönsten Zierden verloren hat, so haben sie doch gerade in jenem eine noch würdigere Stelle erhalten. Die höchsten Leistungen der plastischen Kunst findet man in dem oberen itzt so sehr verschönerten Dom wieder; die älteren in der unterirdischen Kirche, nach der Zeitfolge der Dynastien geordnet.

Immer

Immer ist indeß noch ein sehr bedeutender Theil der Sammlung übrig geblieben, obwohl St. Denys nicht der einzige Ort ist, dem man sein Eigenthum zurückgab. Freunde der Kunstgeschichte mögen daher nicht unterlassen, dieß Museum, das sein Local behalten hat, zu besuchen, und sentimentale Reisende werden nicht versäumen zu Abälards Kapelle, welche die folgende Zeichnung treu darstellt, zu wallfahrten.



Gesellige Kreise.

Kaffeehäuser. Restaurationen. Thees. Miß Williams.

Nicht immer lebte ich in der Vergangenheit und unter den Todten. Auch das rege Leben einer bey Tag und Nacht so bewegten Stadt, und die Menge der von irgend einer Seite bedeutenden Menschen, hat etwas Anziehendes, zumal wenn die nationale Eigenthümlichkeit den Reiz der Bekanntschaft erhöht. Ob nun wohl öffentliche Orte die beste Gelegenheit darzubieten scheinen, so erfordert es doch einen längeren Aufenthalt und eine genauere Kenntniß, wo gerade die interessanteren Kreise zu finden sind. Beydes konnte bey uns der Fall nicht seyn.

Das mittägliche Frühstück nahmen wir gewöhnlich in einem der vielen Kaffees; der Nähe wegen am häufigsten unter den Arkaden des Palais Royal, bald in dem stilleren Café Valois, bald in dem glänzenderen, der in den Revolutionszeiten als Sammelplatz der Politiker aus den höheren Ständen so merkwürdig geworden war, dem Café de Foi. Das Local und die ganze Umgebung ist überall weit angenehmer und heiterer als ich es später in England fand, wo man hinter hohen Bretterwänden abgesondert sitzt, und gewöhnlich niemand mit dem andern spricht *). Doch auch hier waren die meisten

*) S. Reise nach England 1. Th. S. 112.

Besucher entweder ganz schweigsam und wie in Gedanken verloren, oder in den Tagblättern, die in Menge auf den Marmortischen liegen, so vertieft, daß Manche ganze Tage dabey zubringen, auch wohl außer einer Schlafstelle kaum eine andre Wohnung haben sollen. Man war auch sicher, Einige zu jeder Stunde wieder zu finden. Die große Anzahl der Zeitungen, die Ausführlichkeit der meisten, nimmt auch in der That alle Zeit, wenn nichts ungelesen bleiben soll, weg, und wie könnten sie die Unbeschäftigten, deren es eine Unzahl in Paris giebt, besser hinbringen? Der Moniteur, im größten Royalfolio engen Drucks mit gespaltenen Columnen, welcher gleichzeitig mit der Revolution im November 1789 entstand, war seitdem und bleibt fortdauernd das wichtigste öffentliche Blatt. Es war stets das Organ der herrschenden Partey, und, da er den Gang der Begebenheiten Tag für Tag begleitete, ward er ein wahres Archiv, welches die sichersten Acten über die denkwürdigste Periode der neueren Geschichte enthält, und eben daher ihrem Historiker unentbehrlich wird. Kein Wunder, daß ungeachtet einer zweyten Ausgabe der früheren Jahrgänge, complette Exemplare eine solche Seltenheit sind, daß oft an tausend Rthlr. vergeblich darauf geboten seyn sollen.

Die Restaurationen sind vom Morgen bis Abend offen, und stets auf ein leichtes Frühstück eingerichtet. Aber erst gegen fünf Uhr füllen sich die Gasttafeln zum

Mittagsessen, und einige unsrer Freunde, die an der deutschen Bürgerglocke hangend, gewöhnlich zu früh kamen, mußten sich von den sonst in der Regel sehr höflichen garçons (wie hier durchgängig die Marqueurs heißen) ein schnödes „on ne dine pas a quatre heure à Paris“ (um vier Uhr speißt man in Paris nicht zu Mittag) gefallen lassen.

Ueber das Leben, Treiben und Genießen bey den Restaurateurs — über die ellenlangen Speisekarten (die ja auch in unsern großen Städten keine Seltenheit mehr sind), über die auf einer Estrade sitzende gewöhnlich recht artige oft schöne Wirthin, die mit einer bewundernswürdigen Uebersicht das ganze beherrscht, und durch ihre flinken Aufwärter von allen Nachricht erhält, um für jeden Gast sogleich die Rechnung in Bereitschaft zu halten, — über das alles ist von vielen neueren Reisenden schon so viel geschrieben, daß ich nicht in die Fehler des oft gerügten Zuviel fallen möchte. Weniger bekannt ist vielleicht, daß man vor dem J. 1765 in Paris jenen Namen in seiner itzigen Bedeutung noch gar nicht kannte. Die Speisehäuser hielten ihre festen Stunden für das Mittags- und Abendessen. Wer die Stunde versäumte, fand höchstens Ueberreste. Da kam ein industriöser Koch auf den Gedanken, das zu allen Stunden eßlustige Publicum von diesem Zwange zu befreyen, hielt zu jeder Zeit ein Paar gute Schüsseln bereit, und kaum war die frivole Inschrift:

Venite ad me omnes qui Stomacho laboratis, ego vos restaurabo

erschienen, als ihm alles zuströmte. Bald genug fand man auch in andern Ländern diese Einrichtung vortrefflich. Seitdem spielen die Inhaber der großen Restaurationen eine gar wichtige Rolle, und die Namen der Verys und Bouvilliers, gelangten bald auch bey vielen mit uns zugleich in Paris befindlichen Deputirten aus dem neuen Königreich, zu großem Ansehen. Ich erinnere mich von einem vornehmen Mann, der eben, den Almanac des gourmands in der Tasche, von Very, dem damals berühmtesten Restaurateur kam, das Urtheil gehört zu haben, „daß man doch nur eigentlich in Paris ordentlich essen könne, und der Genuß für ein Paar Louis nicht zu theuer erkauft sey.“ Ich fürchte, daß manche von denen, die eine Ueberlegung „ob man heute bey Very oder bey Bouvillier speisen wolle“ wie eine Staatsaction behandelten, die Nachwehen dieses Luxus schmerzlich empfunden haben mögen.

Wir befanden uns, ohne zu entbehren, recht wohl bey der Mäßigkeit. Selbst die gute Sitte, daß bey geschlossenem Kreise Jeder sein Gericht auf der Karte wählen, und dann mehrere daran Theil nehmen können, läßt die Mannichfaltigkeit nicht fehlen und mindert den Aufwand. Zu dem Angenehmen des Aufenthalts auch in den vornehmsten Restaurationen, gehört der durchgängige Anstand und die Ruhe, die,

wenn auch alle größere und kleinere Tische, zwischen denen man die Wahl hat, gefüllt sind, weder durch eine betäubende Tafelmusik, die so oft in unsern deutschen Hotels alle Unterhaltung stört, noch durch ein zu lautes Sprechen unterbrochen wird. Wirklich steht dieser gemäßigte Ton, den man selbst an den öffentlichen Vergnügungsorten nicht vermißt, mit der großen Lebhaftigkeit der Nation in einem merkwürdigen Contrast. So viel Achtung gegen die Gesellschaft hat man nicht immer in Deutschland. Die sehr lauten Stimmen und das schallende Gelächter einiger unsrer Landsleute, schien daher auch den ungewohnten französischen Gästen keinen sonderlichen Begriff von dem geselligen Ton unsers Vaterlandes zu machen, und setzte uns zuweilen, wenn sich aller Augen nach unserm Tisch hinwendeten, in nicht geringe Verlegenheit.

Uebrigens fanden wir uns hier fast am häufigsten mit den deutschen Deputirten zusammen, ließen uns gern von dem Zwang und der Langenweile erzählen, die sie an den Tafeln der Minister und Großwürdenträger in reichem Maaße gefunden hatten, und fühlten uns in unsrer Gefangenschaft fortdauernd freyer.

Man ist übrigens nicht genöthigt die großen Speisesäle zu wählen. Es stehen Nebenzimmer, auch kleine Kabinette für kleine Gesellschaften offen, wo man eben so allein und in eben so gewählter Gesellschaft seyn kann, als wie im eignen Hause. Gerade

hier habe ich viele der schönsten Stunden in ganz engem Kreise verlebt, vorzüglich wenn das Gespräch des Grafen von Schlaberndorf die Mahlzeit würzte. Doch dieser vortreffliche Mann verdient es, daß in einem besondern Abschnitt von ihm geredet werde.

Theegesellschaften schienen mir, wenigstens in der heißen Jahreszeit und bey den langen Tagen, nicht so allgemein zu der Tagesordnung der Familien zu gehören. Da ich indeß gerade in ihnen einige der angenehmsten Bekanntschaften gemacht habe, so mögen auch sie hier eine Stelle finden.

Am lebhaftesten erinnere ich mich einiger Abendstunden bey

Miß Williams.

Es gab eine Zeit, wo sich um diese geistvolle Engländerin täglich ein Kreis von Gelehrten, Staatsmännern, Künstlern versammelten, und wo man auch stets sicher war, irgend einen bedeutenden Fremden zu finden. Unser Freund Oerthling führte uns bey ihr und Herrn Stone, mit welchem sie ein Haus machte, ein.

Schon frühzeitig scheint sich in Miß Helene Marie Williams eine eigenthümliche Natur entwickelt, und ihr für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth, bey einer lebhaften Phantasie, vorzüglich für das Erhabene und Außerordent-

liche begeistert zu haben. Ich weiß von ihren jugendlichen Verhältnissen nur wenig, und hörte nur, daß sie früh vaterlos unter der Leitung des auch als Schriftsteller bekannten Dr. Kippis aufgewachsen, von diesem schon im achtzehnten Jahre zur Herausgabe einiger romantischer Erzählungen aufgemuntert sey, welchen im J. 1786 zwey Bände Gedichte gefolgt sind. Ein eignes Gedicht war der Aufhebung des Sclavenhandels gewidmet, und ließ schon ahnden, wie sie über die gleichen Rechte der Menschen denke und fühle. Kein Wunder, daß eine Constitution, welche gerade mit diesem Thema begann, und anfangs so viele denkende Köpfe und fühlende Herzen in und außer Frankreich ergriff, auf ein so gestimmtes Gemüth mächtig wirkte, und daß auch sie zu denen gehörte, welche mit der reinphilosophischen Ansicht der Staatswissenschaft ein goldenes Zeitalter anbrechen sahen. Um Zeugin der Entwickelung des großen Dramas, dessen erster Act nichts als eine vernünftige Freyheit und Gleichheit vor dem Gesetz zu verkündigen schien, näher zu beobachten, wendete sie daher den Gewinn aus ihren viel gelesenen Romanen, Novellen und Poesieen an eine Reise nach Paris, von der sie nie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt ist.

Es ist nicht wohlgethan, wenn der weibliche Verstand sich auf das ihm fremde Gebiet der Politik wagt, und die schwersten aller Aufgaben, die Staatskunst, zum Gegenstand des Denkens, wohl gar des

Mithandelns wählt. Auch in Deutschland hat uns ja die Geschichte der französischen Revolution gelehrt, wie viel Ursach viele geistvolle Frauen gehabt haben, es, selbst bey dem Bewußtseyn einer reinen Absicht, doch zu bereuen, daß sie die dem Geschlecht angewiesene Sphäre des Hauses zu eng gefunden, und von dunklen Gefühlen, oder dem aufgeregten Zeitgeist verleitet, oft noch leidenschaftlicher als die Männer sich den Freyheitsschwindel hingegeben hatten. Das nun war zwar nicht der Fall der Miß Williams. Sie wollte nur Zuschauerin seyn, wie das Gute auch unter den Stürmen über das Schlechte siegen würde, und hoffte es, so lange ihre Hausfreunde, die gemäßigteren unter den Girondisten, noch eine Stimme hatten. Aber sie erwachte sehr früh aus dem Traume, als die Schreckenszeit eintrat, in der sie bald selbst nach dem Decret, welches alle Engländer als Fremde in die Gefängnisse warf, das Opfer ihrer politischen Ideen geworden wäre.

Eine Frucht dieser bittern Erfahrung sind ihre „Briefe über die französischen Staatsangelegenheiten," welche der ihr geistesverwandte Huber aus der englischen Handschrift, die sie ihm mitgetheilt hatte, ins Deutsche übersetzt hat *). Wie man auch über

*) Briefe über die französischen Staatsangelegenheiten vom 3. May 1793 bis zum 10. Thermidor, von H. M. Williams. Aus der englischen Handschrift übersetzt. Leipz. 1794—96. 4 Theile.

ihre politischen Ansichten, die sich gewiß in dem schnellen Wechsel der Begebenheiten selbst mehr als einmal geändert haben mögen, denken mag — die genaue Bekanntschaft mit so Vielen, die in der Revolution eine sehr kurze aber dennoch große Rolle gespielt haben, hat sie in den Stand gesetzt, das was sie sah und hörte höchst charakteristisch darzustellen, und dadurch der Zeitgeschichte treffliche Beyträge zu liefern, und dieß alles in einer Sprache, in der man die geübte durch das Studium der Classiker ihrer Nation gebildete Schriftstellerin nicht verkennen kann.

Wir traten als Unbekannte bey ihr ein, und wurden wie Bekannte empfangen. Die Gesellschaft die wir fanden war noch klein; um so schneller kam es zum Gespräch. Von dem so sehr Gezierten und Gesuchten, was Reichard, der übler Laune gewesen seyn, oder sich vielleicht vernachlässigt gefühlt haben muß, so bitter rügt *), habe ich nichts gefunden, so wenig als die oft allzusehr zurücktretende Kälte und Ungesprächigkeit der Engländerinnen. Etwas Eigenthümliches war allerdings in ihrem Wesen. Sie mochte zwischen vierzig und funfzig Jahre seyn; man könnte sie für jünger gehalten haben. Mit einer großen Freundlichkeit, war ein rührender Ausdruck der Schwermuth gemischt; und selbst der Anzug entsprach der Stimmung. Ihr großes Zimmer war höchst elegant,

*) Vertraute Briefe aus Paris. 1803. 1. Th. S. 209 ff.

aber dennoch recht wohnlich und alles im hohen Grade im Sinn der Engländer behaglich (comfortable). Von gewählten Kupfern und köstlichen Blumendüften war man umgeben. Aber man achtete weniger darauf, um Miß Williams zu hören. Durch welche Erfahrung war ihr Leben, durch welche Kämpfe dieß weiche Gemüth gegangen, und dennoch vielleicht durch den Geist ihrer Zeit, für gewisse Gefühle des Mitleids mit so manchen Hingeopferten verhärtet.

Einige Tage nach der ersten Bekanntschaft erhielt ich eine Einladung zum Mittagsessen, woran außer ihr selbst, ihrer Mutter, Hrn. Francis Stone, und einigen unsrer Freunde sonst niemand Theil nahm.

Vor der Mahlzeit führte uns Herr Stone *) in seine Druckerey, leicht eine der größten die ich je gesehen habe. Er hatte den Druck aller officiellen Bekanntmachungen, Register, Sicherheitskarten, Scheine und was irgend zu dem Ressort der Municipalität gehörte, in Pacht genommen. Sechzig Pressen waren oft bey Tag und Nacht beschäftigt. Einen so bedeutenden Gewinn das Unternehmen zu gewähren schien, so hat es doch, wie ich später erfahren

*) Herr Francis Stone, ebenfalls ein Engländer, ist nebst andern Schriften auch Verfasser der Briefe über den Feldzug von 1793, in Hubers Friedenspräliminarien. Sein Verhältniß zu seiner Freundin war unstreitig das engste, wiewohl sie seinen Namen nicht angenommen hatte.

habe, nach dem Tode des Inhabers mit einem unglücklichen Banquerout geendigt, der auch Miß Williams um ihr Vermögen gebracht, und sie genöthigt hat, Frankreich zu verlassen, und ihre Tage bey Verwandten in Holland zu beschließen.

So nah uns die Politik lag, so betraf das Tischgespräch doch weit mehr die Literatur, vorzüglich Shakespeare, den sie fast auswendig wußte, und mit Geist über den Charakter seiner Werke, und warum er den Franzosen nicht gefallen könne, sprach. Indeß konnte ihr eignes Schicksal, das zwar in den Tagen ihrer Gefangenschaft bey weitem härter, doch einigermaßen unsrer Lage als verdächtiger Personen ähnlich war, nicht unberührt bleiben. War doch auch sie unter der Robespierschen Herrschaft plötzlich von zwey Commissairen des revolutionairen Ausschusses, und zwey Mann Wache mit blanken Säbeln aus ihrer häuslichen Ruhe gerissen, ohne daß man ihr einen andern Vorwurf, als in England gebohren zu seyn, machen konnte. Hatte doch auch sie kaum so viel Zeit gehabt, die nothwendigsten Bedürfnisse mit sich in das Palais Luxenburg zu nehmen, das damals in ein großes Gefangenhaus umgewandelt war. Denn später erst war sie in ein Kloster englischer Nonnen gebracht. Die rührende Erzählung ihrer Leiden in beyden Gefängnissen, die ich in den vorbenannten Briefen gelesen hatte, gewannen itzt in der Nähe der Hauptperson ein erhöhtes Interesse. „Wohl — sagte sie — war

es eine wahre Schreckenszeit; das Messer der Guillotine schwebte, auch nachdem ich wieder auf freyem Fuße war, immer noch über meinen Nacken. Mein Herz war unter den Verbrechen, von welchen ich Zeugin gewesen war, und unter dem Elend das ich getheilt hatte, fast gebrochen, und ich habe keinen Ausdruck für das Gefühl der Freyheit, als mir gelungen war, entlassen zu werden, und bis sie vorüberging in die Schweiz unbemerkt flüchten zu können. Dennoch muß ich fortdauernd dabey beharren, daß solche Tage der Prüfung und Gefahr, recht eigentlich dazu gemacht sind, Freundschaften zu erproben, und die wahren Charaktere der Menschen kenntlich zu machen. Selbst der Gefängnißwärter Benoit, dem wir zuerst übergeben wurden, war ein vortrefflicher Mann, dessen Namen viele Unglückliche gesegnet haben, und der nur diese Stelle zu behalten schien, weil er berechnet hatte, wie viel mehr Böses er verhindern, wie viel mehr Gutes er durch seine reine Güte stiften könne, als in jeder andern. In dieser Hinsicht ist die Erfahrung eines Jahres der revolutionairen Regierung, so viel werth, als ein ungleich längerer Zeitraum im gewöhnlichen Gange des Lebens. Huber hat recht, daß die achtzehn Monate, wo die ganze Hölle in Frankreich losgelassen zu seyn schien, mehr Tugend und Menschlichkeit bewährt haben, als man in so manchen halben Jahrhunderte der Weltgeschichte finden möchte, zumal damals alle Menschlichkeit zum tadelnswerthen Verbrechen gemißdeutet

werden konnte." Auch — wiederholte Miß William die schon in ihren Briefen gemachte Bemerkung, daß die Religion keineswegs in jener Zeit gänzlich verschwunden sey. „Mehrere meiner Mitgefangenen, die nur eine Wand von uns schied, und von denen man schon wußte, daß sie zum nahen Tode bestimmt waren, fanden in der Andacht die sicherste Zuflucht ihres Kummers. Sie erinnern sich vielleicht der kleinen Hymne, die Lasource und Sillery zusammen gedichtet hatten. Sie nannten sie ihre Vesper. Jede Nacht hörte ich sie dieß einfache Lied mit leiser Stimme singen. Noch zittern die traurigen Töne, wie das Sterbegeläut meiner abgeschiedenen Freunde, auf jeder Saite meines Herzens *)."

Ueber die Umwandlung der Republik in ein monarchisches Kaiserthum, äußerte sich Miß Williams sehr gemäßigt, wiewohl sie in den spätern Jahren selbst ihre Bewunderung Napoleons nicht verhehlt hat. Wer mit so viel Beobachtungsgeist, der aus allen ihren Schriften hervorleuchtet, Zeuge von dem Unheil gewesen war, welches die im ewigen Kampf begriffenen Parteyen über Frankreich gebracht hatten, wem es so klar geworden war, daß um eine Republik im edelsten Sinne des Worts zu gründen, vor allen republicanische Tugenden nöthig sind, die bey

*) Man sehe dieses rührende Lied in der Beylage Nr. V.

den meisten Wortführern des neuen Systems so gänzlich vermißt wurden, vor dem mußten wohl die Ideale verschwinden, und er könnte leicht dahin kommen, es für ein Glück zu halten, wenn nur endlich eine kräftige Hand den Zügel ergriff, und eine überlegene Geisteskraft der Anarchie und dem heuchlerischen Republicanismus ein Ende machte. Indeß begreift sich leicht aus diesem Wechsel ihrer Ansichten, daß sie, die gewiß nie etwas für sich gesucht, und nur das Glück der Menschheit gewollt hatte, doch am Ende keiner Partey gefallen konnte.

Gewiß wäre diese edle weibliche Natur mit ihren herrlichen Anlagen und nicht geringen schriftstellerischen Talenten, weit glücklicher gewesen, wäre sie in ihrem Vaterlande geblieben, hätte sie da den Musen geopfert, oder am häuslichen Heerd die großen Ereignisse der Zeit nur von ferne beobachtet, ohne durch ein leidenschaftliches Interesse so oft in ihren sanguinischen Hoffnungen getäuscht zu werden.

Der Sonntag in Paris.

Kirchen. Predigt in der dänischen Gesandtschaftskapelle. Mittagsessen bey Bitaubé.

Wie ich es in der großen Kathedrale gefunden hatte, wovon bereits Bericht erstattet ist *), so fand ich es auch in mehreren andern katholischen Kirchen. Messen wurden zwar gelesen, auch wohl hie und da gepredigt, aber in vielen waren die Zuhörer zu zählen und man konnte mir keinen einzigen Geistlichen nennen, der nur einigermaßen an die Bossuets, Massillons und Broudalous der Vorzeit erinnert hätte. Alte Männer und Frauen, arme Leute und Bettler, knieeten an den Altären, hie und da auch einige Wohlgekleidete. Indeß ward man doch gewahr, daß dem Cultus seine alten Rechte wiedergegeben, daß diese unter den Schutz der Gesetze gestellt waren, und das religiöse Gefühl wurde wenigstens durch keine anstößigen Auftritte beleidigt, wie noch zehn Jahre früher der Fall war.

Die reformirte Kirche, an welcher die Hrn. Maron und Rabaut standen, war, als ich den letzteren predigen hörte, sehr besucht. Er ward als Redner nicht so gefeyert als Maron; sein Vortrag war ungleich einfacher, aber alles, was er über sein Thema,

„von

*) 1ste Hälfte S. 289 ff.

„von der häuslichen Eintracht" sagte, war klar gedacht und sprach zum Verstande wie zum Herzen. Auch persönlich war er ein sehr liebenswürdiger Mann, der sich alle Mühe gab, mir mit Rath und That gefällig zu werden, und wo ich etwas Merkwürdiges zu sehen, oder Literarisches zu besitzen wünschte, die weitesten Wege mich zurecht zu weisen nicht scheute. Auch sein Bruder, Rabaut de St. Etienne — der Verfasser einer der ersten — auch in Deutschland so bekannten und gern gelesenen — Schriften über die frühere und bessere Periode der Revolution, ward von allen Parteyen mit großer Achtung genannt, und als eines der edelsten Opfer seines durch keinen Vorwurf befleckten Patriotismus betrauert. Es war sehr rührend, den Bruder, der selbst kaum dem Mordbeil entgangen war, darüber sprechen zu hören. Von einem dritten Bruder wird unten die Rede seyn.

Deutscher Gottesdienst wurde damals nur in dem Hotel der dänischen Gesandtschaft gehalten, bey welcher Herr Prediger Gerike angestellt war. Seine Gemeinde war klein, ein Paar große Zimmer konnten sie ohne Ueberfüllung fassen; aber sie war um so fester unter sich verbunden. Er wünschte, daß ich einen Sonntag die Predigt übernehmen möchte, und da man mich über meine Besorgniß beruhigte, vielleicht die Unbemerktheit, bey der wir Deportirte uns so wohl befanden, dadurch zu verlieren, so fand ich kein Bedenken, den freundlichen Bitten

des gegen mich so gefälligen und dienstbeflissenen Mannes nachzugeben.

Ich will nichts von der Bewegung sagen, mit welcher ich in dieser stillen Versammlung auftrat. An Stoff zwar konnte so wenig fehlen, daß nur der Reichthum der Gedanken, die sich der Betrachtung aufdrängten, die Wahl erschwerte. Von Persönlichkeiten soll billig selbst in Gelegenheitspredigten so wenig als möglich die Rede seyn. Aber daß der Ort an welchem geredet werden sollte, daß die Erinnerungen die er weckte, selbst die größere Theilnahme auf die man als Fremdling, und unter solchen Umständen und Verhältnissen rechnen durfte, daß dieß alles das Gemüth in eine eigenthümliche Stimmung versetzen mußte, war wohl natürlich. Von welchen Empfindungen müssen sich erst die [illegible] aller Confessionen ergriffen gefühlt haben, als sie zum ersten Mal wieder als Verkündiger des Evangeliums in eben der Stadt auftreten durften, wo sie alle Tempel entweiht, alle Altäre umgestürzt, alle heiligen Gebräuche dem Spott Preis gegeben, allen Glauben an ein höchstes Wesen verbannt gesehen, wo die Philosophen im französischen Sinn schon triumphirt hatten, daß es ihnen endlich gelungen sey, das Christenthum zu vernichten.

Was mich selbst und so viele Andre in ähnlichen Lagen, wenn die verlorene Freyheit drückend werden wollte, am meisten aufrichtete, das Gefühl, daß

selbst in weit härterer Sclaverey, dennoch der Geist nicht gebunden, und die innere Freyheit bewahrt werden könne, das schien mir der angemessenste Gegenstand der Betrachtung, und so sprach ich „über die Unabhängigkeit des Geistes von allen Wechseln des äußeren Lebens, wie sie an der Festigkeit der Grundsätze und der Bestrebungen erkannt werde, und dem Menschen Freudigkeit und Muth gewährt." Ich schloß mit den Worten: „Diese Unabhängigkeit erhalte uns stets mäßig im Glück, und im Unglück getrost. Alles Sichtbare wird auch für uns vorübergehen. Jedes Werk menschlicher Größe und Herrlichkeit eilt doch zuletzt seiner Auflösung entgegen. Die Mächtigsten, die Unüberwindlichsten erliegen wenigstens endlich dem letzten Feinde, so bald es im Rath des Herrn des Lebens und des Todes beschlossen ist; und untergehen wird, vielleicht früher als sie, und als wir es selbst erwarten mögen, was sie für unzerstörbar gehalten haben. Jegliches Werk aber, was von Gott kommt, wird unvergänglich seyn *)." — Daß sich dieß schon sechs Jahre später in Frankreich bestätigen würde, wer hätte es ahnden können? Schien nicht die Nation und ihr Beherrscher den Culminationspunct der Macht und Größe gerade damals erreicht zu haben?

*) Der ganze Vortrag ist für Leser, die er interessiren möchte, theils als Anhang in meinen akademischen Reden und Predigten, theils unten in der Beylage Nr. VI. abgedruckt.

Ein Theil der Versammlung blieb in der angränzenden Wohnung des Hrn. Gerike zurück, und es war wohlthuend für das bewegte Gemüth, von so manchen Unbekannten die herzlichste Theilnahme an dem Gehörten wahrzunehmen. Man wünschte von mehreren Seiten das Gespräch bey dem Mittagsessen fortzusetzen. Ich mußte es ablehnen, weil ich schon früher zu Herrn Bitaubé eingeladen war. Kaum hatte ich diesen Namen genannt, als mehr als eine Stimme rief: „Also zu Philemon und Baucis! Besser können sie nirgend seyn.“ Diese Namen, die man aus Ovids schöner Erzählung kennt, waren beynah zur stehenden Bezeichnung des ehrwürdigen Bitaubéschen Ehepaars geworden. Mir selbst kam der Mann wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vor, da ich schon als Knabe an der poetischen Prosa seines biblischen Epos Joseph*), als einer Nachahmung unsers Bodmer und Geßner großes Wohlgefallen gehabt hatte. Und nun saß ich, nicht wenig überrascht ihn noch unter den Lebenden zu finden, an seinem Tisch, zwischen ihm und seiner greisen Gattin.

---

*) Joseph Poeme en IX. chant. Zum ersten Mal in Berlin mit Meilschen Kupfern 1767, dann oft in Paris, zuletzt 1798, — deutsch von Heidenreich. Leipzig 1800.

Die hohe Sitteneinfalt bey aller Feinheit französischer Bildung, der Ausdruck echten Wohlwollens, und die feste Anhänglichkeit Beyder unter allen Wechseln ihres Lebens, erinnerte jeden der sie sah, an jene idyllischen Alten, und schwerlich hätte ich die späteren Stunden dieses stillen Sonntags in einer interessanteren Umgebung zubringen können.

Bitaubé gehörte fast in gleichem Grade Deutschland und Frankreich an. Sein Vater stammte von einer der edlen protestantischen Familien, die das aufgehobene Edict von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieb, und lebte als Kaufmann in Königsberg. Der Sohn widmete sich dem Studiren, kam nach Berlin, predigte selbst einigemal, wendete sich aber bald mit ganzer Liebe zu der alten Literatur und allen dem, was man unter den schönen Wissenschaften (belles lettres) im französischen Sinn zu begreifen pflegt. So wenig sein erster „Versuch einer Uebersetzung des Homer" dem echten Kenner der alten Barden genügen konnte, so fand doch Friedrich II. gerade diese Modernisirung des Alterthümlichen, seiner Idee wie man die Alten für Leser unsrer Zeit genießbar machen müsse, so entsprechend, daß er ihn in die Akademie aufnahm *).

*) Der erste ganz französirte Homer ist schon 1767 erschienen. Die vollständigere sieben Mal aufgelegte Uebersetzung findet man in Bitaubé Oeuvres complets. Paris 1809. 8.

Eben dieß geschah in Frankreich, und eine zweyte Bearbeitung der beyden homerischen Epopeen, welche sich weit treuer an das Original anschließt, erwarb ihm eine Stelle unter den geschätztesten Schriftstellern und Stylisten seiner Nation. Für diese hatte er beständig eine solche Vorliebe, daß er nach einem längeren Aufenthalt in Berlin, dieß mit Paris vertauschte, wo sein lebhafter Geist zwar nicht unberührt von der Hoffnung einer besseren Zeitperiode blieb, aber auch hier nur zu bald enttäuscht, beynah selbst das Schicksal so vieler Opfer der Schreckensperiode getheilt hätte.

Er liebte unsre Sprache und unsre Dichter. Eine Uebersetzung von Göthens Hermann und Dorothee war die letzte Arbeit seines Alters, die in Frankreich, wo man von einem Epos aus dem bürgerlichen Leben keinen Begriff hatte, am wenigsten Glück machte. Das Tischgespräch würde, wäre nicht noch eine ältere Freundin des Hauses die vierte Person gewesen, wahrscheinlich ganz deutsch geblieben seyn.

Wie viel mußte ich dem Veteran von dem Stande unsrer Literatur erzählen; wie viel Theil nahm er auch an unserm kirchlichen Leben. Denn von dem entschiedenen Unglauben war er, ob er wohl die Herolde desselben als Gelehrte hochschätzte, doch so wenig angesteckt, daß er sich selbst gedrungen gefühlt hatte, Rousseaus zu freye Meinungen im Emil,

in einer eignen Schrift zu bekämpfen. Man forderte mich auf, Inhalt und Gang meiner Predigt zu wiederholen, und ging in meine Ideen ein. „Sie haben Recht! — sagte Madame Bitaubé*). Aber in der Lage, worin wir uns vor vierzehn Jahren befanden, war es so leicht nicht, sich diese Unabhängigkeit des Geistes zu erhalten. Mein Mann hatte anfangs, wie viele Andre mit ihm, von Robespierre's Energie, seinen streng moralischen oft religiösen Aeußerungen, einer gewissen Geradheit im Handeln, vielleicht selbst von seinem eignen Einfluß auf ihn viel gehofft, und wir hatten ihn öfter an unserm Tisch gesehen. So bald wir aber gewahr wurden, welche blutige Ideen die Seele dieses Tyrannen erfüllten, brachen wir sogleich jeden Umgang mit ihm ab. Seitdem verfolgte uns sein Groll. Daß eine junge Person, die in unserm Hause wie eine Tochter aufgenommen war, und gerade da zufällig die Bekanntschaft Robespierre's gemacht hatte, diesen Groll nicht nur theilen, sondern aufregen und nähren konnte, — das war eine der schmerzlichsten Erfahrungen die wir gemacht haben."

---

*) Ich hätte sie mit ihren eignen Worten ausdrücken können. Sie schließt ihre Erzählung (s. unten S. 138 *): „Heureux d'avoir appris à l'école du malheur, que nous portons en nous-mêmes toutes les ressources nécessaires pour le surmonter."

Eine junge Person — sagt' ich — eine Freundin ihres Hauses? Wie war dieß möglich?

„Haben Sie — erwiederte Madame Bitaubé — nicht von einer Demoiselle Chalabre gehört?"

Der Name ist mir ganz fremd.

„O — fuhr sie fort — Sie hätten sie kennen sollen, eh sie von einer — keinesweges sinnlichen — bloß politischen Leidenschaft hingerissen, Robespierren als den größten Mann seiner Zeit, den Retter der Freyheit anbetete, und kein Opfer für seine Plane scheute. Sie war so wohl erzogen, so gebildet, so sanft und bescheiden, von so unbescholtenen Sitten, so menschenfreundlich, von ihren großen Einkünften so wohlthätig, und lebte, seit ihr der Tod ihren Verlobten kurz vor der Verbindung entrissen hatte, ganz zurückgezogen in Paris. Aber kaum hatten sich die revolutionairen Ideen ihrer bemächtigt, und kaum nahm sie wahr, wie wenig wir in ihre neuen Ansichten von dem Heil Frankreichs eingehen, und die grausamen Maaßregeln ihres Idols billigen konnten, als sie unsre bitterste Feindin ward und uns wie eine Furie verfolgte *). Indeß waren wir ohne Ahndung

*) Daß in den ersten Jahren der Revolution, besonders von 1790—93 auch unter den vornehmeren Classen viele waren, die sich selbst „revolutionaire Frauen nannten" ihre eignen Versammlungen hielten, und ihre Vorschläge an den Convent brachten: daß es, und nicht bloß unter dem niedrigsten Pöbel, wüthende Weiber gab, die sich blutgierig

einer solchen Undankbarkeit, und kein Gedanke an das, was uns erwartete, kam in unsre schuldlose Seele, ob wir wohl wußten, wie der geringste Schein — selbst daß mein Mann preußischer Akademiker gewesen war — hinreichte, um verdächtig zu werden. Aber plötzlich wurden wir in einer kalten Novembernacht (1793) aufgeweckt und ins Gefängniß geschleppt. Aller Pflege beraubt, oft Mangel leidend an dem Nothwendigsten, schmachteten wir da zehn Monate. Einmal sehr krank, ward mir der Zuspruch des eignen Arztes versagt. Unser alter Bedienter Leclerc, auch viele unsrer treuen Freunde, erschöpften sich in Versuchen für uns zu sprechen. Aber keine Vorstellung fand Gehör, und wir mußten, da oft an acht- bis neunhundert im Palais Luxemburg eingekerkert waren, und fast täglich gleich Unschuldige von unsern Mitgefangenen abgeführt und hingerichtet wurden, auf dasselbe Schicksal gefaßt seyn. Indeß haben wir nie ganz den Muth verloren, und hätten wir nur Beyde in demselben Augenblick ster-

---

wie Raben auf die Leichname der Ermordeten setzten, um sie noch mehr zu zerfleischen, — Beydes ist bekannt genug. Aber von einer solchen Umwandlung eines jungen weiblichen Gemüths, mag es doch wenig Beyspiele gegeben haben. Erst seit jenem Gespräch habe ich das Nähere über diese selbst psychologisch-merkwürdige Chalaber erfahren, und man wird es nicht ohne Schaudern in der Beylage Nr. VII. lesen.

ben können, wir wären gern aus einer so zerrütteten Welt geschieden.

„Und wann und wie — fragte ich — schlug die Stunde Ihrer Befreyung?“

„Ich werde Ihnen, erwiederte sie, die Geschichte unsrer Gefangenschaft geben, die man gedruckt hat; darin werden sie alles umständlicher finden *). Die Befreyung kam, als wir es am wenigsten erwarteten. Tag für Tag erhielten wir Nachrichten von neuen Hinrichtungen. Da hörten wir auf einmal die Sturmglocke unaufhörlich anschlagen. Große Bewegung war auf den Straßen; man erwartete eine Krisis, aber man wußte nicht, welche Partey siegen würde. Am nächsten Morgen stand mein Mann früh auf, und ging auf den Corridor, wo sich oft die Gefangenen zusammenfanden. Wie war sein Gesicht verändert, als er zurückkam! „Wir sind frey — rief er — der Tyrann ist nicht mehr.“ Drey Tage nach Robespierre's Tode öffnete sich die Thür unsers Kerkers. Als wir unter dem Freudenruf Bekannter und Unbekannter in unsre Wohnung zurückkehrten, trat der treue Leclerc uns entgegen, und rief aus: „Seigneur! Laisse maintenent aller ton serviteur en paix!“ („Herr, nun laß deinen Diener in Frieden scheiden!“)

*) Diese höchst anziehende und rührende Erzählung, ist theils einzeln, theils in Toulongeons Histoire de la Revol. T. IV. unter den pieces justificatives Nr. IV. abgedruckt.

Wer hätte bey solchen Erzählungen sich nicht aller Klagen über die eignen leichteren Prüfungen schämen müssen? Recht ungern trennte ich mich von einem so edlen Paar, das mit der Würde und dem Ernst des Alters, noch immer so vieles verband, was die Jugend liebenswürdig macht. Beyde Gatten hatten schon das drey und siebzigste Jahr erreicht, und bey dem Abschiede von so Hochbejahrten, hat es immer etwas sehr wehmüthiges, gewiß zu seyn, ihnen zum letzten Mal die Hand zu drücken.

Der Wunsch, den Ovid dem greisen Philemon in den Mund legt:

Eins nur vergönnt uns ihr Götter!
Wir lebten durch Lieb' und Eintracht verbunden,
Darum nehm auch dieselbe Stund' uns von hinnen.
Niemals lasset die Gruft der treuen Gattin mich sehen;
Laßt die treue Gattin auch mich zur Gruft nicht begleiten *) —

das war auch der Wunsch beyder Bitaubés. Er ward wenigstens so weit gewährt, daß, als der Tod die fast funfzigjährige so glückliche Ehe trennte, der tief gebeugte Greis, von einer unüberwindlichen Sehnsucht nach der Vorangegangenen ergriffen, nur einen Monat später mit ihr vereinigt ward. Er starb im November 1808.

*) Quoniam concordes vixímus annos,
Auferat hora duos eadem, nec coniugis unquam,
Busta meae videam; nec sim tumulandus ab illa.
Ovid Metam. VIII, 709.

Merkwürdige Puncte, Plätze und Gebäude.

Montmartre und der Telegraph.

Der höchste Punct, auf der von den vormaligen Hügeln und Bergen um Paris fast allein noch übrigen Anhöhe, ist Montmartre, daher es auch der letzte war, um den man vor dem Einzuge der verbündeten Monarchen im Jahre 1814 kämpfte. Ob der Name von Mons Martis, oder von dem Märtyrerthum des heil. Dionys herrühre, bleibt unentschieden.

Hier hat man den vollständigsten Ueberblick der Stadt, da die Höhe die ganze Umgegend beherrscht. Daher faßte schon im J. 1736 die Akademie der Wissenschaften den Plan, eine Pyramide zu errichten und von der Königl. Sternwarte durch diese eine Meridianlinie durch ganz Frankreich zu ziehen. Eine ähnliche stand auf dem Canigou, einem Berge der Pyrenäen. Mir ward der Punct durch den damals dort befindlichen Telegraphen am merkwürdigsten.

In der Nähe desselben wohnte der vormalige reformirte Geistliche Herr Frossard, der durch Herrn Oerthling veranlaßt, unserm Pädagogium einen Sohn übergeben hatte. Auch er kam mit der größten Bereitwilligkeit allen unsern Wünschen entgegen, und hat sich durch vielfache Gefälligkeit unser dankbarstes Andenken erworben. Sein geistliches Amt mußte er in den stürmischen Jahren niederlegen, und

durch andre Geschäfte sich und seine zahlreiche Familie zu erhalten suchen — ein Verlust für den Stand, der in ihm einen redlichen Mann und talentvollen Redner verlor, der auch durch eine sehr gelungene Uebersetzung von Hugo Blairs Predigten aus dem Englischen, seine genaue Kenntnisse beyder Sprachen bewährt hatte. Durch ihn und seine Verbindungen gelang es uns, nach einem sehr angenehmen Mittage in seiner Familie, die Einrichtung der telegraphischen Maschinerieen genauer, als sonst Fremden damals gestattet wurde, kennen zu lernen.

Ich darf als bekannt voraussetzen, daß durch die verschiedene Stellung und Richtung starker Stäbe oder Balken, welche die Stelle der Buchstaben — die jedermann würde lesen können — vertreten, in fast unglaublicher Schnelligkeit durch eine solche Vorrichtung wichtige Nachrichten in weit entlegene Orte gebracht werden. Wie wichtig eine solche Signalsprache im Kriege, für den Handel, überhaupt in bewegten Zeiten sey, leuchtet ein. Um so mehr muß es befremden, daß eine so nah liegende Erfindung gleichwohl spät zu der vollkommenen Ausbildung und allgemeinen Anwendung gelangt ist, da die Mechanik des Alterthums so unendlich schwerere Aufgaben gelößt hatte. Neu kann man die Idee, ohne Schrift und ohne Boten in großer Entfernung Kunde zu geben nicht nennen. Läßt doch schon Aeschylus die Klytemnestra im Agamemnon eine förmliche Linie von Signalfeuern

beschreiben, wodurch die Eroberung von Troja nach Mycene gekommen war, eh irgend eine andere Kunde davon möglich gewesen wäre *). Aehnliche Versuche erwähnt auch Polybius. Aber schon die Nothwendigkeit, Signale dieser Art auf die Nacht zu beschränken, beweist ihre Unvollkommenheit. Auch spätere Versuche, eine eigentliche Fernschrift zu erfinden, und selbst die anerkannt vortreffliche Theorie und Praxis unsers verstorbenen Landsmanns, Prof. Bergsträßers in Hanau, ist wenig beachtet worden. So bald dagegen der französische Mechaniker Cl. Chappe im J. 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung seines Telegraphen vorgelegt hatte, ward sofort die Idee ergriffen und seitdem in Frankreich, späterhin auch in England zu den mannichfaltigsten Zwecken benutzt. Chappe lebte nicht mehr als ich in Paris war. Man erzählte mir, daß der Verdruß sich von einigen Seiten das Verdienst der ersten Erfindung streitig gemacht zu sehen, ihn in eine tiefe Melancholie versenkt, der er durch den Sturz in ei-

*) Als Klytemnestra dem Chor die Eroberung meldet, und dieser fragt:

Und welcher Bote flog so pfeilschnell?

erwiedert sie:

„Vulkan, der bis von Idas Gipfel her,
Glanzstrahlend Fackel zündete an Fackel;

Dann nennt sie die Orte alle, wo Feuer als Zeichen gebrannt hatten, und endet:

Zuletzt erreichte sie die Hügel dieser Stadt.“

nen tiefen Brunnen vor ein Paar Jahren selbst ein Ende gemacht habe.

Den Hauptvorzug seiner Methode setzt man in die Einfachheit der Zeichen und ihrer Formen, in der Leichtigkeit der Bewegung der Maschinen, und ihrer allem Wetter trotzenden Ausdauer. In dem Hauptzimmer des Gebäudes auf Montmartre fand ich zwey Männer beschäftigt. Einer saß zwischen zwey befestigten achromatischen Fernröhren. Durch das zur Linken beobachtete er die Zeichen, welche der nächste Telegraph machte; durch das andere, ob der, welchem er sie weiter melden mußte, sie gehörig aufgefaßt habe. Der Andere regierte die Maschine, je nachdem ihm von Jenem durch eine Vorrichtung angedeutet war, wie er sie stellen solle. In dem Zimmer steht die Maschine im Kleinen, und ahmt alle Bewegungen der größern nach. Keinem der beyden Arbeiter ist die Bedeutung bekannt. Nur die Figuren als Zeichen der Begriffe werden aufgeschrieben; der Sinn ist das Geheimniß der Regierung, die so oft es ihr gefällt, diese Signale, wie eine Chiffernschrift abändern kann. Die schnellste Kunde von wichtigen Begebenheiten zu geben, ist der Hauptzweck. Wenn eine Stellung der Stäbe wie diese

 oder oder

Sieg, Friede oder Tod bezeichnete, so ward die Nachricht durch diese einzige leichte Veränderung, bis in die entferntesten Gegenden durch correspondirende Telegraphen verbreitet. Die erste telegraphische Linie

ward 1793 eingerichtet, und das erste Ereigniß das dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt diese Nachricht zu Anfang einer Sitzung, und decretirte sofort, daß Condé künftig Nord Libre heißen solle. Noch vor dem Ende derselben Sitzung erfuhr er, daß das Decret überbracht, und der Armee bekannt gemacht sey. Condé ist gleichwohl von Paris dreyßig Meilen entfernt. Von Calais kann man itzt in drey, von Straßburg in sechs, von Lyon in acht Minuten durch 27, 46 und 51 Zwischentelegraphen Nachricht haben.

Leicht kann man sich vorstellen, wie viele Augen in entscheidenden Zeitpuncten hinauffehen, so oft die Maschinen ihre Bewegungen beginnen. In Paris allein ist dazu itzt fünf Mal Gelegenheit. „Seht, hört' ich oft sagen, wie der Telegraph arbeitet! Es muß etwas Wichtiges vorgehn *)!"

So hat denn der Mensch auch die Kunst gefunden, durch einen einfachen Mechanismus, seine Gedanken in Blitzesschnelle den Entferntesten mitzutheilen. Aber — wie ein Gedanke zur Sprache, wie das von Tausenden vernommene Wort in ihnen wieder zum Gedanken werden kann, und das in einem Augenblick — dieß liegt außer der Berechnung mechanischer Kräfte, und noch hat kein menschlicher Verstand es zu erklären vermocht.

*) Noch einiges über den Gegenstand sehe man in der Beylage Nr. VIII.

Einen

Plätze.

Place de Victoire. Place Vendome. La Greve.

Vergebens würde man in Paris einen so einzig herrlichen Standpunct suchen, wie ihn Berlin gewährt, wenn man zwischen dem Opern- und Zeughause steht, und dann durch die Linden bis an das Brandenburger Thor hinab sieht. Selbst so bedeutende Plätze, wie die Place du Carrousel und Place de Louis XV. vor und hinter den Tuilerien*), können damit nicht verglichen werden. Auch der Siegesplatz und Place Vandome sind zu eng, als daß die darauf befindlichen Denkmale von sehr großer Wirkung seyn könnten. Auf Ersterem steht itzt wieder wie vordem die Statue Ludwig des Vierzehnten. Auf dem Letzteren ist im J. 1804 die, der berühmten Trojanischen in Rom nachgebildete Siegessäule errichtet. Fünf und sechzig Ellen hoch, sechs im Durchmesser ist das kolossale Werk ganz aus dem Erz der Kanonen gegossen, die in unserm Vaterlande erobert waren. Das Viereck des Piedestals umgiebt an jeder Seite ein emporstrebender Adler. An der Säule winden sich spiralmäßig Basreliefs hinab, welche die neueren Siege der französischen Heere bis zur

*) Man vergleiche in der ersten Hälfte dieser Reise S. 316, und auf dem Plan der Tuilerien C. C. und D. M.

Schlacht von Austerlitz darstellen, wobey die Unterschriften unter jedem einzelnen Basrelief dem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Sie war das Werk der geschicktesten Architekten und Künstler unter Denons Leitung. Bis zum Jahre 1814 stand auf der Höhe dieser Säule ein Standbild Napoleons. Itzt weht über der Kuppel die weiße Friedensfahne. Umher läuft eine Gallerie, zu der man zwar mühsam auf einer engen Treppe im Inneren der Säule gelangt, aber dann reichlich durch den Anblick eines großen Panorama belohnt wird.

Oft führte mich mein Weg vorüber. — Wie viel Anlaß war auch hier, im Schmerz über Deutschlands Erniedrigung betrachtend still zu stehen; wie viel Stoff, über die schwer zu berechnenden Resultate jener glänzenden, mit dem Blut von Millionen erkauften Triumphe nachzudenken. Auch ich stand hier manchesmal traurend, wenn ich der vorjährigen Siege gedachte. Dem itzigen Beschauer ist vergönnt, sich desto reiner der Erhebung des Vaterlandes zu freuen.

Ein andrer weder sehr großer, noch von vorzüglichen Gebäuden umgebener Platz, vor dem unweit der Seine gelegenen Stadthause (Hôtel de ville), ist seit uralten Zeiten unter dem Namen la Greve bekannt *). Für seine Bestimmung zu den verschie-

*) Greve bezeichnet einen sandigen Platz in der Nähe eines Flusses.

denartigsten Lust- und Trauerfesten, Feuerwerken und Executionen aller Art, ist er viel zu klein, zumal da man weiß, wie schaulustig von jeher die Pariser waren, und namentlich wie leidenschaftlich begierig Hinrichtungen beyzuwohnen. Daher war es längst schon vortheilhaft hier Hausbesitzer zu seyn, da oft, um einen Kopf fallen oder irgend einen Verbrecher am Pranger zu sehen, für ein Fenster auf einige Stunden sehr hohe Miethe gezahlt wird. Welche schreckliche Schauspiele sind seit Jahrhunderten auf diesem Platz gegeben; wie viele Verworfene aber auch wie viele Edle haben hier geblutet. Die Geschichte bewahrt neben ihren Namen, die Namen der Räuber wie Cartouche, der Giftmischer wie die Brinvillier, der Königsmörder, wie Ravaillac und Damiens, bey dessen beyspiellos grausamer Hinrichtung sich noch itzt jedes menschliche Gefühl durch die Erfindsamkeit der französischen Criminalgerichte empört fühlt. Doch die späteren Mordscenen, die zum Theil hier, zum Theil, wie die Hinrichtung des menschenfreundlichsten und tugendhaftesten aller Könige Frankreichs auf dem Revolutionsplatz sich drängten, hatten das Andenken an jene früheren Begebenheiten längst ausgelöscht. Itzt zeigt man nur dem Fremden den berüchtigten Laternenarm, an dem die Volksjustiz an Foulon zuerst Rache nahm; oder die Stelle, wo die sechzig Schweizer, die sich bey dem Sturm gegen die Tuilerien ergeben hatten, abgeschlachtet wurden; oder den Ort wo die Guillo-

tine stand als der Revolutionsplatz das Blut nicht mehr fassen konnte. Aufmerksam machte man mich auch auf die Zimmer des Rathhauses, wo der schrecklichste der Schreckensmänner Robespierre das Ziel seiner blutigen Laufbahn erreichte. Als sein Ansehn zu wanken anfing, hatte er sich in die Arme des ihm noch ergebenen dort versammelten Gemeinderaths geworfen. Hier, nebst den Hauptstützen seiner Tyranney, Cuthon, St. Just, Henriot, im Auftrag des endlich erwachten Convents von Barras umzingelt, ergab sich sein Anhang ohne Widerstand, und überließ ihn seinem Schicksal. Ein Pistolenschuß sollte ihn aus der Hand der Herandringenden retten, zerschmetterte aber nur eine seiner Kinnladen. Gewaltsam — sagte mir ein Augenzeuge — ward er von hier vor das Tribunal geschleppt; wehrlos und schlecht verbunden lag er da auf eine Tischplatte hingeworfen, viele Stunden, unter dem Hohngelächter und den Verwünschungen der Zuschauer. Ein gemeiner Bürger starrte ihn lange schweigend an, und rief endlich: Ja, Robespierre, es giebt einen Gott! Bis gegen Abend zog sich das Endurtheil hin. Endlich erschien der verhängnißvolle Karren, eben der, welcher auf sein Geheiß Unzählige zum Richtplatz geführt hatte.

„Ich habe — erzählte mir einer der achtungswürdigsten Diplomaten unsrer Zeit, Hr. Graf von Reinhard, in dessen Hause ich einst in Cassel eine sehr wohlwollende Aufnahme fand — ich habe viel

Schauderhaftes und Schreckliches erlebt und gesehen; aber der Anblick dieses Verbrechers in seiner Todesstunde war von allen das Schrecklichste. Zufällig begegnete ich dem Zuge auf seinem langen Wege zur Guillotine. Krampfhaft zusammengedrückt saß er neben dem Henker. Die Flüche aus dem Munde des Volks, das mit geballter Faust drohend ihn umringte, das Geschrey der Mütter und der Frauen, die ihre Kinder, ihre Gatten von ihm forderten, wollte nicht enden. Es war gegen Abend; ein glühend rother Sonnenstrahl fiel auf das leichenblasse, von geronnenem Blut und Geifer entstellte, nur halb verhüllte Gesicht. Mir ist, als sähe ich noch diese Schreckensgestalt."

Man weiß, daß als er auf dem Schaffot angekommen ist, ihm der Henker das Tuch gewaltsam abgerissen hat. Ein Schrey des Schmerzes und des Entsetzens ist der letzte Laut seines einst so beredten Mundes gewesen, gegen den selbst die Besseren die ihn haßten, wie sie ihn fürchteten, den ihrigen nicht zu öffnen gewagt hatten, und eine Masse des Volks, von dem er noch wenige Tage vorher vergöttert war, ist in lauten Jubel ausgebrochen, daß endlich der Tyrann gefallen sey.

„Jamais — ruft Lacretelle aus — jamais coupable n'eut une plus terrible agonie que Robespierre. Mais le ciel et les hommes étoient-ils vengés?"

Prachtgebäude.

Außer den bereits beschriebenen großen Palästen, dem Louvre, den Tuilerien, dem Palais Royal*), waren mir das Palais Luxemburg und Bourbon die merkwürdigsten.

Das Erstere schon geschichtlich! — Denn kaum kann es in dieser Art ein sprechenderes Denkmal der Nichtigkeit und Wandelbarkeit aller menschlichen Größe und Herrlichkeit geben. Man kennt Marien von Medicis, die so wenig als die noch grausamere Mediceerin Katharine, Segen über Frankreich gebracht hatte. Mit Heinrich IV. vermählt, ohne daß sie sich gegenseitig beglückt hatten, ergreift sie, zur Vormünderin seines Sohnes Ludwig XIII. und zur Regentin ernannt, gleich nach der Ermordung des Gemahls mit herrischem Geiste das Ruder des Staats. Nur zu bald gewinnen Günstlinge — vor allen der Marschall d'Ancre Concini — Einfluß auf sie, und es erwachen sehr früh jene Kämpfe der Parteyen, die so viele Jahre den Staat zerrütten, und die sie zu ihrem eignen Verderben aufregt und nährt. Der eigne Sohn muß sie schon 1618 nach Blois verweisen. Sie muß es leiden, daß der Marschall ermordet, daß sein Weib Galigai, von der sie durch alle Zauberkünste weiblicher List und Verschlagenheit umgarnt war, als

*) S. 1ste Hälfte S. 313 ff. und 371.

Hochverrätherin und Zauberin auf dem Greveplatz hingerichtet und dann verbrannt wird. Zwar kehrt sie versöhnt noch einmal nach Paris zurück. Aber bald wird der von ihr selbst zum ersten Mann im Staat erhobene Richelieu ihr heftigster Verfolger. Endlich duldet man sie nicht länger in der Hauptstadt und schickt sie nach Compiegne. Hier fühlt sie sich wie eine Gefangene, entflieht und irrt die letzten zehn Jahre von Land zu Land, von Stadt zu Stadt umher und stirbt im hülflosen Alter, von allem Glanz der sie einst umgeben hat, entkleidet, fast in Dürftigkeit zu Cölln.

So endete die Enkelin eines Kaisers, die Gemahlin des angebeteten Heinrichs, die Mutter eines Königs und zweyer Königinnen, Elisabeth von Spanien und Henriette von England! „Keine Handbreit Land, sagt einer ihrer Geschichtschreiber, war ihr geblieben, indeß ihre Kinder die halbe Christenheit beherrschten.“

Eben diese Marie war die Erbauerin eines der schönsten Palläste von Paris. Ein Jahr nach dem Tode des Gemahls, wird der Bau mit Königlicher Pracht begonnen, und zu ihrem und ihres zweyten Sohnes Wohnsitz bestimmt. Wie wenig Rast und Ruh mag sie in seinen Prachtsälen und Zimmern gefunden haben! Wie kurz und wie gestört ist der Besitz gewesen!

An das Hauptgebäude, über dessen Eingang sich eine prächtige Kuppel erhebt, schlossen sich zwey sehr lange Flügel mit einem prächtigen Porticus, welche

den inneren zu dem großen Schloßgarten führenden Hof umgaben. Auch das Innere war mit allem ausgeschmückt, was das Auge erfreuen und den Geschmack befriedigen konnte. Ich fand noch in der Bildergallerie die Reihenfolge jener berühmten vier und zwanzig großen Gemählde von Rubens, welche seitdem in das Museum des Louvre versetzt sind. Sie hatte ihn kommen lassen, die Geschichte ihres eignen Lebens in einer chronologischen Folge darzustellen; und noch bieten sie dem Kunstkenner, mehr noch dem philosophischen Historiker den reichsten Stoff dar. Jenem! Denn auch außer der genialen Erfindung, hat das Colorit noch immer die Frische, die man an den Werken des großen niederländischen Meisters gewohnt ist. Diesem! Denn wunderbar muß er bewegt werden, wenn er die schmeichelnden Bilder mit Erinnerungen an die historische Wahrheit der Begebenheiten ansieht, und die Periode des Glanzes, welcher den Morgen und Mittag dieser einst so mächtigen Frau umgab, mit dem Abend ihres Lebens vergleicht. Auf dem ersten Gemählde läßt Rubens ihr Schicksal von den Parcen unter dem Schutz Jupiters und der Juno spinnen; nicht eben die glücklichste Wahl, wenn man an die ehelichen Verhältnisse dieses olympischen Götterpaars denkt. Florenz empfängt auf dem zweyten die Neugebohrne aus den Händen der mütterlichen Lucina; Minerva bildet auf der dritten ihren Geist. Nächstdem knüpft Hymen das Band mit dem König; dann

empfängt sie Frankreich im Liliengewande am Meeresufer vor Marseille. Darauf erscheinen die Neuvermählten, gleich den ersten Gottheiten des Olymps, auf einem mit Löwen bespannten Wagen. Am gelungensten ist vielleicht der Ausdruck Mariens bey der Geburt ihres ersten Kindes. Schmerz und Freude spricht aus den Augen des zu dem Sohne hingewandten Haupts — eben des Königlichen Sohnes, dessen Ohr für die Bitten der ins Elend verbannten Mutter von einem unversöhnlichen Cardinal betäubt war. Des ermordeten Heinrichs Apotheose nimmt am Ende der Gallerie die ganze Breite der Mittelwand ein. Indem er zum Himmel emporgehoben wird, thront schon die Königin als Regentin von der Weisheit und Klugheit umgeben. Die letzten Stücke beziehen sich auf die unruhigen Zeiten; ihre Entfernung nach Blois, ihre Rückkehr und Versöhnung. Mit den Begebenheiten des J. 1620 endet das letzte Tableau. Auf wie ganz andre Allegorien hätte Rubens sinnen müssen, hätte er die spätern Jahre sinnbilden wollen, bis zu dem Augenblick, wo Atropos den nur zu lang gesponnenen Lebensfaden zerschnitt. — Welcher Contrast! Im J. 1600 thront sie wie eine Juno auf dem Triumphwagen; im J. 1642 liegt sie — eine schwer Büßende, von aller Welt Verlassene — sterbend auf dem Schmerzenslager.

Doch zurück zu dem Palais Luxemburg. Nach und nach von mehreren aus der Königlichen Familie be-

wohnt, wird es zuletzt Eigenthum der Krone. Im Jahr 1779 schenkte es Ludwig XVI. seinem Bruder und Nachfolger, dem letztverstorbenem Könige. Nach der Emigration und in den Jahren des Terrorismus fanden die Machthaber keinen bequemeren und geräumigern Platz zu einem Staatsgefängniß, und wer mag die Unglücklichen zählen, die hier in jener furchtbaren Zeit ihre letzten Tage verlebt haben, oder, bis die Stunde der Befreyung schlug, jeden Augenblick auf den Abruf hatten gefaßt seyn müssen. So dienten die prächtigsten Gemächer zu Kerkern, und wurden ein Schauplatz wo sich Menschen von den allerverschiedensten Richtungen des Geistes in dem buntesten Gemisch zusammenfanden. Erst die Zeiten wiederkehrender Ordnung veredelten die Bestimmung. Man beeilte sich, das durch solchen Gebrauch verwüstete Schloß wiederherzustellen, und das Innere gewann selbst gegen den früheren Zustand. Zuerst nahm die Directorialregierung, dann das Consulat hier seinen Sitz; seit 1800 der Verwaltungsrath, bis es zuletzt zum beständigen Sitz der Pairskammer erhoben ist. Eines Morgens, als ich mit Hrn. Maron vorüberging, traf es sich, daß sich eben der Senat versammelte. Wir gingen die neue mit den Büsten berühmter Männer gezierte Treppe hinan; die Thür des prächtigen Versammlungssaals war noch geöffnet. Ich gewann durch meinen Führer den Vortheil, den Neffen des Verfassers der Reise

des jüngeren Anacharsis, den in seinem Amtskostum recht ehrwürdig erscheinenden Francois Barthelemy, in der Vorhalle kennen zu lernen; eben den, der im J. 1795 den Frieden Frankreichs mit Preußen schloß, 1797 in das Directorium eintrat, aber bald nach einem neuen Parteyenkampf das Schicksal nach Cayenne deportirt zu werden mit Pichegrü theilte, von wo er jedoch durch die Treue seiner Kammerdiener nach England entkam. Nach der Revolution 1799 ward er ehrenvoll zurückgerufen, und wenn sein Einfluß schon unter Napoleon nicht unbedeutend war, so hat ihn die spätere Regierung noch mehr ausgezeichnet, wie denn seine mit einer seltnen Rechtschaffenheit verbundnen Talente ihm stets die Achtung aller Parteyen erworben hatte. „Wenn man — sagte er mit eben so viel Sanftmuth als Würde, als er von Hrn. Maron meine Deportation erfahren hatte — ein rein Gewissen hat, darf man keine Zukunft fürchten. Sie ist oft besser als die Gegenwart.“ Das Zeichen ward gegeben; die Thüren schlossen sich, so brach das Gespräch ab.

So fand ich durch einen Zufall zum zweyten Mal Gelegenheit, einen der so bedeutenden Männer kennen zu lernen, die einst das Directorium gebildet hatten. Mit dem räthselhaftesten von allen, dem Abbé Sieyes, — der im Jahr 1791 die Monarchie für die beste Regierungsform erklärte, und im Jahr 1793 die durch ganz Europa wiedertönenden Worte über Ludwig: la mort sans phrase! aussprach,

fand ich mich 1798 bey der Huldigung unsers Königs auf dem Schlosse zu Berlin in einem Fenster zusammen, wo er eben als Gesandter der Republik angekommen war. Ein drittes Mitglied des Directoriums, unstreitig eins der wichtigsten, Carnot, verlebte als Exulant in Magdeburg seine letzten Jahre. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit ihm über französische und deutsche Literatur. Man hatte mir gesagt, auch letztere sey ihm nicht fremd. Dieß konnte ich jedoch so wenig finden, als gerade von einem der ersten Taktiker und Staatsmänner seiner Zeit erwarten. Desto gediegner schien mir sein Urtheil über die alte und neue Literatur seiner Nation.

Das andre merkwürdige Prachtgebäude, das Palais Bourbon am Ufer der Seine war im Jahr 1722 für die Prinzessin von Condé, natürliche Tochter Ludwig's XIV., zu einer der reizendsten Wohnungen in Paris eingerichtet. Denn die große Treppe, an deren Fuß die kolossalen Bildsäulen vier großer Staatsmänner, Colbert, l'Hopital, d'Aguesseau und Sully in sitzender Stellung aufgerichtet sind, führt zu einem prächtigen Peristyl von zwölf korinthischen Säulen. Seine Sitzungen hielt hier der Rath der Fünfhundert; im J. 1807 die gesetzgebende aus dreyhundert Mitgliedern bestehende Versammlung; eben da hält sie itzt die Deputirtenkammer. Der große Saal in der Mitte, der uns als Fremden gezeigt

wurde, bildet ein Amphitheater. Die Rotunde hat einen Dom, durch dessen Kuppel das Licht herabfällt und ihn trefflich beleuchtet. Etagenweise erheben sich die Reihen der Sitze. Der Kaiserliche Thron war von rothem Atlas, mit goldnen Bienen und Frangen reich behangen. Es war noch alles in der vollsten Pracht, denn am 16. August hatte Napoleon hier nach dem Frieden von Tilsit seine erste Rede gehalten. Die sämmtlichen Deputirten des neuen Königreichs Westphalen waren dazu eingeladen. Wir Deportirte konnten sie nicht beneiden. Es war vorherzusehn, was sie hören würden. Indeß bleibt der Tag mit Beziehung auf unsern Staat ein wichtiger Moment, und da schon die Erzählung in unserm Gemüth die Wunde aufs neue aufriß, die uns bey der ersten Nachricht in Pont-a-Mousson getroffen hatte*), so werde seiner auch hier unter ganz andern Empfindungen gedacht. Ein sehr würdiger Freund wird mir gestatten, daß ich ihn, der als einer der Deputirten unmittelbarer Zeuge von allem seyn mußte, statt meiner reden lasse.

„Nachmittags um vier Uhr sollten die Feyerlichkeiten beginnen. Wir waren durch Karten dazu eingeladen. Eine Masse von wenigstens 6000 Mann auserlesenen Militairs von allen Waffengattungen zu Fuß und zu Pferde war befehligt, theils die Haye zu

*) S. 1ste Hälfte S. 213.

bilden, durch welche der Kaiser in vollem Pompe ziehen sollte, theils den Zug zu begleiten, theils den Pallast in allen seinen Zugängen, Corridors und Vorzimmern vor dem Versammlungssaale zu besetzen. Unmäßig war der Drang am Eingange des Pallastes; ganze Schaaren von Damen hatten ihn belagert; nur mit vieler Mühe vermochten wir Deputirte uns durchzudrängen. Unzählige Male unsre Einlaßkarten vorzeigend, bald zurückgewiesen, bald wieder herbeygerufen und vorwärts geschoben, bey dem heißen Wetter durch den Menschenhaufen fast zerquetscht, langten wir, vom Schweiße triefend, endlich im Innern an und konnten in der geräumigen Vorhalle wieder freyer Athem schöpfen. Hier war nun alles in bester Ordnung: dennoch mußten wir noch eine geraume Zeit in den Vorzimmern verweilen, ehe wir in den Saal gelangten. Alle diese Zimmer und Plätze waren mit der herrlichsten Orangerie geschmückt, die ihre balsamischen Düfte überall verbreitete. Man glaubte in einem Feenpallast zu seyn. Endlich gelangten wir in den Saal, wo wir auf den uns eigen angewiesenen Sitzen Platz nahmen. Ringsum auf den amphitheatralischen Erhöhungen saßen in feyerlichem Schweigen die Mitglieder des gesetzgebenden Corps, vor ihnen niedriger die übrigen hohen Autoritäten, alle im großen Kostum. Aus den Logen glänzte uns die kaiserliche Familie entgegen.

Etwa eine halbe Stunde später trat Napoleon ein, angekündigt durch das laut ertönende: l'Empereur! Er war mit einem dunkelrothen, reich mit Gold gestickten Leibrock bekleidet, ohne Mantel; Weste und Beinkleider von weißem Atlas; er trug weißseidne Strümpfe und Schuhe mit großen weißen Atlasquasten verziert. In der Hand hielt er einen Hut à la Henri IV. aufgeschlagen, mit einem weißen Federbusch geschmückt; um den Hals hing ihm eine mit dem künstlichsten Juwelierschmuck verzierte Kette. Kaum war er eingetreten, als ein fast furchtbar lautes, langes, mehrmals wiederholtes, mit gellendem Händeklatschen begleitetes Vive l'Empereur die Luft erschütterte. Behende stieg die kleine Figur des großen Mannes die Stufen des Throns hinauf, während alle Zungen und Hände der Anwesenden, sey es von geheucheltem oder wirklichem Enthusiasmus ergriffen, in Bewegung waren. Jetzt trat eine tiefe Stille ein. Links am Throne, neben der vorbemerkten Tribune, stand der Reichscanzler Cambaceres, auf den vom Kaiser sehr lakonisch ertheilten Befehl verkündigend, daß das Remplacement von 60 aus dem gesetzgebenden Corps ausgeschiedenen Mitgliedern und die Vereidigung und Installation der gegenwärtigen einberufenen neuen erfolgen solle. Mit festem, ernstem Blick schaute der Kaiser in der Versammlung umher, ohne ein Wort weiter zu reden. Nun begann der neben Cambaceres stehende Staatsbeamte Lejeas nach einer

Liste, den namentlichen Aufruf jedes einzelnen neuen Deputirten, unter Bemerkung des Departements, zu welchem ein Jeder gehörte. Der Gerufene verließ seinen Sitz, bestieg die Erhöhung unter dem Throne, verneigte sich gegen den Kaiser, hob die rechte Hand flach und wagerecht bis zur Stirn empor und sprach mit lauter Stimme die Worte: Je jure obéïssance aux constitutions de l'empire et fidélité à l'Empereur. Drey Viertelstunden vergingen, ehe diese langweilende Förmlichkeit in einer durch die Menschenmenge fast erstickend heißen Luft zu Ende war. Jetzt griff Napoleon in die Rocktasche und zog ein Blatt Papier hervor, von welchem er eine ziemlich lange Rede verlas, aus welcher ich hier nur einige Stellen mittheile.

„Meine Herren!

Seit Ihrer letzten Sitzung haben neue Kriege, neue Triumphe, neue Friedensschlüsse die politische Gestalt Europa's umgewandelt.

Wenn das Haus Brandenburg, das sich zuerst gegen unsre Unabhängigkeit verschwor, noch regiert, so ist es dieß allein der aufrichtigen Freundschaft schuldig, welche der mächtige Kaiser des Nordens mir eingeflößt hat.

Ein französischer Prinz wird an der Elbe regieren. Er wird das Interesse seiner neuen Unterthanen mit seinen ersten und heiligsten Verbindlichkeiten zu vereinigen wissen.

Das

Das Haus Sachsen hat nach funfzig Jahren seine Unabhängigkeit wieder erhalten, die es verloren hatte *).

Alle Völker theilen das freudige Gefühl, den verderblichen Einfluß Englands auf den Continent für immer vernichtet zu sehn.

Frankreich ist mit den Völkern Deutschlands durch die Gesetze des Rheinbunds, mit Spanien, Holland, der Schweiz und Italien durch unser Föderativ-System vereinigt. Unsre neuen Verhältnisse zu Rußland sind durch die gegenseitige Achtung zwey großer Nationen unauflöslich geworden.

Franzosen! Euer Betragen in dieser letzten Zeit, wo euer Kaiser fünfhundert Lieues von euch entfernt war, hat meine Achtung und meine gute Meinung von euch vermehrt. Ich habe mich stolz gefühlt, der Erste unter euch zu seyn. — Ihr seyd ein großes und ein gutes Volk."

Kaum hatte Napoleon seine Rede geendigt, und sich erhoben, um die Versammlung zu verlassen, als von neuem ein ungestümes Vive l'Empereur! erscholl, von dem lautesten Händeklatschen und Hutschwenken aller Anwesenden begleitet. Während dieß fast wilde Jauchzen und Applaudiren einige Minuten dauerte, zog sich der Kaiser in demselben pomphaften Aufzuge,

*) War es wohl jemals abhängiger gewesen, als gerade unter Napoleons Regierung?

in welchem er gekommen war, nach den Tuilerien zurück.

Wie uns Preußen bey den übermüthigen Aeußerungen über unser verlornes Fürstenhaus, wie bey dem Tausch mit einem neuen Regenten zu Muthe seyn, wie tief unser für Vaterland und den angestammten rechtmäßigen biedern König noch unveränderlich reges Gefühl verwundet werden mußte, wie wenig die schon gemachte Bekanntschaft mit dem neuen — jungen und unerfahrnen — Regenten, uns über unsern schmerzlichen Verlust zu trösten vermochte, bedarf keiner Ausführung. Höchst verstimmt kehrten wir in unser Hotel zurück, den Hauptinhalt der zum Theil so schmachvollen Rede uns wiederholend. Es währte indeß lange, ehe wir dahin gelangen konnten: das Volksgetümmel und die Zahl der glänzendsten Equipagen, die uns den Weg versperrten, war unermeßlich."

So weit der Augenzeuge! Indem wir uns am folgenden Tage mit einigen gleichfühlenden Freunden nochmals über den Inhalt jener kaiserlichen Rede, von der nun alle Zeitungen voll waren, und von den Gefahren unterhielten, die bey dem geringsten Anlaß den so geschwächten preußischen Staat zu bedrohen schienen, da seine ganze Existenz auf dem unnatürlichen, und wie bald! wieder aufgelößten Bündniß Frankreichs mit Rußland ruhen sollte, da nahm einer der Anwesenden das Wort: „Nährt ihr denn, lieben Freunde, noch

die geringste Hoffnung, daß dieser unglückliche Staat sich je wieder erheben könne? Hört doch, was mir so eben aus einer Lesegesellschaft zugekommen ist, und stimmt eure Hoffnungen herab." Es war die Rede am Grabe der preußischen Monarchie von Archenholz im Decemberheft der Minerva. —

„Das achtzehnte Jahrhundert sah ein in der Geschichte noch nie vorgekommenes Meteor am politischen Horizont; einen aus kleinen unbedeutenden Ländern entstandenen, trotz aller Hindernisse der Natur und des Zeitalters schnell emporsteigenden, durch mancherley Einrichtungen bewundernswürdigen, in vielen Zweigen der Gesetzgebung musterhaften Staat, dessen sonderbares Schicksal es war, mit dem Jahrhundert anzufangen, mit seinem Schlusse zu endigen.

Seine Herrlichkeit ist nun auf einmal, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, verschwunden und auf ewig dahin. Vom October 1806 an, existirt die so lange hochgeachtete, bewunderte, durch den großen Friedrich verherrlichte preußische Monarchie nur noch in der Geschichte als historisches Phänomen. — Sie verschwand auf einmal von der Erde wie ein Schattenbild, und mit ihr die von dem germanischen Eichenhain an, bis itzt durch alle Jahrhunderte erhaltene deutsche Unabhängigkeit; mit ihr der Nationalruhm; das Muster einer weisen Gesetzgebung; ein Staat, dem selbst entfernte Nationen die Toleranz, die Abschaffung der Folter

und eine vernünftige Geistesfreyheit verdankten; mit ihr verschwand das Bollwerk der protestantischen Religion, und der nicht durch Gold, sondern durch sich selbst, wie durch eine heilige Flamme genährte Heerd der deutschen Aufklärung. Was auch die Mäßigung oder die Großmuth des Siegers Unerwartetes und Außerordentliches thun mag, dennoch ist die preußische Monarchie unwiderbringlich dahin." —

Man bat dem Unglückspropheten abzubrechen. Hört! — fuhr er fort — hört nur noch das Ende! „Nicht die Allmacht einer Gottheit kann sie in ganzen Generationen wieder zu dem machen, was sie noch vor einigen Monaten war. Sie ist und bleibt im eigentlichen Sinne aufgelößt. Sollten sich auch zum Vortheil Preußens die unglaublichsten Dinge ereignen — so ist doch etwas verloren, was ewig verloren bleibt und bleiben muß — der preußische originelle Kriegssinn. Dieser Geist ist seit den Tagen von Jena aus allen Gemüthern auf ewig getilgt, auf ewig von Preußens Gefilden entflohen. Er weilte hier ein Jahrhundert und verschwand." —

Wenn ein Deutscher, wenn der Geschichtschreiber, einst selbst Mitkämpfer des siebenjährigen Krieges, solche Worte auszusprechen kein Bedenken trägt — sagt selbst, was bleibt denn uns zu hoffen übrig?

O! — dacht' ich — und sprach es ohngefähr in folgenden Worten aus: — Noch ist das Ende

nicht gekommen. Auf einen Mann, den ein momentanes Unglück, dessen Größe wir uns nicht verbergen können, so um alle Besonnenheit bringt, Grabreden zu halten, wo noch kein Todter vorhanden ist, — der keine Tapfern und Tüchtigen mehr kennt, deren doch gewiß so viele noch übrig sind, und statt den Muth in den Besiegten zu wecken, ihr Vertrauen auf Gott und auf ihre eigne Kraft durch solch harte Rede niederzuschlagen wagt — auf den sollten wir hören? Freylich — wer an der Allmacht verzweifelt, wie könnte der noch an Menschenkraft glauben? Wer wollte das Außerordentliche in dem Sieger verkennen, in dessen Hand in diesem Augenblick Gott die Schicksale — zwar nicht der Welt, wie auch Manche der Unsrigen gesagt haben — aber doch vieler Völker Europas gelegt zu haben scheint? Aber es giebt einen Höheren, in dessen Gewalt es jeden Augenblick steht zu sagen: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter!“ Schon oft hat das Unglück kommen müssen, um erschlaffte Kräfte zu wecken, um eitles Selbstvertrauen zur Erkenntniß zu bringen. Auch wäre es nicht der erste Fall in der Weltgeschichte, wo ein König mit David sagen konnte: Wenn du mich demüthigest machst du mich groß *).

Der Kleinmüthige schwieg, und die Hoffenden drückten sich unverzagter die Hände.

*) Ps. 18, 36. Der ganze Psalm leidet hier Anwendung.

Was würde der Leichenredner gesagt haben, wenn er es erlebt hätte, diesen auf ewig von der Erde verschwundenen Staat, diese unwiederbringlich vernichtete preußische Monarchie, wieder unter den großen Nationen mit neuem Glanz und Ruhm bedeckt auftreten, und den entflohenen deutschen Nationalgeist mehr als jemals zu Thaten begeistert zu sehen, die den bewundertsten der Vorzeit an die Seite gesetzt zu werden verdienen? Wenn er erlebt hätte, wie der auf ewig erloschene Kriegssinn schon nach sieben Jahren in den muthigen Kämpfen bey Lützen, in den noch glorreicheren Tagen bey Wahlstadt, Dennewitz, bey Groß-Beeren, bey Leipzig, bey Montmartre, bey Belle Alliance erwacht war, und ihn die Geister selbst der gefallenen Helden hätten fragen können, ob er Größeres in den Schlachten die er theilte gesehen habe?

Versuchen soll der Mensch die Gottheit nicht; nicht sich seiner Kraft überheben, und Maaß zu halten vergessen; aber bey guter Sache eben so wenig an sich selbst, als an der Hülfe des Allmächtigen verzweifeln.

Dem Verzagenden ist durch den Tod die Beschämung erspart. Die stille Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden. Sie ist mehr als erfüllt. Sie ist übertroffen.

Das Pantheon.

Voltaire. Rousseau.

Der Schutzheiligen Genoveva war in Paris seit den frühesten Zeiten eine Kirche geweiht. Alterthum und feindliche Gewalt hatte sie mehr als einmal zerstört; frommer Eifer mehr als einmal wieder aufgebaut. Doch drohte sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Einsturz, und unter Ludwigs XV. Regierung ward beschlossen, einen Dom aufzuführen, der alles an Dauer, Umfang und Pracht übertreffen sollte.

So erhob sich seit 1764 wieder, wie man wenigstens vorgab, über der Gruft der Heiligen, der neue Bau, nach dem Plan, welcher dem größten Architekten seiner Zeit Soufflot die allgemeinste Bewunderung erwarb. Mit so schönen Verhältnissen in einer so ungeheuren Steinmasse, einem so schweren Gewölbe, von so leichten und zierlichen Säulen getragen, einer so erhabenen Kuppel, auf deren oberen Gallerie man ganz Paris unter sich sieht, und der Blick sich am fernsten Horizont verliert, — mit dem allen war in der ganzen großen Hauptstadt nichts zu vergleichen. Die kirchliche Bestimmung hatte das Ganze mit einer Menge von Statuen, Basreliefs und den Bildnissen vieler späteren Heiligen fast überfüllt. Späterhin, als die Revolution allem Heiligen abhold, dieß Prachtgebäude zu einem Denkmal für die großen Män-

ner des Vaterlandes, wie die Inschrift sagte, geweiht, und den alten Namen mit dem neuen eines Pantheons vertauscht hatte, gewann vieles eine andre Gestalt. Aber zu gleicher Zeit entdeckte sich die Gefahr des Einsturzes, und nachdem vierzig Jahre und funfzehn Millionen Franken an den Bau gewendet waren, sah man sich schon genöthigt zu stützen, um dem nahen Ruin vorzubeugen.

Mit dieser unerwünschten Arbeit war man noch während meines Aufenthalts in Paris beschäftigt, und so ging auch der Eindruck, den der Eintritt in den, des in Form eines griechischen Kreuzes erbauten kolossalen Dom, über dessen Mitte sich die prächtige Kuppel in einer Höhe von 120 Fuß vom Boden erhob, durch die formlosen hölzernen Stützen und Baugestelle fast ganz verloren. Der Boden war mit Schutt und Steinen bedeckt; mehrere Nischen, worin sonst Heiligenbilder gestanden hatten, waren vermauert. Nur das große Panorama, von dem man sich, wenn man die Gallerie erreicht hat, umgeben sieht, lohnte die Mühe des Hinansteigens.

Ehe wir auf dieser Höhe dem Himmel im Schweiß des Angesichts näher kamen, fanden wir rathsam, zuvor die kühlen unterirdischen Gewölbe zu besuchen, worin itzt ganz andre Reliquien ihre Stellen gefunden hatten, als vormals die Sakristey der Kirche aufbewahrte, die in den Tagen der revolutionairen Trunkenheit schon längst auf dem Greveplatz verbrannt waren.

Auf den Antrag eines Conventgliedes Thapellier, wurden diese Gewölbe zur Begräbnißstätte gefeyerter Männer bestimmt, und der Anfang mit Mirabeau gemacht, der bald als zu monarchisch gesinnt, den wüthenden Republicanern Lepelletier und Marat Platz machen mußte. So bald sich indeß die Ansichten geändert hatten, und Marats Name, nach einer kurzen Periode fanatischer Bewunderung, nun unter Flüchen und Verwünschungen genannt ward, eilte man den entweihten Tempel von der Asche des Unmenschen zu reinigen, und der fast schon lebend zum Cadaver gewordene Sünder, ward da wohin er gehörte verscharrt.

Unser Führer hatte uns in diesen großen Gewölben nichts merkwürdigeres zu zeigen, als die nah gestellten Särge zweyer der gefeyertsten Schriftsteller des letzten Jahrhunderts, Voltaires und Rousseaus, denen man ebenfalls, als Herolden der goldnen Zeit der Freyheit und Gleichheit, die Ehre des Pantheons zuerkannt hatte. Mit großer Feyerlichkeit waren sie aus den Grüften, in welchen sie zuerst bestattet lagen, abgeholt, und der Pomp ihrer zweyten Bestattung glich weniger einem Leichenconduct als einem Triumphzuge. Hatte Voltaire's Pantheonisirung — dieß war itzt der Ausdruck — Viele kälter gelassen, die, bey aller Anerkennung seines Genies, doch in ihm den Schmeichler der Großen nicht vergessen konnten, so war dagegen die Theilnahme an

Rousseau bis zu dem höchsten Enthusiasmus gesteigert. Unter Symphonien und Gesängen, hatte ihn ein langer Zug von der Pappelinsel zu Ermenonville nach Paris geführt, und zuerst in dem Garten der Tuilerien auf einer hohen Estrade niedergesetzt. Ein blauer mit Sternen besäter Teppich bedeckte den Sarg. Mit Kränzen geschmückte Chöre von Kindern, Jünglingen, Jungfrauen, Vätern und Müttern umgaben und begleiteten ihn dann unter Lob- und Trauergesängen zu der neuen Ruhestätte. Besonders sind viele Thränen der leicht bewegten Menge geflossen, als die Feyer mit der bekannten Lieblingsarie: Dans ma cabane obscure, aus seinem Devin du village endete.

Daß die Behältnisse, mit welchen man die bleyernen Särge der beyden im Leben so feindselig Getrennten, hier so friedlich neben einander ruhenden Todten umgeben hat, der großen Anstalten, mit denen man sie hieher versetzte, nicht würdig zu nennen sind, ist schon von vielen Reisenden bemerkt worden. Noch immer — so viel ich weiß — sind es die aus Holz gezimmerten, mit schlechten Basreliefs getäfelten Modelle, welche bis zur Vollendung der marmornen Sarkophage, deren Ausführung wohl itzt am allerwenigsten zu erwarten steht, ihre Stelle vertreten sollten. Am widrigsten ist die Idee einer aus Rousseaus Sarge hervorragenden, eine Fackel haltenden Todtenhand. Wie war es möglich, daß sich ein Künstler zu einer so kleinlichen Symbolisirung

der Aufklärung verirren konnte? Der Volksglaube ließ vordem die Hand des Kindes, das seine Eltern geschlagen hatte, aus dem Grabe wachsen. Hier würde er eher an die Härte eines Vaters gegen seine Kinder erinnert werden *).

Wer könnte übrigens mit dem, was der Philosoph von Ferney und der Bürger von Genf einst waren, wer mit dem was jeder von ihnen geleistet hat, auch nur oberflächig bekannt seyn, ohne wunderbar bewegt zu werden, wenn ihm der Name an ihren letzten Behausungen sagt, wie nah er hier den in Staub zerfallenden Hüllen ihres Geistes steht? Wie man auch über ihren persönlichen Werth urtheilen mag, niemand wird in Abrede seyn, daß Beyde zu den merkwürdigsten, gelesensten, oft bis zur Vergötterung Bewunderten gehörten, die durch das Ankämpfen gegen herrschende Meinungen, und durch die verführerische Zauberkraft ihrer Sprache, mächtig wie Wenige auf ihr Zeitalter gewirkt hatten. Allerdings haben ihre Schriften, gleich einer brennenden Fackel, oft sehr verderblich gezündet, aber daneben gewiß auch wohlthätig erleuchtet.

Als ich dieß einst, noch voll von dem Eindruck, den die aufgeregte Erinnerung an sie zurückgelassen hatte, äußerte, entgegnete mir ein durch seine strengen sittlichen und religiösen Grundsätze, bey aller Milde seines Charakters, sehr achtungswürdiger Mann: „Also

*) S. oben S. 32.

haben auch Sie sich entschließen können, den Götzen einer entarteten Zeit, die so viel Unheil über Frankreich, ja über Europa gebracht haben, zu huldigen? Rousseau mag, bey allen seinen Verirrungen, es ehrlich gemeint haben. Aber Voltaire! Mich schaudert wenn ich daran denke, was er durch seine Schriften verschuldet hat."

Ich denke — erwiederte ich — an dem Grabe irgend eines merkwürdigen Menschen, und wäre es der schändlichste Verbrecher, nachdenkend zu verweilen, das sey noch keine Huldigung. Aber ich meine auch, man solle in Keinem, wie viel Tadel er von vielen Seiten verdienen mag, dem Genie und Talent — diesen großen Gottesgaben — so wenig als dem Guten, das sie neben dem Bösen dadurch gewirkt haben, die Anerkennung versagen. Sie sind ein viel zu gerechter Mann, um mich zu verkennen, wenn ich vor Ihnen über diese beyden Männer, die längst unserm und allem menschlichen Urtheil entrückt sind, ein offenes Glaubensbekenntniß ablege.

„So lassen Sie hören *)!"

*) Nicht alles, was hier folgt wurde gesprochen, sondern auf Verlangen in einem schriftlichen etwas erweiterten Aufsatz mitgetheilt. Da bey der Fluth von neuen Werken, selbst so merkwürdige Schriftsteller, Vielen oft nur noch dem Namen nach bekannt sind, ohne gelesen zu werden, so dürfte, da sie Beyde noch in die Reihe meiner Zeitgenossen gehören, nach dem auf dem Titel dieser Beobachtungen angedeuteten Plan, auch eine Erinnerung an sie hier nicht am unrechten Orte stehen.

Vorläufig bin auch ich weit entfernt, wenn einmal von Abwägung ihres Werths die Rede seyn soll, Beyde auf eine Stufe zu stellen. Zwey — wie schon der verschiedene Boden, dem sie entsprossen sind, Frankreich und die Schweiz erwarten läßt — so ganz verschiedene Naturen, leiden kaum eine Vergleichung, wenn sie sich gleich in einzelnen Zügen sehr ähnlich seyn können, wie denn dieß vorzüglich in einem Punct, einer nie befriedigten Eitelkeit, der Fall war. Uebrigens aber, wie so ganz ungleich das Gepräge ihres Geistes, ihre Lebensverhältnisse, ihr Einfluß auf das Zeitalter!

Um zuvörderst mit Voltaire anzufangen, so werden Sie am wenigsten in ihm einen der geistvollsten Schriftsteller, und in seinen Werken das seltene Talent verkennen, die mannichfaltigsten Gegenstände stets lichtvoll, oft neu, immer in einer jeden Classe von denkenden Lesern anziehenden Form darzustellen, mochten sie nun dem Gebiet höherer Wissenschaft oder des gemeinen Verstandes angehören. Als Dichter gebührt ihm wenigstens die nächste Stelle nach den großen Classikern der Nation im Zeitalter Ludwigs, die er als seine eignen Muster zu preisen sich nicht schämte. Als Prosaist darf er allen früheren gleichgestellt werden, und an Mannichfaltigkeit der Leistungen in den verschiedensten Fächern stehen ihm wenige gleich. Weit mehr aber vermißt man Tiefe des Wissens, gründliche Gelehrsamkeit, Unbefangenheit des

Urtheils, in seinen historischen Schriften eignes Studium der Quellen, daher eben so oft Zuverlässigkeit, als Wahrheitsliebe und strenge Gerechtigkeit. Wer könnte ihn gelesen und geprüft haben, und nicht das Urtheil eines Mannes unterschreiben wollen, der am wenigsten parteyisch gegen ihn seyn durfte, da er ihm seine leichte Manier und die Gewandtheit, auch ernsthafte Gegenstände anziehend zu behandeln abgelernt, und ihn oft mehr als zu wünschen war, in seinen Erzählungen zum Muster gewählt hatte. Voltaires Schriften, sagt Wieland, wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben als ihn selbst; und von Urtheilen, die auf keinem andern Grunde ruhen, als seiner Einbildung oder seiner Laune. Alle Augenblicke giebt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, alles zu sagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Scherz, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unleugbar, daß er viel, sehr viel zu der besseren Denkart beygetragen, namentlich von manchen Seiten dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten hat. Aber gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer hat bezahlen lassen! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner

Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemählden, die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der Muthwille, womit er Beyfall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich begründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andere Untugenden dieser Art, machen ihn zu einen verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die meisten nur zum Zeitvertreibe lesen; die wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, was sie lesen zu prüfen *).

Bey dem allen, wessen historische Werke konnten bey der großen Mehrzahl der Leser mehr Interesse erwecken **)? In wem hat sich solche Belesenheit, solche Menge von Kenntnissen mit Geschmack in der Behandlung, in einem so seltnen Grade vereinigt? Gerade dadurch ists ihm vorzüglich gelungen, in den verschiedensten Ländern der civilisirten Welt den höheren Kreisen mehr Achtung gegen Kunst und Wissenschaft abzuzwingen, und den gerade da so lange vorherrschenden Wahn, der Ge-

*) Man vergleiche hiermit Göthes Urtheil in den Beylagen Nr. IX.

**) Namentlich die Histoire universelle; — de Charles XII — le Siècle de Louis XIV — l'empire de Russie u. v. A.

lehrsamkeit so oft mit Pedanterey verwechselte, glücklich zu bekämpfen. Seine Nation fiel ihm zu, und wenn er den französischen Hof nie recht mit sich versöhnen konnte, so hatte er sich fremden Regenten und Fürsten, Katharinen von Rußland, Gustav von Schweden, Heinrich und Friedrich von Preußen fast zum Orakel gemacht. Kaum war es dem Letzteren zu verargen, daß er anfangs lieber aus ihm als aus den früheren schwerfälligen Werken unsrer damaligen Historiker und Literatoren schöpfen wollte. Die Besseren erschienen zu spät, um ihn zu überzeugen, in wie vieler Hinsicht sich der deutsche Geist an der nur zu allgemein gewordenen Gallomanie gerächt habe.

„Dieß alles zugegeben — desto schlimmer der Mißbrauch eines solchen Talents!“

Sehr wahr — erwiederte ich — doch war nicht jede Anwendung Mißbrauch. Voltaire hat, gerade durch die Art, wie er alles darzustellen verstand, die alle Leser ansprach, Verdienst um die Verbreitung, nicht nur vieler nützlichen Ideen und Kenntnisse, sondern auch sehr wichtiger Wahrheiten. Hat er — wer möchte es leugnen wollen? — den frivolsten Leichtsinn und den Unglauben im hohen Grade befördert, so hat er doch auch viel verderbliche Grundsätze bekämpft, der Heucheley und dem fromm genannten Betruge, der nicht besser als der Unglaube ist, die Larve abgerissen, den empörenden Fanatismus in der katholischen Kirche, die Unduldsamkeit und den Verfolgungsgeist — diese

Schmach

Schmach der reinen Religion Jesu durch alle Jahrhunderte — in ihrer ganzen Unvernunft und Verächtlichkeit dargestellt. Sie kennen den schönen Kupferstich Chodowieckis, Les Adieux de Calas. Dieser Calas, ein protestantischer Kaufmann zu Toulouse, sollte seinen schwermüthigen Sohn, weil er sich zur katholischen Religion hingeneigt, gehängt haben. Die Richter erkannten auf Folter und Hinrichtung durch das Rad, und das Urtheil ward vollzogen. Kein Protestant hat sich des schuldlos Hingeopferten, wie Voltaire angenommen. Drey Jahre lang ruhte er nicht, bis die Unschuld des — auch auf der Folter seiner Aussage treu gebliebenen — fast siebzigjährigen Greises ans Licht kam, das Urtheil öffentlich widerrufen, und die ganze verfolgte Familie frey gesprochen werden mußte. Ohne ihn wäre auch der, unter gleichem Vorwand vor demselben Blutgericht angeklagte Sirven, das Opfer des Fanatismus geworden.

Mit eben so viel Muth hat er die Willkühr des Despotismus bekämpft, und die natürlichen von großen und kleinen Tyrannen so oft unterdrückten Rechte der Menschheit, nicht durch subtile Theorieen, aber desto wirksamer in Jedermann lesbaren Schriften, oft selbst von der Bühne herab, in Schutz genommen, und den Regenten der Völker Wahrheiten gesagt, von denen ihr Ohr längst entwöhnt war. Gleichwohl hat er dadurch in den Augen des größten Regenten seiner Zeit

nichts verloren, so wenig Friedrich geneigt war, seinen Königlichen Rechten etwas zu vergeben. Aber nimmer würde auch Voltaire die Gräuel der Revolution, nimmer den Umsturz des Königthums in Schutz genommen haben, stets überzeugt, daß eine monarchische Verfassung in den Händen eines weisen und gerechten Königs die beste sey. Auch hat er nie eine andere Freyheit gepredigt, als die Freyheit unter dem Gesetz, und vergebens wird man in seinen Werken andre politische Grundsätze suchen, als die, von welchen im Anfang der Revolution auch unter uns so viele verständige und edle Menschen, den Mißbrauch nicht ahndend, sich ergriffen fühlten. Lassen sie uns denn das Wahre und Gute nicht verkennen, was neben so vielem Verwerflichen in seinen Schriften enthalten ist. Gar mancherley sind von jeher die Mittel gewesen, deren sich die Vorsehung zu ihren Zwecken bedient hat. Sehen wir nicht, wie täglich dasselbe Element Segen und Unheil bringt? Auch er hat gebaut und zerstört. Aber gestehen wir es nur, daß die, welche in der alten und neuern Zeit das Panier des Fanatismus aufgepflanzt, und die Religion der Liebe und des Friedens durch Scheiterhaufen und Inquisitionsgerichte zur Ehre Gottes, und durch die Fesseln, in die sie den Geist so vieler Tausende geschlagen hatten, und noch immer schlagen möchten, weit mehr Böses gewirkt, und daß gerade sie es am meisten veranlaßt haben, wenn eine so entstellte Religion dem Spott und dem Hohn Preis gegeben ist.

„Auch dieß zugegeben — rechtfertigt es auch die Bestrebungen, den Menschen alles, was ihnen vormals heilig war so schonungslos zu entreißen, und lächerlich zu machen? Haben sie gar keinen Theil gehabt an den Ausartungen der Revolution, an der scheußlichen Entweihung von Notre Dame und so vieler andern Kirchen, an dem empörenden Cultus einer Lustdirne als Vernunftgöttin? Und lassen sich jene lüsternen Schilderungen, die den letzten Funken von Sittlichkeit auszulöschen drohten, entschuldigen?“

Narren- und Eselsfeste — erwiederte ich — wurden in Notredame, unter den Augen von Geistlichen, und von Geistlichen selbst gefeyert, ehe an Voltaire gedacht war. Dennoch ist und bleibt dieß der faule Fleck in seinen Schriften. Auch ich bin mit Ihnen überzeugt, daß alle Sophismen einer ungläubigen Philosophie, alle selbst atheistischen Angriffe des Glaubens an Gott, alle deistischen Bekämpfungen des Christenthums in dem letzten Jahrhundert, nicht so schädlich gewirkt haben, als der ausgelassene, irreligiöse Leichtsinn, die Verspottung aller heiligen Gebräuche, die schnöde Verachtung des geistlichen Standes; daß nichts das seichte Raisonniren und Absprechen über die höchsten Gegenstände des menschlichen Wissens in dem Grade befördert, nichts mehr jene vornehme und doch so gehaltleere Freydenkerey unter den höheren und selbst mittleren Ständen verbreitet hat, als die Spöttereyen Voltaires und seiner Nachsprecher über Bibel,

Christenthum und Cultus. Vielleicht hätte er vieles nicht geschrieben, hätte er besser unterrichtet, früh gelernt, alle den Unsinn der den heiligen Schriften und der evangelischen Lehre aufgedrungen, und so oft mit ihr selbst verwechselt ist, von ihr zu scheiden. Aber gerade darin hätte sich der prüfende Geist eines so Vielbelesenen und so hellen Denkers, darin die strenge Wahrheitsliebe bewähren sollen. Doch diese wohnt nur in reinen Seelen. Vergebens erwartet man sie von einem Schriftsteller, dem, wahr oder falsch, alles willkommen ist, was nur dem leichtfertigsten Witz und Spott Nahrung giebt, dem zwar die Tugend nicht ganz fremd ist, der, wo es das poetische Interesse fordert, sie würdig darzustellen verstand, oft selbst großmüthig und edel handelte*), aber eben so oft in Gedichten und Erzählungen alles sittliche Gefühl verletzen kann, und sich nicht scheut, wie in der Pucelle, der Wollust und Sinnlichkeit den letzten Schleyer abzustreifen. Traurig genug, daß eine Zeit lang auch vaterländische Dichter diesem Geschmack huldigten. Um so mehr dürfen wir es als ein gutes Zeichen der Zeit betrachten, wenn unsre Poesie und selbst unsre Bühne keuscher geworden ist, und das Unsittliche — wie viel auch noch davon im Finstern schleichen mag — doch weniger als vordem verziehen wird.

Allerdings erscheint Rousseau schon von dieser Seite in einem ganz andern Licht. Wer könnte neben

*) M. s. Beylage Nr. X.

der Originalität seines Wesens, die Empfänglichkeit seines Gemüths für alle sittliche und religiöse Eindrücke und Empfindungen verkennen, von denen Voltaire und die ganze Schule der französischen Philosophen, nicht die entfernteste Ahndung hatte? Wer verkennen die Tiefe seines Gefühls für das Große und Schöne in der Natur, und das rein Menschliche im Menschen? Wer daneben das hohe Talent, dieß alles mit einer von französischer Phraseologie so weit entfernten begeisternden Kraft der Rede darzustellen? Es würde die größte Ungerechtigkeit seyn, seine Schriften der Menge irreligiöser oder unsittlicher jener Zeit beyzuzählen. Nur machen in letzter Hinsicht, wenn gleich wider seine Absicht, die berühmten Confessions eine Ausnahme. Vielleicht urtheile ich hier strenger als Sie und viele Andre, die darin nur den alle seine Fehltritte redlich eingestehenden Mann hören. Aber es ist, meiner Meinung nach, an sich schon für einen großen Theil von Lesern nichts gefährlicher, als wenn durch Geist und Verdienst ausgezeichnete Menschen, die geheimste Geschichte ihrer Schwächen, Thorheiten und Ausschweifungen zur Schau tragen, und statt beschämt still an ihre Brust zu schlagen, diese öffentliche Beichte sich sogar zur Tugend anrechnen. Wer sich ähnlicher Verschuldungen bewußt ist, tröstet sich mit ihrem Beyspiel, und beruhigt sich, nicht mehr als die Stärkeren zu vermögen. Von seiner Persönlichkeit hat überdieß Rousseau durch seine Bekenntnisse nichts

weniger als eine vortheilhafte Idee erweckt, und alle seine Gebrechen und Verirrungen durch schlechte meist sophistische Rechtfertigungen nur noch schlimmer gemacht. Kein Wunder, — da er eitel genug war zu meinen, er sey einzig in seiner Art gewesen; die Natur habe die Form zerbrochen, in der sie ihn gebildet, und Jeder der seine Geständnisse gelesen, möge sich fragen, ob er sagen dürfe: Ich war besser als dieser! Zugleich beweisen sie klar, wie wenig er gerade das war, wofür er gern gelten wollte, und in den Augen seiner blinden Bewundrer galt — ein reiner Naturmensch, l'homme de la nature, wie ihn auch die Inschrift auf seinem Denkmal nennt *).

Aus seinen übrigen Schriften spricht ein sehr sittlicher Geist. Man erinnere sich an die Bestreitungen des Selbstmords und des Zweykampfs in seiner Heloise, an die Warnungen vor den Gefahren der Schauspiele in dem Briefe an d'Alembert. Gegen eine unmittelbare Offenbarung tritt er allerdings als Zweifler, selbst als Gegner auf. So viel Gründliches ihm indeß der Apologet der Offenbarung entgegenzusetzen hat, achten muß man doch den Ernst und

*) So eben finde ich, wie sehr sich mein Urtheil mit dem Herderschen begegnet. M. findet es in der Beylage Nr. XI. Rousseau war übrigens Protestant. Dieß kam ihm allerdings zu statten. Ohne dieß hätte sich schwerlich der Geist einer eben so klaren als innigen Frömmigkeit, in der Unterredung der sterbenden Julie mit einem Geistlichen aussprechen können. S. Nouvelle Heloise, 4. Th. Br. 11.

die Würde der Untersuchung, die Ehrfurcht gegen den von Voltaire so frevelhaft gelästerten Stifter des Christenthums, die Bewunderung des moralischen Theils seiner Lehre, die streng behauptete Unzertrennlichkeit der Tugend von der Frömmigkeit. Das auch in Deutschland berühmteste seiner Werke, der Emil, ist allerdings voll Parodoxieen, und unter der Genialität leidet oft die Consequenz. Aber wenige Pädagogen haben so tiefe Blicke in die Kinderseelen gethan, Eltern und Erziehern so viel Lehren voll Weisheit und praktischer Brauchbarkeit gegeben, die unendliche Wichtigkeit des Erziehungsgeschäfts, die Heiligkeit der Mutterpflichten, so wie das Thörichte und Unnatürliche vieler herkömmlicher Lehr- und Bildungsmethoden in ein helleres Licht gesetzt. Nur aus gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Inhalt, konnte man ihm den Vorwurf machen, er habe die Jugend von dem Joch des Gehorsams befreyen oder bloß für eine ideale Welt erziehen wollen; er, dessen durchgängige Richtung auf das reelle und praktische Leben — freylich im edelsten Sinne des Worts — geht, und dessen erster Erziehungsgrundsatz Gewöhnung an strengen Gehorsam ist.

Am wenigsten kann man in Abrede seyn, daß die Ideen jenes berüchtigten Werks vom gesellschaftlichen Vertrag (Contract social), das anfangs wenig gelesen, doch bald für den Katechismus der Revolution galt, Antheil an der Umwälzung gehabt, die bey scheinbar glücklichem Anfang

eine Zeitlang so schreckliche Folgen nach sich zog, wenn gleich auch sie in dem großen Plan der göttlichen Weltregierung zu den Uebeln gehören mag, durch welche den Völkern und den Völkerführern große Lehren gegeben werden sollten. Ob das Urtheil des Herrn v. Haller*), „daß er darin als der armseligste und unwissendste aller Sophisten erscheine, arm an Gedanken, noch ärmer an Kenntnissen, nur blendend durch die Sprache“ gegründet sey, dieß mögen die Meister der vielleicht schwersten aller Wissenschaften beurtheilen. Geahndet hat er gewiß solche Wirkungen nicht, noch weniger gewollt. Daß er als Zeitgenoß des schrecklichsten Mißbrauchs der Gewalt, der heillosesten Verschwendung des Staatsguts, des tiefen Elends des gedrückten Volks, und der gänzlichen Auflösung der Sitten am Hofe Ludwigs XV., mit prophetischem Geist vorher sah**), daß dieß den Umsturz der bestehenden Ordnung herbeyführen müsse, wird man begreiflich finden, da es längst schon die Ahndung vieler der tugendhaftesten Menschen in Frankreich gewesen war.

*) Verfasser der Restauration der Staatswissenschaft. S. Vorrede zum 1. Theil p. xxx. und S. 62.

**) Die merkwürdige Stelle darüber im Emil ist bereits in Nr. XVI. der Beyl. zur 1sten Hälfte dieser Reise mitgetheilt.

Das Taubstummeninstitut.

Der Abbé l'Epée. — Sicard. — Massieu.

Der erste Besuch dieser höchst merkwürdigen Schule echter Humanität war nur kurz. Der damalige Director derselben, Abbé Sicard, ein milder, einfacher Mann, der erst im J. 1822 im hohen Alter verstorben ist, empfing uns zwar freundlich, schien jedoch nicht geneigt, uns sogleich mit den äußeren Einrichtungen der Anstalt bekannt zu machen, oder uns die Lehrzimmer zu öffnen, was kein Fremder einem so vielbesuchten Director verübeln sollte. Indeß versah er uns mit Einlaßkarten zu der nächsten öffentlichen Prüfung, dergleichen in der Regel monatlich zwey gehalten werden. Auch machte uns indeß ein Wohlunterrichteter, der das Institut schon öfter besucht hatte, mit der Geschichte und Verfassung hinlänglich bekannt.

Man hat häufig den Abbé l'Epée den ersten Urheber und Stifter des — itzt schon in so vielen Städten des In- und Auslandes veranstalteten — Unterrichts der Taubstummen genannt. Selbst mehrere Deutsche schienen vergessen zu haben, daß bereits im J. 1773 ein vormaliger Landschullehrer Heineke Nachricht von seinen Versuchen gab, und so der erste Vorsteher der Anstalt ward, die seit 1778 zu Leipzig als öffentliches Institut immer mehr gedeiht, mit Recht als die Mutterschule der Berlinischen und mehrerer andern in Deutschland betrachtet werden muß. In Frankreich

hat sich indeß l'Epée um die fast ganz versäumte Classe der Unglücklichgebohrnen, deren Anzahl man dort auf zwölftausend anschlägt, große Verdienste erworben, aber dabey frey von aller Eitelkeit nicht verschwiegen, was er früheren Schriften und Versuchen schuldig gewesen sey*). Die Achtung gegen diesen vortrefflichen Mann steigert sich, wenn man die rührenden Züge von Humanität kennt, die seinen Charakter so ehrwürdig machten. Ueber den rastlosen Eifer und die große Milde in der Behandlung der Zöglinge, so wie über die Innigkeit, womit sie an ihm hingen, ist noch itzt nur eine Stimme. Auch in Deutschland sind bey dem bekannten Schauspiel: der Abbé l'Epée, seine schönen, wenn auch nicht durch den Erfolg gekrönten Bestrebungen, die Rechte eines jungen Grafen von Solar zu retten, manche Thränen geflossen. Er starb 1789, in demselben Jahr, wo die Revolution begann, und die höchste Achtung begleitete diesen reinen Menschenfreund zu seiner Gruft.

In dem Abbé Sicard, der schon in einem ähnlichen Institut zu Bordeaux unterrichtet hatte, fand er einen sehr würdigen Nachfolger, dessen fortgesetzte Forschungen und Erfahrungen ihn noch weiter in das

*) Wer die früheren Vorschläge und Versuche zu kennen wünscht, findet sie summarisch im Conversationslexicon angeführt. (S. d. Artikel Taubstumme.)

innerste Wesen der Sprache, als das vollkommenste Bildungsmittel des menschlichen Geistes einführten, und in der Theorie und Praxis der schwierigsten Aufgabe, bey denen, welchen Gehör und Sprachorgane fehlen, Gebrauch davon zu machen, täglich weiter brachten. Auch er konnte in der Schreckensperiode 1792, die alles was geistlich war verfolgte, nicht entgehen. Sein Leben schwebte in der äußersten Gefahr. Nur die rührenden Fürbitten seiner Zöglinge entrissen ihn dem Gefängniß und dem Mordbeil. Jedoch war er im Jahr 1797 abermals unter den Deportirten nach Cayenne. Diese Erfahrungen hatten gleichwohl seinen Muth und seine Liebe zu dem Institut nicht geschwächt, obwohl die Spuren eines durch viel Trübsal gegangenen Lebens in seinem Ansehn unverkennbar waren. Entschädigt ward er späterhin, mehr als sein Vorgänger, durch den Schutz und die Unterstützungen des Staats. An siebzig Zöglinge werden itzt auf öffentliche Kosten erhalten. Die Verwaltung ist unter die besondere Obhut der Regierung gestellt. Abbé Goudelin und Salvan leiten itzt den Unterricht.

Sicard war so glücklich, in einem armen von ihm väterlich aufgenommenen Hirtenknaben, dessen Eltern sechs taubstumme Kinder hatten, einen für seine Zwecke höchst brauchbaren Zögling zu finden. Massieu, als ich ihn sah, war ein Mann von dreyßig Jahren, er vereinigte in sich eine rege Empfänglichkeit für jeden Unterricht, ungewöhnliches Sprach-

talent, glückliche Combinationsgabe mit dem beharrlichsten Fleiß. Ungemein schnell entwickelten sich in ihm alle geistigen Kräfte, nicht das Gedächtniß allein. So hat er es zu einer großen Fertigkeit gebracht, sich in einem reinen französischen Styl auszudrücken und auf vorgelegte Fragen sogleich Antworten zu geben, deren Originalität überrascht, und wenn man nicht das Gegentheil wüßte, an Verabredung und Täuschung denken könnte. Daher ward er auch schon längst als Hauptgehülfe seines Lehrers angestellt, der ihm selbst das Verdienst zugestand, oft glücklicher auf seine Schüler zu wirken als er, was sich leicht aus der Aehnlichkeit der Taubstummen in ihrer so eigenthümlichen Weltanschauung erklärt.

Wir fanden uns an dem zur Prüfung bestimmten Tage gegen Mittag ein und wurden in einen sehr geräumigen Saal geführt. Eine ziemlich hohe Estrade war von mehreren Reihen von Bänken amphitheatralisch umgeben. Auf beyden Seiten der Bühne hatten auf ähnlichen Sitzen die nach dem Geschlecht gesonderten Zöglinge, bey unserm Eintritt schon Platz genommen. Bis der Abbé erschien, blieb uns Zeit sie zu beobachten. Alle waren reinlich gekleidet. Unter den Knaben und Mädchen sah man mehrere sehr Wohlgebildete. Doch fehlte fast auf keinem Gesicht das Charakteristische, hier die Ueberspannung, dort das sehr bewegliche Muskelspiel, umherspürende Augen, bey Manchen eine an Blödsinn gränzende Einfalt.

Bald trat Sicard auf, von lautem Beyfallklatschen empfangen; neben ihm Massieu, der bey den öffentlichen Versammlungen noch immer in der Stelle des ersten Schülers figurirte. Der Abbé eröffnete den Act mit einer ziemlich langen, für die Mehrzahl der Zuschauer gewiß allzu metaphysischen Rede, worin er von den verschiedenen Methoden auf Taubstumme zu wirken, und von dem bisherigen Gelingen, aber auch den Schwierigkeiten handelte, sich bey der sehr ungleichen Fähigkeit der Einzelnen, allen gleich nützlich zu machen. Dann folgten an der Tafel Proben im Schreiben, Rechnen, Bildung einzelner angeschriebener Worte zu Sätzen; doch fast immer nur mit denselben Schülern, wobey Schülerinnen fast nie an die Reihe kamen.

Es ist gar kein Zweifel, daß der Unterricht durch Sicards unabläßiges Beobachten der Seelenzustände der Taubstummen, und durch die vielartigen Proben, die er an ihnen gemacht, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Was man in den öffentlichen Sitzungen hört und sieht, macht auf den ruhigen Beobachter vielleicht am wenigsten Eindruck. Uns kältern Deutschen wollte alles zu theatralisch dünken, und selbst die mitunter vorkommenden Späße, und das ganze oft ins Komische fallende Benehmen Massieus, schien fast zu sehr auf Effectmachen berechnet, was denn auch nicht fehlschlug. Das Applaudiren nahm kein Ende und trat oft da ein, wo man ziem-

lich sicher seyn konnte, daß wenigstens ein Theil der Anwesenden nicht wußte wovon die Rede war.

Der Abbé forderte gegen das Ende die Anwesenden auf, selbst Proben zu veranlassen. Sie bestanden theils in der Auflösung von Rechenaufgaben, theils in der Auffassung von Pantomimen, womit Begriffe oder auch Ereignisse angedeutet werden sollen. Ich erinnere mich einer Aufgabe, die ein besondres Interesse erregte. In der letzten Nacht gegen vier Uhr war der Minister des Cultus Portalis gestorben. Man wünschte zu sehen, auf welche Art dieß einem Taubstummen mitgetheilt werden könne. So schwierig die Aufgabe für die Pantomime war, den Begriff „Minister des Cultus“ zu versinnlichen, so gelang es doch vollkommen. Sicard wußte durch gar mancherley Gebehrden, deren Einzelnheiten mir entfallen sind, zuerst das Amt eines Staatsministers anzudeuten, und als dieses begriffen war, die Idee des Cultus durch schon geläufige Vorstellungen von der Gottheit und ihrer Verehrung damit zu verknüpfen. Das übrige war leicht auszudrücken. Auch dauerte es nicht lange, als man an der Tafel las: On vient d'apprendre que le Miniſtre du culte eſt mort cette nuit vers les quatre heurs. Man denke sich nun selbst den Ausdruck des rauschendsten Beyfalls *).

*) Man hat bereits eine Sammlung von geistreichen Antworten, welche auf noch schwierigere Fragen gegeben

Dieß soll Sicards Verdienst nicht schmälern. Er mochte genöthigt seyn, sich nach dem französischen Geschmack, der in allen Lehranstalten herrscht, zu bequemen. Weit lieber hätte ich mich indeß in den Lehrstunden unter die jungen Leute gemischt, als dieser schauspielartigen Prüfung beygewohnt. Zuverlässige Beobachter bezeugen einstimmig, daß seine Methode der glücklichste Erfolg begleite, und die Zwecke des Instituts, sowohl in den Zöglingen die im Schlummer liegenden Geisteskräfte durch Unterricht zu wecken, als sie für das praktische Leben brauchbar zu machen, wenigstens bey sehr vielen erreicht würden.

Für die Geistesbildung ist bey dem Taubstummgebohrnen nur ein dreyfacher Weg gedenkbar; die Gebehrden- oder Pantomimensprache, das Lesen und Schreiben, und der jedoch selten gelingende Versuch, sie selbst zum verständlichen Sprechen zu bringen. Auf den ersten führt sie schon ihre eigne Natur,

---

sind; unter andern ein Recueil des Definitions et reponses de Massieu, aux questions, qui lui ont été faites dans les séances publiques de M. l'Abbé Sicard a Londre. 1815. Z. B. fragte man ihn: „Was ist die Dankbarkeit? und er erwiederte: Das Gedächtniß des Herzens. Was ist eine Schwierigkeit? A. Eine Möglichkeit mit einem Hinderniß. Was ist ein Taubstummer? A. Es ist ein Mensch, dem der Gehörsinn fehlt, der nicht sprechen kann, der mit den Augen hört, mit der Feder schreibt, mit den Fingern spricht. Was ist ein Sinn? A. Ein Ideenbringer (un porte idée).

und es ist höchst merkwürdig, wie erfinderisch sie selbst das Zusammenleben macht, zu welcher Fertigkeit es sie bringt, sich alles was in ihnen vorgeht mitzutheilen, so daß ein unaufhörlicher, zwar stummer, aber für sie doch so verständlicher Verkehr unter ihnen statt findet. Auch der Unterricht kann nur von Gebehrden ausgehen. Das Hinzeigen auf die Gegenstände führt zu der Bezeichnung derselben durch angeschriebene Worte, und so lernen sie allmählig die willkührlichen Zeichen und Buchstaben mit dem Begriff verbinden. Von dem Sinnlichen zu dem Uebersinnlichen und Abstracten überzugehen, das ist unstreitig die schwerste Aufgabe; aber auch hier kommt mit den zunehmenden Jahren sowohl der sich selbst innerlich entwickelnde Organismus des Erkenntniß- und Denkvermögens, als das allmählig erwachende sittliche Gefühl dem Unterricht bewundernswürdig entgegen.

Vielleicht hat kein Lehrer Gelegenheit so tiefe Blicke in das innerste Wesen der geistigen Anlagen und Fähigkeiten zu thun als der Lehrer der Taubstummen. Freylich mag er sich oft täuschen. So bald er sie zu weit in das Gebiet des Uebersinnlichen führen will, und der wissenschaftliche oder der Sprachunterricht fast zu metaphysisch wird, dürfte bey der doch immer nur sehr unvollkommen bleibenden Mittheilungsart weit weniger begriffen werden, als man sich einbildet. Gewiß ward hierin häufig gefehlt. Hielt man doch zu den Zeiten des frommen l'Epée noch für nöthig,

den

den ganzen katholischen Katechismus und selbst seine geheimnißvollsten Lehren in den Unterricht zu bringen. Wie viel indeß, nicht nur durch die Bereicherung mit Kenntnissen, sondern auch durch Entwickelung selbst abstracter Ideen geleistet werden könne, beweisen doch unwiderleglich die schriftlichen Arbeiten, wie man sie, auch ohne eine Reise nach Wien, Paris, Kopenhagen, wo die berühmtesten Institute dieser Art zu finden sind, schon in Berlin und Leipzig einsehen und vor aller Täuschung sicher seyn kann. Es ist bekannt, wie weit es am ersteren Orte der ohnlängst verstorbene Habermaß gebracht hatte. In Leipzig hab' ich mich selbst noch neuerlich davon überzeugt. Nicht nur, was Einzelne über ihre Lebensgeschichte, sondern selbst über die Methode ihrer Unterweisung, ohne Hülfe eines Lehrers ziemlich correct niedergeschrieben hatten, war zusammenhängend und richtig gedacht.

Auf die Bemühungen, den Stummen durch Nachahmung der Mundstellung auch das Nachsprechen möglich zu machen, schien man in Frankreich wenig Werth zu legen. Auch möchte der Gewinn selten, wenigstens nur bey Einzelnen, die großen Anstrengungen, welche es dem Lehrer und dem Schüler kostet, belohnen. Die herausgepreßten Töne bleiben nicht nur höchst unangenehm, sondern auch unverständlich und fast nur auf einzelne Worte beschränkt. Daß sich in zusammenhängender mündlicher Unterhaltung Massieu,

desgleichen der von seiner Geburt an taubstumme Habermaß verständlich machen konnte, gehörte gewiß zu den Ausnahmen. Der Hülfslehrer Teuscher, welcher in Leipzig schon unter des verdienten Director Reichs Leitung so glücklich an dem Unterricht Theil nimmt, scheint auch hierin nicht zurückbleiben zu wollen *).

Daß übrigens die Fortschritte der Taubstummen in allen mechanischen Fertigkeiten — im Schreiben, im Zeichnen, in allen Arten künstlicher Arbeiten, oft in kurzer Zeit sehr bedeutend sind, kann weniger befremden, da ihnen hier der Mangel des Gehörs und der Sprache kein Hinderniß in den Weg legt, und selbst die Aufmerksamkeit und das Nachahmungstalent durch die Nothwendigkeit gesteigert ist. Auch für diese Bildung war im Sicardschen Institut gesorgt. Es fehlte weder an Schreib- und Zeichenlehrern, noch an Werkstätten aller Art, und man gab vielen der Lehrlinge das Zeugniß, daß sie mit vorzüglicher Genauigkeit und Sicherheit, namentlich in Druckereyen, arbeiteten, und alles, was man ihnen unter die Hände gebe pünctlich besorgten. Daher meinten auch Einige, gerade wie bey den Blinden, man solle allen Unterricht auf technische Uebungen beschränken. Aber wie wohl thut es doch dem Menschenfreunde, hier auch die geistige Bildung nicht versäumt, sie nicht bloß zu Arbeitsmaschinen abgerichtet, sondern, was die Unglücklichen durch Umgang und Gespräch entbehren, ihnen durch

*) M. vergl. unter den Beylagen Nr. XII.

Lesen und Verstehen des Gelesenen ersetzt zu sehen. Wenn der Blinde Weißenburg es seinem Lehrer dankte, daß er ihn durch solchen Unterricht zum Menschen gemacht habe, (s. ob. S. 71.) so muß ein Taubstummer sich vielleicht dem Seinigen noch im höheren Grade verpflichtet fühlen.

Wenn man übrigens die Zöglinge solcher Anstalten bey ihren heitern und fröhlichen Spielen beobachtet, und dabey wahrnimmt, wie viel die durch stete Uebung so vervollkomnete Gebehrdensprache ihnen ersetzt, so überzeugt man sich, daß sie sich bey weitem nicht so unglücklich fühlen, als man glauben sollte, so bald man sich ihren Zustand deutlich denkt. Denn an sich gehört es doch zu den härtesten Schicksalen, wenn aus dem unendlichen Reich der Töne, bey dem Eintritt in das Leben, das Ohr des Ankömmlings auch nicht ein Ton berührt; wenn von ihm kein Wort der Vater- und Mutterliebe vernommen wird; wenn all sein Streben, die süßesten Namen auch nur zu stammeln, vergebens ist, und überhaupt jedes erwachende Gefühl sich kaum in thierischen Lauten auszusprechen vermag.

Wir schätzen viel zu wenig was wir nie entbehrten. Aber welcher fühlende Mensch könnte die Mahnung daran in einem Taubstummeninstitut überhören? Wer sollte auch da nicht von frommer Dankbarkeit für die Vorzüge durchdrungen werden, die ihm ohne Verdienst geworden sind?

Die Prinzessin Lamballe.

Elle n'a eu que des larmes a verser depuis son arrivée en France.

Mad. Campan.

Von den zahllosen Opfern der blutigen Septembertage im Jahr 1792, haben Wenige eine so allgemeine Theilnahme erweckt, als jene unglückliche Fürstin; nicht in Frankreich allein, sondern — so bald die öffentlichen Blätter berichteten, was sie gelitten und wie sie geendet habe — in allen Ländern Europa's. Gewiß sind Viele auf dem Blutgerüst gefallen, die, eben so schuldlos, an Geist und Verdienst weit höher standen. Aber wenn sich eine unerhörte Grausamkeit an dem vergreift, was oft selbst dem wilden Barbaren Schonung und Erbarmen abzwingt — an dem wehrlosen Geschlecht, an der Jugend, der Anmuth der Schönheit, und selbst der Tod sie nicht versöhnen kann, so fühlt sich jedes menschliche Gefühl doppelt empört. Man hört auf, den persönlichen Werth der Hingeopferten zu wägen, und wenn sich zur Unschuld die Schönheit gesellt, so darf sie, da der Mensch nun einmal an der sinnlichen Erscheinung hängt, der Thränen des Mitleids in der Regel immer gewisser seyn, als die Tugend in unscheinbarer Hülle.

Aber es waren nicht bloß die von kannibalischer Wuth zerstörten Reize einer schönen Frau, was das

allgemeine Bedauern erweckte. Es war etwas Edleres in dieser Geopferten; es war die reine Güte des Herzens, die heroische Entschlossenheit standhafter Treue im Angesicht des Todes, wodurch sich das natürliche Mitleid, das man kaum dem gemißhandelten Verbrecher versagt, zur Achtung und Bewunderung erhöhte. Wenn gleich die Verleumdung, um das Ruchlose der That zu beschönigen, nichts unversucht ließ, durch schändliche Flugschriften einen bis dahin unbefleckten Namen zu schänden, so vermochte sie doch das einstimmige Urtheil aller Unbefangenen nicht zu übertäuben. Sie alle gaben ihr das Zeugniß, daß sie nicht nur mitten unter sittenlosen Höflingen unbescholtne Sitten bewahrt, sondern, fern von aller Einmischung in Staatshändel, nur im Wohlthun und in treuer Anhänglichkeit an ihre unglückliche Königin das Element ihres Lebens gefunden habe.

Der Eindruck, welchen ihr Schicksal schon bey der ersten Lesung auf mich gemacht hatte, erneuerte sich in meinem Exil zu Pont-a-Mousson, da mir die Memoiren der Mad. Guenard in die Hände fielen, und mich zu einem Auszuge veranlaßten *) Ich ward dadurch noch genauer mit den Einzelnheiten ihrer Jugendgeschichte bekannt. In Paris traten sie mir durch die Stellen, wo sich alles ereignet hatte,

*) Biograph 6ter Band. Nicht alles ist in jenen Memoiren zuverläßig; vieles romanhafte Einkleidung. Um so mehr habe ich späterhin nach sichrern Nachrichten gestrebt.

noch lebhafter vor das Auge. Ich sah das Haus das sie bewohnt, das Gefängniß wo sie geendet hatte; ich lernte ihren Arzt kennen, der vielleicht nur einen Augenblick zu spät kam, um zum zweyten Mal ihr Leben zu retten.

Man hat in den früheren Bänden dieser Schrift die Erinnerung an einige denkwürdige Frauen der Vorzeit, an Anna Boleyn und Johanna Gray, diese Opfer monarchischer Despotie, an Jeanne d'Arc, die ein fanatischer Nationalhaß mordete, mit Theilnahme gelesen. Vielleicht wird die Märtyrerin einer, durch ihre Treue und Ergebenheit an ein Königliches Haus aufgeregten Volkswuth, nicht minder darauf rechnen dürfen. Was ich darüber gesammelt habe, dürfte ohnehin weniger bekannt, oder nach einer an Begebenheiten so überreichen Zeit dem Gedächtniß entschwunden seyn. Es wird zugleich den vollständigsten Belag zu den Worten ihrer edlen Zeitgenossin liefern: „Sie hatte nur Thränen zu vergießen, seit sie nach Frankreich gekommen war."

Sie war die vierte Tochter des Prinzen Carignan, nächsten Verwandten des Königs von Sardinien. Die Natur hatte sie von ihrer ersten Kindheit an mit ihren schönsten Gaben geschmückt. Ihre körperliche Schönheit, ihr früh sich entwickelnder Geist, das Sanfte und Milde ihrer Sinnesart, entzückte alle, die das holde Wesen vor sich aufwachsen sahen. Die Mutter, eine hessische Prinzessin, glaubte schon früh, daß

sich keine ihrer Töchter wie diese eignen würde, einst an dem französischen Hofe, dem feinsten jener Zeit, glänzen zu können. Auch der König Karl Emanuel ging in diese zu spät bereuten Pläne und Wünsche ein, und es wuchsen in Frankreich mehrere Prinzen auf, die diesen Hoffnungen Nahrung gaben.

Einen Enkel Ludwig XIV. von der Montespan, den Herzog von Penthievre, brachte sein militairischer Rang und großer Reichthum in nahe Verhältnisse mit dem Hofe, so weit er auch bey der Strenge seiner Sitten und seiner Frömmigkeit, von jeder Theilnahme an den unter Ludwig XV. aufs höchste gestiegenen Verderbnissen entfernt blieb. Aus einer sehr glücklichen Ehe waren ihm zwey Kinder geblieben; eine Tochter, nachmalige Gemahlin des berüchtigten Herzogs von Orleans, der als Egalité so wohlverdient unter der Guillotine sein schändliches Leben endigte, und ein Sohn, der den Namen des Prinzen von Lamballe führte. Es entging dem Vater nicht, wie wenig die vielleicht allzustrenge Bewachung des letzteren ihren Zweck erreichte, und welchen verderblichen Einfluß besonders der vertraute Umgang mit dem jungen Herzog von Chartres *) gehabt hatte. Da alle Bitten und Warnungen über den kaum zwanzigjährigen Prinzen

*) So heißt allezeit der Sohn des Herzog von Orleans bis zu dem Tode seines Vaters. Dieser erfolgte erst 1785.

nichts mehr vermochten, setzte er seine ganze Hoffnung auf eine Verbindung mit einer eben so tugendhaften als liebenswürdigen Gemahlin, die für ihn in der jungen Marie Therese Louise von Carignan, die eben das achtzehnte Jahr erreicht hatte, gewählt wurde. Eine solche Annäherung an das Haus Bourbon schmeichelte ihren Eltern; die einnehmende Bildung des Prinzen, die Güte, die aus seinem Bildniß sprach, und alles was Höflinge und Kammerfrauen von seiner Vortrefflichkeit rühmen mochten, schien auch der jungen Unerfahrnen ein glückliches Loos zu verbürgen, und schwächte vielleicht den Eindruck der Besorgnisse und Warnungen, der — zwar auf die Tochter stolzen und eitlen, jedoch mit dem wüsten Leben des Prinzen nicht unbekannt gebliebenen — Mutter. Die Ehe wurde durch Procuration, damals noch ganz nach der alten itzt seltner gewordnen Sitte *), vollzogen. Man schmückte die Kirche, den Altar, die Braut. Ach! man wußte nicht, welch beklagenswerthes Opfer man geschmückt hatte.

---

*) An den alten Höfen war es Sitte, daß die mit einem Stellvertreter des abwesenden Bräutigams vermählte Braut, in ein großes Gemach geführt wurde, wo sie im vollen Schmuck auf einem Paradebette Platz nahm; neben ihr der Repräsentant, einen Fuß ungestiefelt, den andern mit Stiefel und Sporn. Hiedurch ward die Ehe so gut als vollzogen betrachtet, — und starb der abwesende Gemahl, selbst ehe er die Braut auch nur gesehn hatte, so blieb sie in dem Besitz des Witthums.

Die junge Vermählte kam in Paris an; sie fand den Prinzen, wenn man den Erzählungen trauen darf, über ihre Erwartung. Das noch freye Herz flog ihm, der es an Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ, fröhlich entgegen. Vielleicht war er auch noch nicht so ganz entartet, um nicht den Unterschied der gemeinen immer wechselnden Verbindungen, und der Gesetzmäßigen mit einer Gattin, in der sich zu der Tugend alle Grazien gesellten, zu empfinden. Aber bald verschwanden auch diese Eindrücke. Vielleicht mehr im Gefühl eines zerstörten Körpers, als aus Gleichgültigkeit entzog er sich ihr schon nach den ersten Monaten. Orleans bemeisterte sich seiner aufs neue, umgab ihn mit allen seinen Verführungen, und schmeichelte dem verblendeten Jüngling mit der Hoffnung, durch den Genuß der stärksten Getränke, Genesung von allen seinen Uebeln zu finden. Der Schändliche hatte schon ein Auge auf die Schwester geworfen. Ward ihm diese zu Theil und starb der Prinz, so kam er einst in dem Besitz des ganzen Vermögens des alternden Penthièvre.

Der Prinzessin konnte es doch nur kurze Zeit unbemerkt bleiben, wie sich ihr Gemahl ihr immer mehr entfremdete, so wenig sie die wahre Ursach ahnden mochte. Die Briefe an ihre Mutter wurden bald kummervoll. Da sie aber mehr in der Sprache höfischer Weltklugheit, als echt mütterlicher Theilnahme beantwortet wurden, so war in ihnen kein Balsam für ein verwundetes Herz. Indeß nahm in dem jungen Lamballe

das eigne Gefühl seiner gänzlichen Zerrüttung täglich zu. Es blieb nichts übrig, als den Rath der Aerzte zu suchen. Dem Vater verbirgt man, wohin es mit dem Sohn gekommen ist, und er täuscht sich eine Zeitlang mit der Hoffnung, Gott habe die Krankheit als ein Zuchtmittel gesendet, um den Verirrten zu bessern. Endlich gehen ihm die Augen auf. Er ermahnt, er betet; aber wenn er dem Sohne vorstellt, wie glücklich er noch in dem Besitz Theresens werden könne, hat dieser zur Antwort nur Seufzer. Man hofft etwas von der Landluft, und bringt den Schwerkranken nach Lucienne, der schönen Besitzung des Herzogs. Der Vater begleitet ihn. Eine sehr schmerzhafte Operation wird vergebens versucht. Er leidet unaussprechlich. Die Prinzessin verläßt ihn nicht. Das Mitleid drängt in ihrem weichen Gemüth alle Gefühle des gerechten Unwillens, nach kaum vier Monaten ihr ganzes gehofftes Glück so zerstört zu sehen, zurück. Sie findet Beruhigung in dem Gedanken, den quaalvoll Sterbenden durch die treueste Hingebung jeden Augenblick zu zeigen, wie sie ihm von Herzen verzeihe. „Es war — sagt ein Augenzeuge — ein herzergreifender Anblick, an diesem Lager zu stehen; da den zwanzigjährigen Prinzen, im Besitz der schönsten Frau des Hofes, von den schrecklichsten Martern durch eigne Verschuldung gequält, in dem Moment hinwelken zu sehn, wo die glänzendsten Hofstellen seiner warteten; daneben den bleichen Vater, der sich als Christ den

göttlichen Gerichten in Demuth unterwirft, und gern sich und den Sohn durch die härtesten Büßungen mit dem Himmel versöhnt hätte; die Prinzessin im vollsten Jugendglanz, das schöne Auge immer in Thränen schwimmend, und sie doch verbergend, um dem Sterbenden den Tod zu erleichtern; wohl selbst noch immer hoffend, wo niemand mehr hofft. „Bete nicht — dieß sollen seine letzten Worte gewesen seyn — bete nicht um mein Leben; es würde für dich und mich ein Leben voller Elend seyn; bete um meinen Tod und verlaß meinen Vater nicht.“ Nimmer, nimmer! — hat die Prinzessin erwiedert, und sie hat Wort gehalten bis an ihren Tod.“

Hier endet der erste Act ihres Lebens. Wenn der zweyte heitrer war, so blieb er doch nur kurze Zeit ungetrübt. Der gebeugte Herzog zog sich noch mehr in die Stille zurück, und lebte bald auf seinem Landsitz Rambouillet, wo er viele Stunden an der Familiengruft, die seine Liebe und seine Hoffnung umschloß, in frommen Gebeten verweilte, bald in seinem prächtigen aber freudenleeren Hotel in Paris. Hier war die junge Fürstin, auf welche die ganze Zärtlichkeit des Vaters, nach dem Tode des in jedem Sinn verlornen Sohns überging, die unermüdete Pflegerin seines Alters. Als ich jenes Hotel, welches in der Folge für die Kaiserliche itzt Königliche Druckerey angekauft war, besuchte, da durch die Zimmer ging, in welchen ihr die wenigen glücklichen Tage wie ein nächtlicher Traum ver-

schwunden waren, rief mir alles ihr Bild so lebhaft zurück, daß ich weniger aufmerksam die technischen Merkwürdigkeiten beachtete, so gefällig mich der Aufseher dieser großen trefflich ausgestatteten Anstalt Hr. Marcell mit der großen Menge vortrefflicher Pressen und Apparate bekannt machte. In dieser Umgebung, dacht ich, hat sie doch wenigstens den Trost der Religion, väterlicher Liebe und in einer schwesterlichen Seele den Trost der Freundschaft gefunden. Oft mag sie hier, durch ihr eignes Schicksal belehrt, und von allen bangen Vorahndungen ergriffen, die junge Schwägerin, das einzige übrige Kind des Herzogs, gewarnt haben, als auch diese dem Manne überliefert werden sollte, der durch das Gift seiner Verführung der Mörder ihres Gatten geworden war. Freylich vergebens — denn die Gewarnte hörte nicht, und so sehr herrschte in dem alten Vater, neben der strengsten Tugend und Frömmigkeit der Rangstolz, daß er sie dem Wüstling, weil er ein Prince du sang, ein Orleans war, nicht versagen mochte *).

Indeß bildete sich eine Partey, welche ein Interesse dabey fand, das Auge des Königs auf die Prinzessin

*) Sie ward mit dem Herzog von Orleans — oder wie er sich nach der Revolution nannte, Philipp Egalité — 1769 vermählt und hatte 3 Söhne und 1 Tochter. Die Erzieherin dieser Kinder war die bekannte Gräfin v. Genlis. Der einzige noch lebende Sohn ist der itzige Herzog von Orleans. Die Tochter lebt unvermählt. Der Vater ward, nachdem er König und Königin mit auf das Schafot gebracht hatte, am 6. Novbr. 1793 guillotinirt.

Lamballe zu lenken, vielleicht um durch sie dem Regiment der Maitressen und Buhldirnen ein Ende zu machen. Sie hatte längere Zeit dem Hofleben entsagt. Man wußte den gebeugten Schwiegervater endlich durch allerley Künste zu bestimmen, wieder Theil an den Festlichkeiten zu nehmen, um auch die junge Wittwe für diesen Kreis zu gewinnen. Die Familie Penthievre erschien wieder bey Hofe, und es fehlte der eben so bescheidnen als ausgezeichneten Fürstin nicht an Huldigungen aller Art. Ob nicht zuletzt der Gedanke, am Ende noch Königin zu werden, die Abneigung von einem sechzigjährigen Libertin überwunden hätte, — wer mag es entscheiden? Bald genug aber mußte sie, so wie alle die es treu mit ihr meinten, davon zurückkommen, als die Madm. Lange, die frechste aller Maitressen Ludwigs, zur Gräfin du Barry erhoben, den immer tiefer sinkenden König um den letzten Ueberrest von Achtung gebracht hatte.

Einem so anstößigen Hofleben entsagend, verlebt sie aufs neue ihre Tage bey dem ehrwürdigen Vater; begleitet ihn auf seine nahen und fernen Besitzungen; wird das Werkzeug seiner nicht ermüdenden Wohlthätigkeit, die Zuflucht aller Armen und Kranken. Wo sie erscheint, glaubt man die Huld und Güte selbst sey vom Himmel gestiegen, um allen Bedrängten beyzustehen, Trost und Hülfe in die ärmsten Hütten zu bringen.

Indeß war (1770) die junge Dauphine Marie Antonette, Gemahlin des nachmaligen Königs

Ludwig XVI. angekommen, und sehr bald fühlte sie sich unter allen Frauen des Hofes von keiner so angezogen, als der nur sechs Jahr älteren Prinzessin Lamballe. Bald entstand das enge Freundschaftsbündniß, das zuletzt mit dem Untergange Beyder enden sollte. Sie ward Surintendante oder Oberaufseherin des Königl. Hauses, und verrichtete dieß erste Hofamt, besonders bey großen Gelegenheiten, wie bey dem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen, des Kaiser Josephs, des Grafen von Norden (Paul I.) mit einer Würde und Anmuth die alle bezauberte. Doch fesselte sie dieß nicht immer an den Hof. Sehr oft zog sie die treue Anhänglichkeit an den Herzog zu ihm zurück. Als dieser den Auftrag erhalten hatte, Besorgniß erregende Unruhen in der Provinz Bretagne beyzulegen, machte er es zur Bedingung von ihr begleitet zu werden, da er, und nicht vergebens, von ihrer unwiderstehlichen Sanftmuth und Freundlichkeit weit mehr als von seinen eignen ernsten Maaßregeln erwartete. Und so geschah es. Wo sie erschien, kam ihr Vertrauen und Liebe entgegen, denn wo sie helfen konnte half sie gewiß. Auch in Paris, wenn sie früher als gewöhnlich an den Hof kam, wußte die Königin immer schon, daß es eine Fürbitte für irgend eine unglückliche Familie galt.

Auch dieß enge Verhältniß sollte doch nach und nach gestört werden. Die Zeit der Hofkabalen und Intriguen begann; für diese hatte sie weder Sinn noch Geschick. Die Großen des Reichs, denen alle

liberalen Ideen verhaßt waren, und die in ihrer Verblendung nicht wahrnahmen, wie unsicher der Boden unter ihnen ward, besonders die Polignacs, bemächtigten sich zu ihren Verderben der Königin, und es nahm daneben der Leichtsinn und die sittliche Verderbniß so sehr überhand, daß ein kräftigerer Wille als in Ludwig wohnte, dazu gehört hätte, die Stürme, die sich von allen Seiten erhoben, zu beschwören.

In diese verdorbene Hofwelt, konnte und wollte sich die Prinzessin nicht finden, und nahm es nur zu gut wahr, daß sie aus dem Herzen Antonettens verdrängt war. So hatte sie wieder neue Thränen über die entfremdete Freundin zu vergießen. Sie fand in dem tiefen Kummer, der an dem Leben des Herzogs nagte, und den er der hochgeliebten Tochter nicht verbergen konnte, nur noch mehr Nahrung. So gern hätte sie ihrem hohen Posten ganz entsagt, und ihre Tage in ländlicher Stille verlebt. Doch diesen Schritt wünschte der Herzog, der redliche Rathgeber, dessen Stimme ihr immer Gesetz blieb, dennoch nicht. „Es könne sich noch alles ändern. Dann werde die Königin wohl erkennen, wer am meisten ihr Vertrauen verdient habe.“

Ganz hatte die Prinzessin dieß Vertrauen nie verloren, und als sie einmal schwer erkrankte, schienen die alten Gefühle der Liebe wieder zu erwachen. Als späterhin die am meisten Begünstigten die ersten waren, die sich durch Emigration entfernten, und keiner den

Muth hatte, bey dem bedrängten Königspaar auszudauern, da dünkte es ihr an der Zeit zu seyn, die früheren Rechte geltend zu machen, und selbst dem Könige die Gefahren zu zeigen, die ihn besonders von der Orleanschen Partey drohten. Ohne sich an den Hof zu drängen, war sie in jedem Augenblick der Gefahr zur Stelle. Sie wußte um den Plan des Königs mit seiner Familie zu entfliehen. Bereit ihr Schicksal zu theilen, reiste sie voran. Als der Plan mißlang, war sie, so sehr ihre Freunde sie warnten, die erste die sich wieder einfand, mit dem selbst von dem Herzog dießmal nicht gebilligten Vorsatz, was auch der Ausgang seyn möge, von ihrem Posten nicht mehr zu weichen. Itzt fand die Königin in den bängsten Stunden nur noch bey der frommen Schwester des Königs, der Prinzessin Elisabeth, dieser, nach dem allgemeinen Urtheil so edlen Seele, und in den Armen ihrer bewährten Lamballe Zuflucht und Trost. Dennoch redete sie dieser unabläßig zu, für ihre eigne Sicherheit zu sorgen, und sich zu entfernen so lange noch Rettung möglich sey. Vergebens! Seit man bewaffnet in das Schloß der Tuilerien eingedrungen war, theilte sie die immer trüberen Tage, wie die schrecklichen schlaflosen Nächte. Als man zuletzt den König vermocht hatte, in dem Sitz der Nationalversammlung Schutz und Sicherheit zu suchen, und es ihr noch frey gestanden hätte sich zu entfernen, blieb sie nicht einen Augenblick zweifelhaft, fest entschlossen auch Gefängniß und Tod nicht zu scheuen. Mit der Königl.

Fami-

Familie ward sie von da in den Tempel gebracht. Nach wenigen Tagen muß sie vor dem Rathhause zum Verhör erscheinen. Die Rückkehr zu den Königlichen Gefangenen wird ihr versagt, und das auch sonst schon Staatsverbrechern bestimmte Gefängniß, la Force genannt, zum Aufenthalt angewiesen *).

Vor dem letzten Act dieses gequälten Lebens, möchte man lieber den Vorhang fallen lassen, wenn nicht gerade da die schönste Seite ihres Herzens eh' es brach, noch einmal, gleich dem letzten Hervorbrechen der untergehenden Sonne nach einem dunkeln Gewittertage, im vollem Glanz erschienen wäre. Der trostlose itzt an sein Krankenbette gefesselte Penthievre hatte alles versucht sie zu retten. Sein halbes Vermögen war den vorsitzenden Richtern, namentlich dem ehemaligen Kinderlehrer Manuel angeboten. Doctor Saiffert, der Arzt der Prinzessin, war mit eigner Lebensgefahr Tag und Nacht bemüht gewesen, um ihre Unschuld klar zu machen. Selbst ihr geschworner Feind, der Herzog von Orleans, gab sich wenigstens den Schein für sie thätig seyn zu wollen. Alles vergebens!

Nach einer von schrecklichen Träumen gestörten Nacht, war eben eine beruhigende Nachricht, man werde sie entlassen, zu ihr gedrungen. Aber kaum einen Augenblick hoffend, muß sie schon hören, wie rauhe Stimmen ihren Namen wiederholen und ihr

*) Ueber beyde in alter und neuer Zeit so berühmt gewordenen Gefängnisse, s. m. Beylage Nr. XIII.

Haupt fordern. „Hier — so hat ihre Kammerfrau, die einzige die man ihr gelassen hatte, die letzten Auftritte beschrieben — hier ergriff sie der Schreck mächtiger als je, doch sammelte sie sich bald wieder; sank auf ihre Kniee, hob ihr schönes Auge zum Himmel, und sprach abgebrochen ohngefähr folgende Worte, die noch immer in meinem Ohr tönen, und die ich sorgfältig bewahrt habe: „O! mein Gott! So ist denn alles Vergängliche vorüber! Hier liege ich vor dir, Allmächtiger. Habe Mitleid mit deinem armen Geschöpf! — Laß die schreckliche Stunde vorübergehen! — Mein Leben ist in deiner Hand. — Ists dein Wille — nimm es an für das Leben des Königs — der Königin! O Gott! Gieb dem Herzog, der mich wie ein Vater geliebt hat — gieb ihm nur Kraft dieß alles zu ertragen.“

Der Lärm — fährt sie fort — ward stärker. Sie glaubte den Fußtritt der Mörder zu hören, und sank in meine Arme. Ich brachte sie auf ihr Bett. Ihre Hände waren kalt wie Eis. Ich wußte nicht was ich thun, was ich wünschen sollte. Ach! sie hatte es so sehr verdient, daß sich ihr Geist schnell aus diesen Banden hätte lösen können.

Indem trat der Scherge des Gerichts mit dem Befehl in das Gemach, vor dem unten versammelten Wohlfahrtsausschusse zu erscheinen. Sie bat nur um einige Augenblicke Frist, um ein Kleid überwerfen zu dürfen, und gab mir dabey die letzten Aufträge an den Herzog, an ihren Schwager Orleans, an den König und die Königin. „Sage ihr, wenn du sie

je wieder siehst, daß ich gern sterbe, wenn mein Tod sie retten kann. Meine Ueberreste — entreiße sie, wenn du es vermagst, den Mördern, und laß sie in Rambouillet bestatten."

Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an. Ihr ausnehmend schönes Haar verbarg eine eben so einfache Haube. Ihr Gesicht war nur blässer, aber es war als ob der Gram seine natürlichen Reize noch verschönerte. Die rohen Seelen schienen selbst einen Augenblick betroffen. Einer faßte sie bey dem Arm und hieß sie durch den kleinen Hof gehen. Als man das Thor, das in den größeren führt, öffnete, war schon der Boden mit Blut bedeckt. Da sank sie in die Kniee. Zwey der Henker unterstützten sie. Man führte sie in das Gerichtszimmer. Um den Präsidenten standen Mehrere der für diese Tage gedungnen Mörder, mit aufgestreiften blutigen Armen, Waffen in der Hand. Die Prinzessin lehnte sich an mich. Ich that was ich vermochte sie aufrecht zu erhalten.

Man legte ihr nur wenige Fragen vor: „Wie sie heiße? Welches Amt sie am Hofe bekleidet? Ob sie von einem Complott gegen die Freyheit des Vaterlandes gewußt?" Sie antwortete ruhig und bestimmt. Als aber der Secretair des Gerichts sich an sie mit der Aufforderung wendete:

„Schwören Sie Freyheit und Gleichheit, Haß dem Könige, der Königin und dem Königthum?" —

Da erklärte sie laut und gefaßt, wie von einer höheren Kraft unterstützt:

„Ich bin bereit, Freyheit und Gleichheit zu schwören! Aber Haß gegen das Königliche Haus kann ich nicht schwören. Denn er ist nicht in meiner Seele.“

Diese unerschütterliche Treue reichte hin das Todesurtheil zu fällen. „Madame kann abtreten!“ In diesen zur stehenden Redensart gewordenen Worten lag allezeit der Befehl zur Hinrichtung. Manche wünschen sie zu retten. Man hört hie und da „Gnade! Gnade!“ Man flüstert ihr zu, sie möge widerrufen. Umsonst! In dem Augenblick, als sie aus dem Gerichtssaal tritt, erblickt sie eben Ermordete in den letzten Zuckungen. „Ah! Quel horreur! Je suis perdu.“ Es waren die letzten Worte, die ich von ihren erbleichten Lippen vernehmen konnte. Zwey der Henker hielten sie fest. Als ihr ein Dritter mit der Säbelspitze die Haube abreißen wollte, ward sie über dem Auge verletzt. Das reichgelockte Haar fiel auf ihre Schultern herab. In demselben Augenblicke traf ein Keulenstock des Tambour Charlot das Haupt. Da stürzte sie zu Boden. Man fiel wüthend über sie her, und endete mit Pikenstichen ihr Leben.“

So ward die schöne Form, von welcher das nebenstehende Bildniß ein schwacher Abdruck seyn soll, grausam zerstört. Die einst viele Tausende entzückt hatte, sah itzt Keiner ohne Jammer an.



Prinzessin Lamballe.

WAISENHAUS
BIBLIOTHEK

Soll ich noch der Mißhandlungen gedenken, mit der sie die Wuth selbst im Tode verfolgt hat? Soll ich erzählen, wie man den schaamlos entkleideten Leichnam auf die Straße St. Antoine schleppt, ihn wüthend zerfleischt, Herz und Brüste zerhackt und mit den Zähnen zerreißt, das Haupt nach den frevelhaftesten Beschimpfungen auf einer Pike in den Straßen umherträgt, es vor den Fenstern des Palais Royal, wo sich Orleans eben zur Tafel niedersetzt, emporhebt, zuletzt sogar nach dem Königlichen Gefängniß im Tempel hinzieht, um da den Geängstigten zu zeigen, was auch sie erwarte? Die Hand entsinkt selbst dem nichts weniger als königlichgesinnten Mercier, nachdem er diese Gräuelscenen in seinem neuen Tableau de Paris, — greller als ich es den Lesern zumuthen mochte — beschrieben hat. „Je n'ai plus la force, ruft er aus — je n'ai plus la force d'écrire."

Ob es dem Herzog von Penthievre gelungen ist, einige Ueberreste der hochgeliebten Tochter zu retten, bleibt ungewiß. Ueberlebt hat er sie nur kurze Zeit.

So viel Ursach man hat, mißtrauisch gegen Erzählungen aus jener Zeit zu seyn, in welcher die Uebertreibungen von Lobsprüchen oder Verunglimpfungen an der Ordnung des Tages waren, so kann man doch in die Zeugnisse für diese vielbeweinte Fürstin kaum einen Zweifel setzen. Zwar darf die hohe Liebenswürdigkeit, Schönheit und Anmuth ihres Wesens den

Menschenkenner nicht bestechen, sie für eine Heilige zu halten. Es müßte ihm als ein halbes Wunder erscheinen, wenn sie stark genug gewesen wäre, in einem periodisch so zerstreuten Leben und dem ewigen Wechsel der Lustbarkeiten, dem sich ihre unglückliche Königin nur zu sehr hingab, nie sich selbst und den Ernst des Lebens zu verlieren; sie, der von allen Seiten Huldigungen entgegen kamen; sie, die im achtzehnten Jahre nach drey Monaten der Ehe, selbst der Mutterfreuden entbehrend, schon Wittwe war, und der bey allen Ansprüchen glücklich zu seyn und glücklich zu machen, nach den Vorurtheilen jener Zeit, dennoch keine Aussicht auf eine neue ihrem Rang angemessene Verbindung blieb. Auch war sie selbst weit entfernt, sich frey von Schwächen und Fehlern zu halten. Aber so viele, in dem verschiedensten Geist geschriebene Werke über die Revolution mir bekannt geworden sind, — in allen fand ich nur eine Stimme über ihre Sitten, und ihre Schuldlosigkeit an allem, was unverkennbar viele von der Hofpartey verschuldet hatten.

Es war mir auch von dieser Seite sehr interessant, die Bekanntschaft des Arztes zu machen, der einst der Unglücklichen sehr nahe stand, der ein Deutscher war, und dessen Bericht über sein ärztliches Verhältniß zu ihr das Gepräge der strengsten Redlichkeit an sich trägt. Einige Nachrichten über den originellen Mann mögen diesen Abschnitt beschließen.

Doctor A. Saiffert

hatte sich durch einen langen Aufenthalt in Paris den Ruf eines sehr glücklichen, wenn gleich von den gewöhnlichen französischen Curmethoden abweichenden Arztes erworben. Seine Wohnung ward von Kranken nicht leer. Die Armen fanden bey ihm neben der Hülfe reiche Unterstützung. Unter den höheren Ständen war eine Zeitlang die Achtung gegen seine Wissenschaft und Kunst so groß, daß, ob er wohl ein Ausländer und Protestant war, man doch in den ersten Häusern sich seines Raths bediente. Die Prinzessin Lamballe ward von einem Uebel befallen, an welchem die ersten Doctoren schon lange Zeit ihre Kunst erschöpft hatten. Sie lag an gewissen Tagen oft acht bis neun Stunden bewußtlos in einem tiefen Schlaf, und litt dabey oft an heftigen Krämpfen. Lason, der erste Leibarzt der Königin, hatte selbst nichts dawider, daß man Saifferts Meinung darüber hörte. Nach einer sehr genauen Beobachtung des Zustandes, und einem eben so offnen Gespräch mit der Kranken, hielt er sich überzeugt, daß man auf einem falschen Wege gewesen sey, und wie er überall sehr positiv in seinen Meinungen war, so versprach er, daß sie nach Verlauf einer bestimmten Zeit völlig geheilt seyn solle. Und er hielt Wort.

Die Frau Gräfin von Genlis hat freylich andre Nachrichten, als der alles so redlich und einfach erzählende Saiffert. In ihren unlängst erschiene-

nen Denkwürdigkeiten, kann sie zwar nicht umhin, der Schönheit, der Sanftmuth, dem verbindlichen Wesen, der heitern und sich immer gleichen Stimmung der Prinzessin Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Desto geringschätziger urtheilt sie von ihrem Verstande*). Wohl mag sie auch darin der berühmten nie ruhenden Schriftstellerin, die noch im achtzigsten Jahre eine allgemeine Encyklopädie unternehmen will, weit nachgestanden haben, da ihre Sphäre mehr stilles Handeln, Helfen und Dienen war. Da jedoch Frau v. Genlis als Erzieherin der Orleanschen Kinder, Hn. Saiffert genau kennen mußte, da er, seit es ihm gelang, die von den französischen Aerzten aufgegebene Kranke zu heilen, Leibarzt des Hauses wurde, so ist wenigstens unbegreiflich, wie sie vorgeben kann, „die ganze Krankheit der Fürstin sey nichts als Verstellung, oder Anbequemung an die damals unter den Damen herrschende Mode, periodisch in Ohnmacht zu fallen, gewesen, und habe zu den kleinen Schwachheiten gehört, die sie als Charaktermahlerin ihrer Zeitgenossin, wiewohl ungern habe erwähnen müssen.“ Hätte doch diese strenge Richterin, als sie recht unweiblich das kalte Urtheil: „Das war die Frau, welche die Königin zu ihrer ersten Freundin wählte!“ ohne das leiseste Bedauren über ihr Schicksal zu äußern, niederschrieb, hätte sie sich doch prüfen mögen, ob sie,

*) S. Memoires inédites de Mad. a. Comt. de Genlis. Tom. I—VIII. Die Stelle steht im 4ten Theil.

der es in der Politik nicht schwer ward die Farbe zu wechseln, fähig gewesen wäre, vor einem Blutgericht solche — das Vertrauen der Königin doch wohl rechtfertigende — Treue zu bewahren? Vergleicht man übrigens beyde Charaktere, so begreift sich wohl, was sie selbst gesteht: „Ich habe nicht die Ehre gehabt von der Prinzessin Lamballe geliebt zu werden."

Der Krankheitsbericht des Dr. Saiffert enthält übrigens eine Menge sehr interessanter Züge, da er Gelegenheit hatte, mehrere Hauptpersonen jener merkwürdigen Zeit genau kennen zu lernen.

In dem Herzog von Penthievre gewahrt man einen wunderlichen Kampf zarter Sorge für die Genesung seiner theuren Kranken, mit tief gewurzelten Vorurtheilen gegen einen Ausländer, der nicht seines Glaubens war, die jedoch dem gesunden und festen Sinn des entschlossenen Arztes zuletzt weichen mußten. — Von dem kindlichen harmlosen Gemüth und der unerschöpflichen Güte der Prinzessin, ließt man rührende Beweise. Saiffert selbst erfuhr erst spät, daß sie jeden Jahrestag fast alles, was für bedürftige Kranke verschrieben, und oft auf fünf bis sechstausend Livres gestiegen war, bezahlt hatte. Auch ihrer Ansicht von der unglücklichen Lage des Staats giebt er ein herrliches Zeugniß. „Ich kenne nur zu gut — sagte sie ihm einst — die schrecklichen Mißbräuche in der Verwaltung, und bin die warme Freundin aller, denen es ein Ernst ist, ihnen abzuhelfen. Auch der

König kennt sie. Aber nur durch eine gesetzmäßige Beschränkung seiner Macht kann geholfen werden. Dann wird nur Gerechtes, nichts Ungerechtes mehr gethan werden. Aber dann erst wird auch er selbst nichts mehr für sich und die Seinigen zu fürchten haben. Das ganze Volk wird seine Leibwache seyn." — Spricht so eine Frau, die, wie F. v. Genlis meint, absolument dépourvue d'esprit gewesen, und deren Nullité nur ein air-enfantin agréablement verdeckt haben soll*)?

Mehrere Gespräche Saifferts mit der Königin am Krankenbette, beurkunden, daß die ihr von der Nation zum Vorwurf gemachte Vorliebe für ihr Vaterland allerdings sehr groß war. „Wir Deutsche — sagte sie eines Tages in ihrem schlechten österreichischen Dialect — haben halter den Fehler, den Franzosen zu viel und uns zu wenig zuzutrauen. Nach ihrer Meinung sind wir Deutschen nur gemacht, Heu zu fressen. Wir haben sagte mir einer der Schwätzer, nichts von den Deutschen zu lernen. Paris und Montpellier haben Aerzte hervorgebracht, neben welche man keinen Deutschen setzen kann. Die Schlabberhänse wissen, daß deutsches Blut in meinen Adern fließt; es bleibt unverletzt. Sie, Doctor, haben den Bärnhäutern eine Fauze (Ohrfeige) gegeben, und ihnen das Maul so gestopft, daß sie nicht mehr wissen, was sie sagen sollen. Sie haben mich über die Krankheit meiner Freun-

*) Ein Reisender sagt mir so eben, daß ein eigenhändiges Tagebuch der Prinzessin nächstens erscheinen werde, das gewiß höchst interessant seyn wird.

din so geschreckt, mir so viel Dummheiten über ihre Behandlung vorgeplaudert, daß ich halter Recht habe, meinen Verdruß darüber zu zeigen."

Wenig hätte indeß gefehlt, so wäre unser wackerer Landsmann selbst das Opfer seiner so glücklichen Curen geworden. Der Neid der französischen Aerzte konnte es nicht ertragen, daß der Fremdling gesucht wurde, wenn sie die Kranken für hoffnungslos erklärten, und daß er so oft durch das Gelingen seiner Mittel ihre Unwissenheit oder Nachlässigkeit beschämte. Wiederholt erhielt er Drohbriefe ohne Namen. Wiederholt wurden ihm die Fenster seines Wagens eingeworfen, wenn er zur Prinzessin fuhr. In seiner eignen Wohnung war er vor Schüssen und Steinwürfen nicht sicher, und einmal war der Plan einer Vergiftung so gut als erwiesen. Ruhig ging er indeß, im Bewußtseyn recht zu thun, seinen Weg fort, und seine einzige Sorge war, dieß alles der Prinzessin zu verbergen, deren Zustand, bey ihrer großen Reizbarkeit und dem unbedingten Vertrauen das sie ihm geschenkt hatte, sich dadurch nur verschlimmert haben würde. Auch entschädigte ihn die allgemeine Achtung, die er unter allen Ständen genoß, und die Anerkennung, wie sehr er durch seine großmüthige Wohlthätigkeit sich als Volksfreund gezeigt habe.

Gerade dieß gab ihm auch den Muth, in den Schreckenstagen alles aufzubieten, die Fürstin zu retten. Anfangs gelang es ihm, sich einen Weg durch den

wilden Volkshaufen zu bahnen. Als man ihn aber, ehe man ihn erkannte, für einen Anhänger des Königlichen Hauses nahm, drang man mit Piken ein; zog jedoch auf den Ruf mehrerer Weiber: „Es ist der Arzt Saiffert, der wohlthätigste Mann in Paris!“ den Mordstahl zurück. Gerade in demselben Augenblick traf das Haupt der Fürstin der tödtliche Schlag. „Da — schreibt er — von allen Kräften verlassen, warf ich mich auf eine dem Mordhause nahe Steinbank nieder, lange unfähig ein Glied zu rühren. Etwas zu mir gekommen, eilte ich nach dem Palais Penthievre. Ich fand den Herzog schon von allen benachrichtigt. Er fiel mir mit Thränen um den Hals. Alle Fensterladen waren verschlossen. Wir waren in tiefer Nacht, und jeder verstummte. — Auf dem Heimwege begegnete ich dem Pikenträger des theuren Haupts!“ —

Bey meinem Besuch fand ich den Dr. Saiffert zwar auf seinem Bette sitzend und angegriffen, übrigens gerade so, wie ihn Campe im J. 1802 gefunden hatte *) — einen kraftvollen, offnen, freysin-

*) Nicht in Frankreich allein haben viele Menschen diesem glücklichen Arzt ihre Genesung zu danken. Denn auch von Fremden ward er häufig befragt. Unter den Deutschen hat ihm Campe ein merkwürdiges Zeugniß ausgestellt. Dieser kam im höchsten Grade hypochondrisch nach Paris, nachdem er schon viele Jahre an Uebeln aller Art gelitten und alles dagegen vergeblich versucht war. Saiffert, der sich damals schon von der Praxis zurückgezogen hatte, und in philosophischer Ruhe andern Studien oblag, nahm Theil an den Klagen des Landsmanns und

nigen Mann, dem man es bald anhörte, daß er gewohnt war einem Jeden das was er für Wahrheit hielt, ohne Menschenfurcht, schlicht und kräftig ins Angesicht zu sagen, unbekümmert ob es lieblich zu hören seyn oder mißfallen werde. Trotz eines mehr als vierzigjährigen Aufenthalts in Paris, hatte sich nichts in seinem echt deutschen Charakter geändert. Diese Vorliebe für seine Nation hatte ihn auch veranlaßt, eine Reform unsrer Sprache und unsrer Orthographie zu unternehmen, wobey man in der That kaum begreifen kann, wie sich ein so verständiger und welterfahrner Mann irgend einen Erfolg davon versprechen konnte. Er begegnete sich nicht nur mit den Puristen, die jedes fremde Wort aus der Sprache verbannt wissen wollten, sondern setzte auch an die Stelle aller bisher, vorzüglich in seiner Wissenschaft, üblichen Wörter eine höchst seltsame Terminologie. Zugleich ging er auf eine fast gänzliche Umgestaltung der Buchstabenschrift, oder wie er es nennt der Wortstäbung aus, wodurch sein mit Aufwand vieler Kosten gedrucktes Werk über die chro-

geistverwandten Sprachforschers; warnte ihn vor dem ferneren Gebrauch aller Arzneyen; gab ihm dagegen bestimmte Vorschriften über Nahrung und Lebensordnung, und Campens Zustand verbesserte sich bald so sehr, daß er sich gedrungen fühlte, unter der Aufschrift: Fröhliche Botschaft für die Hypochondristen, eine ausführliche Relation in Wielands deutschen Merkur (Jul. 1803) einzurücken, und darin zugleich auf das Werk, an dem Saiffert eben arbeitete, im Voraus aufmerksam zu machen.

nischen Krankheiten für die meisten Leser ein verschloßnes Buch geworden ist, und itzt als ein wahres literarisches Curiosum nur noch hie und da in Buchläden und Bibliotheken gefunden wird *).

So ist auch dieser von so vielen Seiten originelle und achtungswürdige Mann, der im J. 1810 im hohen Alter verstorben ist, ein Beweis mehr, wie nah die Gefahr liegt, sich aus allzugroßer Scheu vor der Heerstraße, und in der Hoffnung sichrere und kürzere Wege zu finden, in einem Labyrinth von Abwegen zu verirren, in die Niemand zu folgen Lust hat. Die Schwierigkeit, welche die Ausländer finden, unsre Sprache zu lesen und zu lernen, hatte ihn zuerst auf die Idee leichterer aber gewiß sehr unnatürlicher Methoden gebracht. Hätte er in Deutschland gelebt, schwerlich würde er auf so wunderseltsame Einfälle gekommen seyn, um diesen Zweck zu erreichen.

---

*) Es führt den Titel: D. A. Saifferts Beyträge zur übschäftlichen Artzneilehre der Suchten, oder sogenannten langwierigen Krankheiten. Paris in der Druckerey der deutschen Sprachfreunde. Braunschweig und Leipzig bey J. Vieweg 1804. Merkwürdige Proben davon sehe man in der Beylage Nr. XIV.

Erheiterungen am Abend.

Tivoli. Frascati. Die Boulevards. Die Schauspiele.

Der drückenden Hitze des Tages folgten während unsers Aufenthalts sehr schöne Abende, und je einladender sie waren, dem lärmenden Gewühl der Stadt zu entfliehen, um die Natur zu suchen, desto seltner war die Versuchung, sie in der drückenden Luft der Schauspielhäuser zu verbringen.

An angenehmen Sammelplätzen kann in einer Stadt, wo alles auf Genuß berechnet ist, kein Mangel seyn, und nach den Erfahrungen, die ich wenigstens bey den Besuch mehrerer der berühmteren gemacht habe, wird, wer nicht etwa gerade in den rohen Ausbrüchen einer ausgelassenen Freude den wahren Charakter der Fröhlichkeit des Volkes zu finden meint, sich weniger als an manchen ähnlichen Vergnügungsorten Deutschlands, durch betäubenden Lärm oder ein unsittliches Betragen verletzt fühlen.

Dieß war der Eindruck, den namentlich

Tivoli,

das damals, wenigstens an gewissen Tagen am fleißigsten besucht wurde, auf mich und meine Gefährten machte, die, wenn sie sich auch am Tage öfters getrennt hatten, gewöhnlich der Abend wieder vereinigte. Man bezahlte gern drey Franken bey dem Eintritt, da man dadurch zugleich, wenn man nicht stille

Spatziergänge in den Alleen und Gebüschen vorzog, für die meisten Arten von Unterhaltung das Freybillet erhielt. Der Eingang führte durch wohl gepflanzte Blumenbeete zu einem großen Gebäude, mit geräumigen Sälen und Gemächern zu Bällen und Gastmählern. Die langen Alleen endeten wieder in zierlichen Pavillons. Das Ganze des großen und sehr wohl benutzten Raums, beschloß eine sanft sich erhebende Anhöhe, wo wieder Lauben, Grotten, kleine Büsche, artige Häuser mit allerley Erfrischungen abwechselten. An den festlichen Tagen, wo der ganze Garten erleuchtet wird, prächtige Feuerwerke, und größere und kleinere, geschlossene und freye Tanzpartieen, Carousels, Schaukeln, Rutschbahnen, Wasserbelustigungen auf kleinen Teichen angestellt werden, wo Luftspringer, Gaukler und Schattenspieler ihr Wesen treiben, ist der Zufluß von Menschen so groß, daß man oft die Zahl an einem Abend auf acht bis zwölftausend berechnet hat. Nur an wenigen Plätzen war lästiges Gedräng. An andern ein sehr bequemes Nebeneinanderseyn, und ungestörte Gelegenheit, die unglaubliche Mannichfaltigkeit von Menschengestalten, Gesichtsbildungen und Anzügen zu beobachten, wobey der Fremde, wohl mehr noch der mit der Pariser Welt bekanntere Einheimische, besonders der Physiognom reiche Unterhaltung fand. Dießmal erregte vor allen ein großes, vorläufig an allen Straßenecken angekündigtes Feuerwerk die allgemeinste Theilnahme. Es war für eine zahllose

Menge

Menge von Rohrstühlen gesorgt, so daß man alles mit der größten Bequemlichkeit anschauen konnte. Die Unerschrockenheit des auf dem hochgespannten Seil, wie durch ein Flammenmeer herabsteigenden Furioso erregte allgemeine Bewunderung.

Welcher gewaltige Hebel für alle dem Menschen verliehenen Kräfte, ist doch selbst da, wo jeden Augenblick das Leben auf dem Spiel steht, die Aussicht auf Gewinn. Immer bleibt auch für den Zuschauer die Kraft selbst, die Gewalt des Menschen über das Element, und die größere über sich selbst, ein Gegenstand des Erstaunens, wie sehr er es auch beklagen mag, wenn sie die Richtung auf etwas so unnützes, und oft lebensgefährliches genommen hat. Wenn man es indeß dem zum Gebrauch seiner Vernunft und Freyheit gekommnen Menschen überlassen muß, so zwecklose Entwickelung und Ueberspannung seiner Kräfte zum Ziel seiner Thätigkeit zu machen, so kommt man doch, wenn schon junge Kinder dazu gemißbraucht werden, desto mehr in Versuchung zu fragen, ob nicht der Staat als Vormund der Unmündigen mehr Vorkehrungen dagegen treffen sollte? Unter welchen unnatürlichen Anstrengungen, ja unter welchen Mißhandlungen geht ihnen die Kindheit, für viele Menschen fast die einzige Periode eines sorgenfreyen Lebens, so gut als ganz verloren. Indeß glückliche Kinder ihre gesunden Glieder nach eignem Gefallen, auf den Wiesen im Wettlauf, auf Höhen und Bergen fröhlich klimmend

und kletternd ausarbeiten und stärken, werden die Kinder dieser Luftspringer unter den Empfindungen der Angst und der Furcht, die sich auf ihren bleichen Gesichtern, die man bemahlen muß weil die Jugendröthe verbleicht ist, gleich Thieren dressirt, jeder andern Ausbildung entzogen, und wohl manches schöne Talent erstickt. Mir ist das Kind des Bettlers in seinen Lumpen oft weit glücklicher erschienen, als die meisten solcher herausgeputzten, mit Federbüschen und seidnen Fähnlein, neben Affen und Hunden umher geführten Geschöpfe. Wer ein Vater- und Mutterherz hat, wird eben so fühlen.

Uebrigens herrschte auch hier, wenn etwas merkwürdiges vorging, überall Ruhe und Stillschweigen, oder man sprach so leise, als wäre man in der feinsten Gesellschaft. Die auf den Rasenplätzen bey einer sanften Musik sich bewegenden Tänze, zeichneten sich nicht minder durch edle Haltung, wie durch die gefälligsten Formen aus. Gewiß war die Gesellschaft sehr gemischt. Aber nirgends ward man durch die geringste Unanständigkeit oder Zudringlichkeit beleidigt. Wenn diese äußere Achtung gegen das sittliche Gefühl, gleich noch kein Beweis der inneren Sittlichkeit ist, so hat doch auch sie schon einen Werth. Das Schickliche ist oft näher als man glaubt mit dem Sittlichen verwandt.

Ein ähnlicher Vergnügungsort ist

Frascati.

Es hat eben so wie Tivoli, als Nachahmung der bekannten Orte dieses Namens bey Rom, von dem Unternehmer, einem Italiäner, diesen Namen erhalten *).

Das Haus ist groß und geschmackvoll eingerichtet, der Garten weniger geräumig aber der Bestimmung angemessen. Beyde werden jeden Abend erleuchtet.

Man sagte uns, es sey der Sammelplatz für die vornehmere Welt, daher auch keine neue Mode aufkomme, die man nicht in den nächsten Tagen hier zu sehen Gelegenheit habe. Gewöhnlich ströme alles, was schön und elegant sey nach dem Ende der Schauspiele hierher, um Erfrischungen einzunehmen, zu sehen und gesehen zu werden.

Nur an gewissen Tagen — der féte de Frascati — wo die Gartenerleuchtung verdoppelt und das Haus auch äußerlich sehr geschmackvoll illuminirt ist, ein großes Orchester spielt, und gewöhnlich ein Feuerwerk den Tag beschließt, ward der Einlaß bezahlt. An den gewöhnlichen Tagen war er frey.

Da eben kein Festtag fiel, als wir Frascati am Abend eines sehr schwülen Tages besuchten, so fanden wir es ungleich leerer als Tivoli. Nur ein-

*) M. s. D. Meyers Darstellungen von Italien. S. 228.

zelne Gruppen sah man, zum Theil im tiefen vertraulichen Gespräch begriffen. Ein angenehmes Dämmerlicht, besonders in einen der größeren Säle, hatte etwas recht Einladendes zur stillen Selbstunterhaltung.

Ich erinnere mich noch sehr deutlich der wehmüthig ernsten Stimmung, von der ich mich hier eines Abends ergriffen fühlte, woran auch wohl die aus dem Garten sanft herauftönenden Blasinstrumente Antheil haben mochten. Denn je mehr in Gesellschaftssälen und bey Gasttafeln eine rauschende Musik betäubt, und eben so sehr den einsam Zurückgezogenen in ruhiger Verfolgung seiner Gedanken, als die Geselligen im Gespräch stört, desto mehr sind aus der Ferne vernommene harmonische Töne geeignet, das durch angenehme oder schmerzliche Vorstellungen aufgeregte Gemüth zu der Ruhe zu bringen, in welcher Hoffen und Fürchten in die stille Ergebung übergeht. So wenigstens habe ich es oft an mir, und namentlich an jenem Abend erfahren. Unbekümmert um die wechselnden Gestalten der Kommenden und Gehenden, Ernsten und Fröhlichen, saß ich einsam und dachte ruhiger an alles, was uns noch begegnen, wohin der Strom der Zeit uns treiben könnte, und das Andenken an die, die doch auf jeden Fall alles treu mit mir tragen und theilen würden, trat recht wohlthuend und tröstend vor meine Seele.

Manche Abendstunde erging ich mich auch, bald in Gesellschaft, oft auch allein, auf den so viel besuchten

Boulevards,

auf welchen man das Eigenthümliche des Pariser Lebens, mehr als sonst irgendwo, in allen möglichen Gestalten kennen lernt. Sie sind in so vielen Reisebeschreibungen, namentlich von M. Arndt*), von Fr. Schulz**), von Hrn. v. Siersdorf u. m. A. ***), so wahr, so lebendig, so humoristisch beschrieben; die vielseitigen Beobachtungen dieser geistvollen Männer bey längerem Aufenthalt, haben dem späteren Berichterstatter so wenig übrig gelassen, daß, so reich der Stoff wäre, ich doch um so kürzer seyn könnte. Indeß kennen nicht alle meine Leser jene Schriften, da auch in diesem Fach der Literatur die Fluth des Neuen auch das vortreffliche Aeltere nur zu bald verdrängt, und so wird vielleicht manchen von ihnen, sowohl das Entstehen als die allmählige Erweiterung und Benutzung dieses interessanten Theils der Stadt noch weniger bekannt oder im Gedächtniß seyn.

Paris, war wie alle alte Städte, mit Mauern, Thürmen und Gräben gegen die ersten feindlichen An-

*) Reisen 4. Th. S. 223.

**) Ueber Paris und die Pariser 1762.

***) Verfasser der Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris (1804) 2ter Th. S. 374.

fälle umgeben. Als jedoch in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts englische Heere die Stadt bedrohten, wurde der ganze nördliche Halbkreis mit einem tiefen Graben umzogen; — freylich eine eben so unnöthige Vorsicht, als die Anlegung der Martellothürme in England *) im J. 1804, wo man eine Landung der Franzosen fürchtete. Die Engländer kamen nicht, und allmählig füllte man jenen wieder aus, ebnete die Wälle, bepflanzte sie mit einer vierfachen Baumreihe, so daß dadurch die schöne in ihrer ganzen Ausdehnung fast zwey deutsche Meilen lange Promenade entstand, dergleichen in keiner von den größten Städten Europas gefunden wird **). Wenn sie früher die Stadt als die äußerste Linie umschloß, so liegt sie itzt nach der großen Erweiterung mehr in der Mitte, und eine Menge Straßen, Quartiere und Anlagen aller Art haben sich zwischen ihr und der erst im J. 1718 erbauten Ringmauer gebildet. Späterhin sind ähnliche Straßen mit Alleen auf der entgegengesetzten westlichen Seite entstanden, die man die neuen Boulevards nennt. An Wälle darf man itzt nicht mehr denken. Der Name ist von der ersten Anlage übrig geblieben, paßt itzt aber weder auf ihre Lage noch auf ihre itzige Bestimmung.

*) S. Reise nach England 1. Th. S. 87.

**) Boulevard von bouler sur le verd, weil sie, mit Rasen bewachsen, zu Spielen a la boule dienten; dann auch jeder um eine Stadt oder Festung gezogene Wall.

Seit den letzten hundert Jahren hat hier alles eine ganz neue Gestalt gewonnen, und noch täglich entsteht so viel Neues, daß ältere Bewohner der Stadt, sich kaum noch des Früheren erinnern können. Ein leer und öde gewordner Platz erinnert überhaupt viel länger an das was man darauf zu sehen gewohnt war. Ist er wieder bebaut, so meint man bald so sey es immer gewesen.

Die schöneren Theile dieser Boulevards umringen an den beyden Seiten der Alleen hohe Gebäude, sowohl Privatwohnungen als prächtige Hotels, alle Arten von Vergnügungsorten, Kaffee- und Gasthäuser, Pavillons, sogenannte chinesische Bäder. Die mittelste sehr breite Allee ist für alles was fährt und reitet, die beyden Seitenalleen sind für die Fußgänger bestimmt. Bey großer Hitze und Dürre sorgt man dafür, den Staub durch Besprengung aus fahrbaren durchlöcherten Wasserfässern zu dämpfen.

Das Leben und Treiben gleicht hier einem ewig wechselnden Schauspiel, und bey einigermaßen günstiger Jahreszeit, thut man vom Morgen bis in die Mitternacht, keinen Schritt, ohne auf irgend eine neue Gestalt oder Erscheinung zu stoßen, wodurch das schaulustige Volk auf tausendfache Weise unterhalten wird. An die Erfindungen des höchsten Luxus schließen sich die niedrigsten Erwerbsarten an. Neben dem üppigsten Reichthum schleicht die bitterste Armuth kümmerlich einher. Indeß in der Gegend, wo die gro-

ßen Gewölbe mit den reichsten Stoffen, mit Silbergeräth, Bijouterien, und was sonst in den Wohnungen der Großen zum Bedürfniß geworden ist, angefüllt sind, und die Waaren um die höchsten Preise verkauft werden, wühlen arme zerlumpte Weiber in dem Kehricht vor den Häusern, um irgend etwas Verlornes, wären es auch nur noch einigermaßen brauchbare Scherben, unbeschriebene Papierblätter, Nadeln, wenn nicht gar vor die Thüren der Restaurationen weggeworfene Abgänge von Fleisch und Knochen zu finden, und damit wieder einige Sous oder ein Glas Bier für den Durst zu gewinnen.

Wollte man alles, was auf diesen stundenlangen Promenaden zu sehen, zu hören, zu kaufen, zu genießen ist, auch nur unter gewisse Classen bringen und summarisch bezeichnen, die Zahl der Rubriken würde über alle Vorstellung groß, und doch noch manche vergessen werden. Wer mag es auch übersehen, zumal in den Particen wo sich alles zusammendrängt, oder in den Stunden, wo sich, was nur irgend von Fuhrwerk in Paris ist, von den prächtigsten Equipagen bis zu den mit Hunden bespannten Karren herab, in Bewegung gesetzt zu haben scheint, und das Gedränge so groß ist, daß man in steter Gefahr schwebt, mit dem Strome fortgezogen zu werden? Das gemeinsame Centrum, in dem gleichwohl, gleich dem Radien des Kreises, die nach allen Richtungen ablaufenden Thätigkeiten zusammentreffen,

bleibt immer Gewinn und Genuß. Die Mittel der Befriedigung sind eben so zahllos als die Bedürfnisse, nach der Stufe der Cultur, auf welcher jeder Einzelne steht. Wenn der gebildete Theil des Publicums in den Bücherladen und großen Ausstellungen kostbarer Kupfer, Gemählde, Kunstwerke die reichste Unterhaltung findet, oder sich in den nah gelegenen Theatern an den nicht übertroffenen Werken des goldnen Zeitalters der französischen Dramatik ergötzt, so steht eine große Mittelclasse, wie viel mehr die untere, weniger kritisch, eben darum auch weniger gestört und leichter befriedigt, vor den kleinen Bretterbuden der Possen- und Marionettenspiele, vor den auf hölzernen Tischen mit großem Pathos vorgetragenen, oder zu elender Musik abgesungenen Räuber- und Mordgeschichten, vor den kreischenden Quacksalbern und Wunderdoctoren, die blinde Hunde operiren und junge Schweine impfen, und dem gaffenden Haufen mehr imponiren, als der verständigste Rath bewährter Erfahrung und Wissenschaft.

Wer mag nun gar alle die Rollen nennen, die hier so viele aus dem ganzen Thierreich zusammengetriebenen Acteurs spielen müssen? — von der großen Menagerie Franconis, bis herab zu den Schauplätzen der Affen und Hunde ohne Zahl, der sprechenden und schimpfenden Papageyen, den Künsten der Kanarienvögel, und dem kleinen an dünnen Fäden dahertrabenden Gespann von abgerichteten Flöhen. Wer mag überhaupt zählen, auf wie tausendfache Art

der vernünftige Erdbewohner, sich der Herrschaft über die thierische Schöpfung bemächtigt, und diese sich für seine oft so unwürdigen Zwecke unterthan gemacht hat? Da hierin die Industrie keine Gränzen kennt, so darf man sich nicht wundern, wenn hier täglich neue Proben davon zu finden sind. Bewährt sich der gemachte Versuch, so wird gewiß bald auch eine Raupenfabrik dort zu sehen seyn *).

Wenn sich das Auge oft unwillig von so manchen dieser mit der Quaal empfindender Wesen verbundenen Belustigungen des vornehmen und geringen Pöbels wegwendet, so gewährt die unverkünstelte oder nur veredelte Natur einen desto reineren Genuß. Mit Tagesanbruch kommen auf großen Wagen alle Kinder der Flora herbey, und werden höchst geschmackvoll geordnet in reinlichen Gefäßen zur Auswahl ausgestellt, um bald die schönste Zierde der Zimmer und Balkons zu werden. Die herrlichsten Früchte, wie sie eben jeder Monat liefert, werden zierlich, meist pyramidalisch und durch das wechselnde Farbenspiel höchst mahlerisch aufgestellt, in seltner Vollkommenheit dem Gaumen geboten, und ehe sie am Abend auf den Tischen der Reichen prangen, ist schon für den nächsten Morgen für den Ersatz gesorgt.

Will man sich des Staubes entladen und in der nahen Seine, durch ein stärkendes Flußbad erquicken,

*) Das Nähere über diese neue Erfindung findet man in der Beylage Nr. XV.

so schwimmen die so einladenden Vigierischen Badeschiffe nah am Ufer auf dem ruhigen Strome. Rings um ihren Bord blühen in Beeten und Vasen Citronen und Pomeranzen, und die gewähltesten Staudengewächse verbreiten die schönsten Gerüche aus fernen Climaten. Hat man sich daran erquickt, so empfangen die reinlichsten Gemächer den Badegast, und gewähren ihm jede nur zu wünschende Bequemlichkeit.

Was indeß diese Boulevards am meisten belebt, bleibt doch immer der Handel in allen seinen Abstufungen. Schwerlich ist ein Erzeugniß der Industrie gedenkbar, das nicht entweder in einem prächtig geschmückten Gewölbe die Aufmerksamkeit fesselte, oder dort die kleine Bude, und das zerbrechliche Tischchen aufgeschlagen hätte; schwerlich irgend ein Artikel zu nennen, der hier vergeblich gesucht würde. Sogar der Rand der Fußwege ist mit leichten Waaren, Porzellan, irdenen Gefäßen, spottwohlfeilen Bändern und Tüchern bedeckt, und nur die Gewohnheit macht die Verkäufer sicher, daß sie nicht jeden Augenblick zertreten werden. Noch am spätesten Abend sah ich oft ein kleines Lämpchen dabey brennen, als ob es die Vorübergehenden durch sein bescheidnes Leuchten ansprechen wollte, dem harrenden Mütterchen einen kleinen Gewinn zu gewähren, bis zuletzt mit der Mitternacht Licht und Hoffnung ausging.

Einen Hauptzweig dieses Kleinhandels machen neue und alte Kleider aus. Es bedarf einer Stunde,

so kann der Fremde von Kopf bis Fuß so prächtig als er es verlangt, bekleidet seyn, um in die ersten Cirkel einzutreten. Was dann oft Jahrelang in diesen ersten Cirkeln als höchster Luxus geglänzt haben mag, das kommt hier zuletzt, nachdem es in steten Verwandlungen durch alle Classen der Gesellschaft gegangen ist, in die Schoppen der alten Kleider, und die Blöße des Bettlers zu decken wird seine letzte Bestimmung. Ueberhaupt geht hier nichts verloren; alles durchläuft seinen Kreis, bis endlich von dem in seine ersten Elemente aufgelößten nichts mehr übrig ist.

So mannichfaltig übrigens die Waaren sind die hier feil geboten werden, eben so mannichfaltig sind auch die Mittel, sie an Mann zu bringen. Hier ist es Glanz und Eleganz, wodurch der Vorübergehende angezogen wird, wenigstens still zu stehen, und wer nur erst still steht und überlegt, hat doch schon den ersten Schritt gethan, und das freundliche Zureden und Anrühmen beredter Zungen, verfehlt selten ganz seine Wirkung. Dort ist es die Neuheit und hier die Allgewalt der Rede, der Mancher, auch wo kein Bedürfniß vorhanden ist, nicht widerstehen kann. Am meisten aber rechnet der Kleinhändler auf den Reiz der Wohlfeilheit, an deren Verkündigung er sich den ganzen Tag heiser schreyt. Wo man geht und steht hört man das laute Rufen, was alles zu sehen, zu kaufen, zu gewinnen sey; a quatre sous! a six sous! a un sous! Aus den Boutiken a prix fixe tönt es

unaufhörlich a quinze oder a dix sous chaque piece! — weil kein Stück darin unter oder über diesen Preis zu finden ist. So unangenehm anfangs diese höchst unharmonischen Stimmen, gleich dem Thiergeschrey in Menagerien, das Ohr berühren, so gewöhnt man sich bald daran, und gewiß wird nur der Neuling durch den Schein des vortheilhaften Kaufs getäuscht.

Ich vergesse daß ich kurz seyn wollte. Aber indem ich mich noch einmal auf diese Wandelbahnen zurückversetze, erneuert sich der Phantasie Bild auf Bild. In wie vielen Gestalten ist mir nicht auch hier der Mensch erschienen! Wo sieht man die Extreme näher gestellt, als in diesen hin und her wogenden Volksmassen. Wo geht das Höchste und das Niedrigste, wo der Verstand und die Narrheit, die Tugend und das Laster so nah neben einander einher?

Unter den vielen Tausenden, die sich hier täglich einfinden, ist es gewiß nur der kleinste Theil, der dem Treiben der Menge, ohne unmittelbar Antheil daran zu nehmen, in philosophischer Ruhe zusieht, wie einst Pythagoras, dem nach Ciceros Erzählung *), jener große Jahrmarkt, wenn ganz Griechenland zu den Kampfspielen hinströmte, als ein vielgestaltiges Bild des Menschenlebens erschien. „Hier, sagte er, treibt den Kämpfer die Ehre, und jeder hofft in seiner Kunst die Krone als Preis zu

*) S. Cic. Tusc. lib. V. cap. 3.

erringen; dort treibt den Kaufmann wie den Käufer ein rastloses Streben nach Vortheil und Gewinn. Hier gafft die Neugier nach dem bunten Schauspiel, dort sucht die Hinterlist die Unerfahrenheit zu berücken." Geht es nicht gerade so zu in dem ganzen Leben der Menschen um uns her?

In ähnlichen Betrachtungen verloren habe ich mehr als einmal mitten unter den Hunderten, die vor den Eingängen der großen Kaffee's sich am Abend durch den Schatten und kühlende Getränke erfrischten, schweigend gesessen, und die nicht endenden Schaaren vor mir vorübergehn sehn. Wie physiognomisch bedeutsam war doch so manche Gestalt! Wie las man die Sorge oder die leichtsinnigste Sorglosigkeit auf so manchem Gesicht! Wie viele trieben, in der Fülle des Genusses und Besitzes dennoch von der Langenweile geplagt, sich umher und sannen auf Zeitvertreib, indeß andre gern den Zeiger zurückgestellt hätten, wenn mit dem heranbrechenden Abend die Hoffnung irgend etwas gewonnen zu haben, mit jeder Viertelstunde abnahm, und der kleine Kram, wie er am Morgen aufgestellt war, wieder eingepackt und heimgetragen werden mußte. Auch zu mancher traurigeren Betrachtung gab der Anblick nur zu oft Gelegenheit. Wenn die Verführten zu Verführerinnen herangewachsen, auf der Höhe ihres Glanzes in prächtigen Wiskys und Phaetons aller Augen auf sich zogen, im Bewußtseyn, wie viele der Reichen des In- und Aus-

landes nach Paris gekommen waren, um an ihren Wagen gefesselt Kraft und Vermögen zu vergeuden, so mochte so manche junge Gestalt, die, um der unerfahrnen Lüsternheit feil geboten zu werden, an der Seite der abgelebten Maquerelle daherschlich, nur noch wenige Schritte übrig haben, um in La Force oder Bicetre eingesperrt, elend unterzugehen, ein Schicksal, mit dem schon so viele selbst der Gefeyertesten geendet hatten.

Auch die große Anzahl derer, die schon in Rom ähnliche Rollen spielten, jene Horatzischen

Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones et hoc genus omne *);

stehen doch wohl in dem Auge eines Jeden, der ernster über die Würde und Bestimmung des Menschen nachdenkt, auf einer weit niedrigeren Stufe, als der ärmste Arbeiter, der irgend ein ehrliches Handwerk treibt, und im Schweiß seines Angesichts für Weib und Kind sich müht, indeß sich das ganze Leben Jener zwischen leerem Gaukelspiel und thierischen Sinnengenuß theilen muß. — Doch des Ernstes genug, vielleicht schon zu viel!

*) S. Horatz Satyren. 1. B. 2te Sat. Nach Voß: Chöre der Ambajeen, volkskundige Würzebereiter, Bettelpropheten, Tänzer, Gaukler und lockres Gesindel.

Die Schauspiele.

Panem et Circenses! — es kann von dem römischen Volk nicht wahrer gesagt seyn, als von den Parisern. Indeß sind doch die Theater in den Sommermonaten ungleich weniger besucht, und mehrere meiner Freunde und Gefährten, die weit öfter als ich daran Theil nahmen, kamen zuweilen verwundert zurück, sie so leer gefunden zu haben. Doch sah ich auch oft, besonders wenn das Spiel im Theater Feydeau geendigt war, große Massen die Rue Vivienne herab in das Palais Royal strömen, oder sich in den Umgegenden vertheilen.

Man zählte in dem Jahre meines dortigen Aufenthalts an zwanzig größere und kleinere Theater, und das Handbuch für Fremde wollte wissen, daß mehr als zweytausend Köpfe und Federn beschäftigt wären, ihnen immer etwas Neues zu liefern. Mehrere der sonst berühmten, namentlich die italiänische Oper, waren damals geschlossen, und mit dem Aufbau des vor mehreren Jahren abgebrannten Odeons war man erst eben beschäftigt. Auch entstand eines Tages viel Klage und Bedauern, da auf Kaiserlichen Befehl mehrere der kleineren Theater ganz aufgehoben wären und das Personal über den Verlust ihrer Einnahme in Verzweiflung sey. Einige der beliebtesten Schauspieler waren abwesend oder spielten nicht.

Itzt

Itzt unterscheidet man die königlichen Theater, welche unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung stehen und bedeutende Zuschüsse erhalten, von denen, die bloß für eigne Rechnung spielen, und sich selbst erhalten müssen. Zu jenen gehören das französische Theater, die große französische und die italiänische Oper, das Odeon, und das durch sein vorzügliches Orchester berühmte Theater Feydeau. Unter den letzteren sind das Theater Vaudeville, die Varietés, das Ambigu-Comique und de la Gaité am besuchtesten. Auch in dem Panorama dramatique, wo der Vorhang aus lauter Spiegeln besteht, den Ombres chinoises und dem großen Cirque olympique, wo neben kleineren Stücken Franconi seine Bereiterkünste zeigt, soll es besonders im Winter an Zuschauern nicht fehlen. Das neuerliche Schicksal des Letzteren kennt man aus den öffentlichen Blättern.

Ich würde eben so wenig mir selbst als meinen Lesern genügen, wenn ich Beschreibungen oder Beurtheilungen des französischen Schauspielwesens versuchen wollte. Nach so vielem, was darüber mehrere Reisende, deren Kennerschaft in diesem Fach anerkannt ist, und die zum Theil, gerade um es zu studiren oder kritisch zu würdigen, lange Zeit in Paris zubrachten, geschrieben haben, bleibt für den, der ja auch wohl Sinn für die Leistungen der dramatischen Kunst jeder Art haben kann, aber in ihre Geheimnisse

einzudringen weder Fähigkeit noch Beruf hat, kaum eine Nachlese übrig *). Ich bin auch nur selten in Versuchung gewesen, die Stunden andern Gegenständen oder Unterhaltungen zu entziehen. Indeß hat, was ich sah, meine Erwartung erfüllt, wenn auch nicht übertroffen. Ich habe mich durch Anschauung überzeugt, daß in kunstmäßiger Haltung, in Beobachtung des Schicklichen, im ganzen äußeren Anstande, es schwerlich die Schauspieler irgend einer Nation den Franzosen gleich thun, und daß sie in der Sicherheit des Gedächtnisses, in ungemeiner Fertigkeit im richtigen und zierlichen Vortrage wie es eben die Rolle fordert, in der Präcision alles dessen, was zur Scenerie gehört, eben so wenig möchten übertroffen werden können. Hierzu nöthigt sie, mehr als viele der unsrigen, der äußerst ekle Geschmack eines pariſischen Parterrs, und die Strenge mancher Journalisten. Freylich sind nicht alle, die Beyfall oder Tadel austheilen, competente Richter; es ist nur zu oft sichtbar, wie Vorliebe oder Abgunst gegen einzelne

*) Das Gediegenste was neuerlich in Deutschland über die französische Dramatik geschrieben ist, findet man in A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur 2r Th. 9te — 11te Vorlesung, und über die gegenwärtige französische tragische Bühne, in einem Aufsatz des älteren Hrn. von Humbold, in Göthens Propyläen. 3. Bd. 1. St. Ueber den Zustand des Theaterwesens, besonders des musikalischen Theils in den Jahren 1802 u. 1803, reden die Reichardschen Briefe aus Paris am ausführlichsten.

Schauspieler Zungen und Hände in Bewegung setzt. Wie die Letzteren, wenn die Haut nicht schon zum Callus geworden ist, das Applaudiren aushalten, war oft kaum zu begreifen. Ich habe einmal neben einem jungen Mann gesessen, der, um einer Schauspielerin Gunst zu verschaffen, sich nothwendig das Bast von den Händen geschlagen haben mußte, bis ihm endlich, da niemand beystimmen wollte, die Arme kraftlos entsanken.

Die uns Deutschen ungewohnte stärkere und heftigere Declamation in den höheren Gattungen des Tragischen, ist bekannt. Was uns indeß dabey übertrieben erscheint, das haben besonders die südlichen Nationen mit einander gemein, und da auch hier frühe Gewöhnung zur Regel des Geschmacks geworden ist, so darf man sich nicht wundern, wenn Italienern, Spaniern und Franzosen das Edle und der Natur so viel näher liegende Maaßhalten, wie man es von unsern ersten Künstlern gewohnt ist, zu kalt dünken muß, da bey ihnen der Ausdruck jedes Affects weit leidenschaftlicher ist als in Deutschland. Der französische Schauspieler spielt, — wie ein feiner Kenner bemerkt — „mehr die Leidenschaft als den Charakter.“ Man könnte ein allgemeines Bild eines tragischen Helden entwerfen, und würde in einzelnen Rollen immer dasselbe wiederfinden. Gleich bey seinem Hervortreten sieht man es ihm an, wie heftig er bewegt ist, welcher Sturm in seinem Innern tobt. Aber der Ausdruck sei-

ner Leidenschaft ist mehr der der physischen Natur, als der höheren idealischen. Daher wird man auch bey ganz verschiedenen Rollen weniger Abwechslung und weniger Individualität gewahr. Man versichert allgemein, daß Talma, den ich leider nicht gesehen habe, sich der deutschen Manier ungleich mehr als die gewöhnlichen Tragöden annähere, sich wenigstens frey von allem leeren Pathos in Stimme und Action zu halten verstehe, wie er denn in jedem Betracht der erste in seinem Fach bleibt.

Ich habe nur wenigen Vorstellungen beygewohnt. So sehr die großen Gluckschen Opern, Alceste und Iphigenie Auge und Ohr fesselten, so schien mir doch, was in Deutschland von dieser Gattung zu sehen ist, sich wohl damit messen zu können. Ueber das darauf folgende Ballet mußte ich dem Urtheil meiner Freunde beystimmen, daß sich sowohl in den Decorationen, als in dem, was die wahrhaft ätherische Psyche leistete, kaum etwas Vollkommneres denken lasse.

Fast am angenehmsten fand ich mich einigemal in dem Theatre françois unterhalten. Es rief mir die Tage zurück, in welchen ich aus den Werken von Corneille, Racine, Moliere die goldene Zeit jener Literatur kennen lernte, und so sehr mir aus meinen Jugendjahren der Inhalt, Vieles davon selbst wörtlich im Gedächtniß geblieben war, so gewann doch alles durch die Art der Darstellung ein neues Interesse. Man macht es sich in diesem Theater zum Gesetz,

durchaus das Kostum der Zeit, in welcher die Werke zuerst entstanden, bis auf seine kleinsten Eigenthümlichkeiten beyzubehalten. Man fühlt sich daher um ein ganzes Jahrhundert zurückversetzt. Es ist nicht ein Avare, ein Misantrope, ein Tartuffe, wie er sich itzt benehmen und kleiden würde. Es ist derselbe Schnitt des Anzugs, in welchem Moliere selbst diese Rolle spielte. Man scheint darin das Verdienst des Mannes ehren zu wollen, der zuerst die Lächerlichkeit fühlbar machte, selbst die Helden des Alterthums im modernen Gewande auftreten zu lassen. Denn noch zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten erschien, wie Voltaire erzählt, der Kaiser Augustus in einer großen Alongenperücke, die ihm in langen Locken bis auf dem Gürtel herabhing. Sie war mit Lorbeerblättern geschmückt. Darüber trug er einen großen Hut mit einer doppelten Reihe rother Federn. Man führte überhaupt alle Tragödien ganz in den vormaligen Hoftrachten auf. Die Acteurs erschienen mit großen Halskrausen, Hut und Degen, und in den Pallästen der alten Helden ging es gerade so zu, wie in den Sälen des Louvre, der Tuilerien und in Versailles.

Die einst kaiserliche itzt königliche Bibliothek.

Das Kabinet der Alterthümer — der Medaillen und geschnittenen Steine — der Kupferstiche.

Es könnte zuvörderst überflüssig scheinen, die kaiserliche von der königlichen Bibliothek zu unterscheiden, da die wechselnden Namen und Formen der Regierung gerade auf das Gebiet der Literatur am wenigsten Einfluß zu haben pflegen, so lange nicht etwa arabische Barbaren oder christliche Fanatiker die Länder überziehen und die Bibliotheken verbrennen *). Dennoch konnte es in unsern Zeiten dem reisenden Literator nichts weniger als gleichgültig seyn, in welcher Periode der neueren französischen Geschichte er jenen großen Bücherschatz — vielleicht den größten unsers Erdtheils — kennen lernte. Bis zum Jahr 1815 fand er hier, gerade wie in dem Museum der Antiken und Gemählde, die ganze Beute, welche aus den berühmtesten Sammlungen des bezwungenen Auslands, be-

*) Christliche Fanatiker! — Denn es ist leider geschichtmäßig, daß nicht bloß der arabische Omar die große Bibliothek in Alexandrien vernichtete, sondern daß auch unter dem Kaiser Theodosius, der alexandrinische Bischof Theophilus den rohen Kriegern verstattete, mit dem Tempel des Serapis zugleich den herrlichen darin aufbewahrten Bücherschatz zu verbrennen. M. s. Gibbon 5ter Theil.

sonders aus Rom, Mailand, Turin zusammengebracht, und namentlich eine sehr große Anzahl von Handschriften, welche dem Kaiserlichen Bevollmächtigten Denon nicht entgangen waren *). Dadurch ward vielen Gelehrten, denen an der Einsicht und Benutzung einzelner gelegen war, die Reise nach Italien oder in andre beraubte Länder erspart, und auch mir ward dadurch der Vortheil, manche literarische Merkwürdigkeit, die ich oft in Vorlesungen zu nennen und zu beschreiben Gelegenheit gehabt hatte, durch eigne Anschauung kennen zu lernen; namentlich jenen berühmten Codex Vaticanus, welcher das Alte und das Neue Testament in griechischer Sprache enthält, und mit dem der einzige Alexandrinische im brittischen Muscum um den Vorzug an Alter und Werth streiten kann **). Nachdem der Sieg die Verbündeten nach Paris geführt hatte, wurde, wie bekannt, von allen Seiten das verlorne Eigenthum zurückgefordert, und die königliche Bibliothek entbehrt nun einen bedeutenden Theil der Schätze, welche die kaiserliche eine kurze Zeit besessen hatte.

*) Wie bedeutend der Zuwachs gewesen ist, den die Bibliothek allein an Handschriften aus dem Vatican im J. 1797 erhalten und bis 1815 aufbewahrt hat, ersieht man aus der Recensio Manuscriptorum Codicum qui ex universa bibliotheca Vaticana selecti, jussu Pii VII Procuratoribus Gallorum traditi fuere. Lipsiae 1803.

**) Es ist von dieser in der Reise nach England 2. Th. S. 446. Nachricht gegeben.

Doch dieser Verlust kann nur dem kundigen Literator bemerklich werden. Denn noch immer ist es ein unermeßlicher literarischer Reichthum, welcher hier, aus allen Weltgegenden zusammengehäuft, zurückgeblieben ist. Was würden die alten Könige sagen — jener Johann, dessen ganze ums J. 1350 aus neun bis zehn Büchern bestehende Bibliothek noch immer als der erste Anfang der itzigen betrachtet wird; was Karl V. (1373), der sie, wie der noch vorhandene Katalog seines Kammerdieners beweiset, doch schon bis gegen tausend Stück vermehrt hatte; was würden selbst ihre nächsten Nachfolger sagen, — wenn sie itzt in diese Säle treten sollten, in welchen, nachdem die Zahl durch die Schätze der aufgehobenen oder zerstörten Klosterbibliotheken fast um das doppelte vermehrt ist, die gedruckten Werke auf viermalhunderttausend, die Handschriften auf achtzigtausend Bände berechnet werden.

In den vier Jahrhunderten, die seit ihrer ersten Gründung verflossen sind, hat die Bibliothek ihren Sitz sehr oft verändern müssen. Geraume Zeit war er selbst außer Paris; anfangs in Blois, dann in Fontainebleau; bis sie unter Heinrich IV. der Hauptstadt wiedergegeben ward, aber nach manchen Versetzungen erst im J. 1724 in dem Pallast, welchen der Kardinal Mazarin in der Rue Richelieu bewohnt hatte, ihr gegenwärtiges nicht gerade glänzendes aber doch angemeßnes Local erhielt, welches

auch vor der oft gefürchteten Feuersgefahr gesicherter ist, seit man das Opernhaus, weil in dessen Nähe der Herzog von Berry ermordet wurde, abgebrochen hat. Einen Theil des Erdgeschosses nehmen die Bureau's und Zimmer für noch nicht eingeordnete Bücher ein. Die Haupttreppe führt durch einen sehr großen in sechs kleinere, nach der Hofseite zu von drey und dreyßig hohen Fenstern erleuchtete Säle, für die wissenschaftlich geordneten gedruckten Werke. An den Wänden umher stehen sechs Fuß hohe mit Gittern verschloßne Schränke. Ueber diesen läuft die Gallerie, auf welcher man von Außen gelangt, in gleicher Richtung fort, wo gleichmäßig die Schriften in offnen Repositorien aufgestellt sind. Für die Handschriften in allen Sprachen sind vier besondre Zimmer bestimmt, unter welchen die Sammlung der orientalischen, persischen und chinesischen wohl ganz einzig in ihrer Art genannt werden mag. Hier sah ich auch die wichtigsten Manuscripte des N. Test., und glaubte im Geist zu sehen, wie emsig die Mill, Wettstein, Griesbach und so viele Andre in ihnen geforscht hatten, deren Fleiß wir nun so reiche Ausbeute zu danken haben.

Für die Anbeter Heinrich IV. sind eigenhändige Briefe desselben an die schöne Gabrielle d'Estrées kostbare Reliquien. Dem Unparteyischen sind sie nur Documente seines lockren höchst sittenlosen Privatlebens. Sie sind aus der Periode, wo er noch mit voller Liebe an ihr hing. Die Herzlichkeit, die ihm immer eigen war,

so wenig sie sich durch Treue bewährte, überwiegt seine stylistische, kalligraphische und besonders orthographische Geschicklichkeit*). Wenn gleich auch unserm großen Friedrich die letztere abging, so sind doch seine Werke ganz andre Beweise, wie hoch er nicht nur an geistiger Bildung, sondern auch dem Talent sich in einer noch dazu fremden Sprache zierlich auszudrücken, über Heinrich stand. Nicht ohne ein schmerzliches Gefühl fanden wir hier einen Theil seiner aus Sanssouci entführten Schriften, mit den scharfen Correcturen und bittern Randglossen Voltaire's. Man kennt aus den Briefen des Letzteren den Uebermuth und Hohn, mit welchem er von dem bescheidnen Auftrage des großen, mit schnöden Undank belohnten und doch immer wieder verzeihenden Monarchen, die letzte Feile an seine Arbeiten zu legen, sich auszusprechen erlaubt hat.

Mit besonderm Interesse verweilte ich noch bey dem Original des Telemach von Fenelons eigner sehr schönen Hand — gerade der Schrift, die ihn zuerst um die Gunst des Hofes brachte, die jedoch von allem was er schrieb seinen Namen wohl am längsten erhalten dürfte.

*). Ich schrieb mir den Schluß eines dieser Briefe genau ab. Er wird das obige bestätigen:

Aimes moy comme celui qui naymo ny nemera Jamais que vous.

Je bese unmylion de foy tous les petits guarsons.

Wie viele dieser petits guarsons mochten wohl dem — immer von seinen Liebschaften betrogenen — Heinrich angehören?

Wer kann übrigens diese und ähnliche Magazine aller Wissenschaften auch nur flüchtig durchwandern, ohne von dem Gedanken ergriffen zu werden, welche Unendlichkeit menschlicher Geisteskräfte erforderlich war, um auf jedem Gebiet des Wissens so viel zu wirken und zu schaffen; aber wie viel auch von dieser Saat früherer Jahrhunderte untergehn mußte, oder im Staube der Vergessenheit ruht, um besseren Erzeugnissen Platz zu machen. Sey indeß immerhin jede selbst kleine Bibliothek eben sowohl ein Archiv menschlicher Thorheit als Weisheit — selbst der Irrthum hat oft erst herrschend werden, und der Wahrheit die Bahn brechen müssen, ehe sie in vollem Glanz erscheinen konnte.

Noch andre Betrachtungen drängen sich dem Beobachter auf, wenn er zwischen den Mauern noch ungedruckter Handschriften steht. In so vielen, die noch kein Auge entziffert hat, sieht er Arbeiten und Aufgaben für Jahrhunderte. Sie öffnen die Aussicht auf Entdeckungen, an welche in diesem Augenblick noch Niemand denkt, und die doch vielleicht Aufschlüsse, besonders über die Geschichte wenig gekannter Länder und Völker geben werden, vor denen auf einmal eine Menge zuversichtlich behaupteter Hypothesen verschwinden wird.

Ob die Sanskritliteratur, die zu den neueren Richtungen der Studien unsrer Zeit gehört, und auf welche als unerschöpflichen Quell tiefer indischer Weisheit ein so hoher Werth gelegt wird, uns

wirklich tiefere Blicke in die Geheimnisse der Natur oder gar der Gottheit werde thun lassen, müssen wir erwarten. Vielleicht möchte doch aus den Schätzen arabischer und chinesischer Gelehrsamkeit, von welcher hier so viele Werke, nachdem sie Jahrhunderte ungenutzt und vergessen lagen, noch immer Bearbeiter erwarten, sichrer auf historischen Gewinn zu rechnen seyn. Die seit 1791 mit der Bibliothek verbundne Specialschule der orientalischen Sprachen, an deren Spitze der gelehrte Sylvester de Sacy steht, belebt den Eifer vieler jungen Studirenden, und das Ausland hat ihr schon die Bildung manches tüchtigen Orientalisten zu danken.

Die von mehreren Gelehrten bearbeitete eigne Geschichte dieser wahrhaft königlichen Bibliothek *), erinnert an eine Reihe sehr großer Männer, die an ihr gesammelt, sie durch Vermächtnisse bereichert, einst in ihr und für sie gearbeitet, und sich Verdienste aller Art um sie erworben haben — an Männer wie Salmasius, du Fresne, Golius, Thevenot, Mabillon, Amyot, Colbert, und wie viele andre.

*) Memoire historique sur la Bibliotheque du Roi vor dem 1sten Bande des Katalogs, und Th. N. le Prince Essai historique sur la Biblioth. du Roi. Paris 1782. Deutsch: Geschichte der Königl. Bibliothek ꝛc., aus dem Franz. von G. C. B. W(estphal). Quedlinburg 1778. Sehr viele Nachträge stehn in den Memoires de l'Academie des Inscriptions, und in Millin Magazin encyclopedique.

Den Gebrauch, welcher mit großer Liberalität dem Fremden wie dem Einheimischen verstattet wird, erleichtern die Kataloge, von denen ein großer Theil gedruckt ist *), und unter der Aufsicht und Mitwirkung der dabey angestellten Conservatoren fortgesetzt wird.

In dem Zeugniß, daß man nirgend wohlwollender empfangen, und nicht bereitwilliger mit allem wonach man frägt bekannt gemacht werden kann, als es hier der Fall ist, stimmten alle Reisende überein. Auch ich habe dieß zu rühmen Ursach. Der unlängst mit Tode abgegangene Conservateur der orientalischen Handschriften Herr Langles, ließ es an Gefälligkeit nicht fehlen, so wenig ich, in seinem Fach nicht einheimisch, Ansprüche an ihn machen konnte und mochte. Die Herren Dacier, vieljährigen Secretair der Akademie der Wissenschaften, und den Prof. Gail sah ich nur im Fluge. Vor allem fühle ich mich aber gedrungen, unserm gelehrten Landsmann Herrn Hase, dessen Verdienst um die Bibliothek selbst, wie um alle die sie benutzen wollen gleich groß und anerkannt ist, auch hier meinen Dank für alle Beweise der Gefälligkeit auszudrücken.

*) Catalogue des livres imprimés. Paris, seit 1739, 6 Bde, Fol., und Catalogus Codicum Manuscriptorum. 4 Bände, Fol. Auch über einzelne Classen der Mspte. sind Kataloge gedruckt, z. B. über die in der Sanscritsprache von Hamilton, über die Chinesische von Langles.

Einen gleichen Dank kann ich leider! nur den Manen des bereits im J. 1818 den Wissenschaften zu früh entrissenen

Aubin Louis Millin

darbringen. Er verdient um so mehr auch in dem Andenken der Deutschen fortzuleben, da er zu den Wenigen seiner Nation gehört, die unsrer Literatur, wie jedem literarischen Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Seit dem Tode Barthelemis, Verfassers der Reise des jungen Anacharsis, war er erster Aufseher des ebenfalls in dem Bibliothekgebäude befindlichen Cabinets der Alterthümer und Medaillen. So konnten wir bey dem Besuch desselben keinen lehrreicheren Führer finden, zumal da er durch den Umgang mit so vielen Fremden geübt, es so sehr verstand, einen Jeden auf das aufmerksam zu machen, wofür er am meisten Empfänglichkeit hoffen durfte. Für den Münzkenner hat die Sammlung unstreitig das höchste Interesse; daneben vieles darin auch für den Antiquar. Selbst für den weniger Unterrichteten in beyden Fächern enthält sie genug Curiositäten, um ihn einige Stunden angenehm zu beschäftigen. Die oft beschriebene, damals aus Turin entführte, ägyptisch-mythologische Isistafel, war für mich die merkwürdigste. Beschreibungen dieser und andrer trefflicher Kunstwerke, können wenig befriedigen. Ich begnüge mich auf die

Werke Montfaucons und Millins zu verweisen *).

Es waren gerade einige sehr angesehene selbst prinzliche Besucher gegenwärtig, von denen jedoch der höchst unbefangene und ungenirte Millin nur da Notiz nahm, wo sie Aufmerksamkeit und Lernbegier für seine Bemerkungen zeigten. Ich selbst habe ihn weniger mit Fragen belästigt, sondern nur als lernbegieriger Zuhörer begleitet. Ohnehin blieb für mich fast er selbst die größte Merkwürdigkeit, und das Interesse an seiner Person, hat sich sowohl durch den Besuch in seiner Wohnung und die Lesung seiner Reisen **), als durch die Geschichte seines frühern und spätern Lebens nur noch erhöhen können.

Gewiß können an rastloser Thätigkeit wenige seiner Zeitgenossen ihm gleich gesetzt werden. Der geistliche Stand und das Absingen der Horen im Kloster, wozu ihn seine Mutter, die noch bis in ihr acht und achtzigstes Jahr seinen Haushalt führte, gern bestimmt hätte, konnte diesem regen Geiste nicht genügen. Unabhängig durch ein ansehnliches Vermögen, das er von seinem in Ostindien von einer Horde von Wilden ermordeten Vater früh ererbt hatte, ergriff er zuerst

*) Montfaucon Monuments de la monarchie françoise und Millin Monuments antiques inédits 1802 — 1804. Vol. 4o., und Monuments françois.

**) Voyage dans les departements du midi d. l. France 1807. 4 Vol. 8. und die auch ins Deutsche übersetzte Voyage en Savoi, Piemont etc., pendant les années 1811 — 1813. Paris 1816.

mit großem Eifer das Studium der Naturgeschichte. Bald aber zog ihn die Beschäftigung mit den nationalen Alterthümern, dann überhaupt das Studium der Antiken, unwiderstehlich an. Selbst da, als auch ihn die Verfolgung wüthender Demagogen ins Gefängniß warf, hatte er, bey täglicher Erwartung des Todes nicht aufgehört zu arbeiten, um bis auf den letzten Augenblick nützlich zu werden. Es durfte auch das Ende der Schreckensregierung nur einen Tag später eintreten, so war er neben hunderten seiner edleren Freunden unter der Guillotine gefallen.

Man muß seine an 20,000 Bände starke Bibliothek, man muß die Portefeuilles, mehr als hundert an der Zahl, welche Kupferstiche, Karten, und die zum Theil auf seinen Reisen unter seinen Augen angefertigten Zeichnungen enthielten, gesehen haben, um sich einen Begriff von dem keinen Augenblick ruhenden eisernen Fleiß zu machen, den er darauf gewendet hatte. Nach dem Urtheil derer, die genauer damit bekannt waren, war es nur wenigen vor ihm gelungen, durch Nachforschungen, Aufwand, Correspondenz, diese nicht bloß in Frankreich, sondern vielleicht in ganz Europa einzige Sammlung zu Stande zu bringen. Sie bezog sich fast durchaus auf Geschichte, Alterthumskunde, schöne Künste, Mathematik und Diplomatik. Unzählige Gelehrte aus allen Ländern, die hier fanden, was sie wohl sonst nirgends gefunden hätten, Künstler, welche zeichneten,

junge

junge Leute, auch namentlich Deutsche, die excerpirten, haben diesen Tempel der Künste besucht, an dessen Eingang eine lateinische Inschrift den Sinn des Besitzers eben so eigenthümlich als würdig aussprach*). Alles war in der besten Ordnung; die Kataloge genau; eben dadurch der Gebrauch des Gesammelten so sehr erleichtert. Sich recht vielen nützlich zu machen, und durch seine Kenntnisse zu dienen, dieß war weit mehr sein Ziel, als durch seine Arbeiten merkantilisch zu gewinnen. Seine encyklopädischen Magazine und Annalen, die er über zwanzig Jahre unter den größten Hindernissen fortführte, kosteten ihm oft mehr als sie ihm eintrugen. Seine mythologisch-archäologischen Vorlesungen, so wie die wöchentlichen Soirées literaires in seiner Wohnung, standen allen Gebildeten offen. Auf einer langen Tafel seines Zimmers konnte man sicher darauf rechnen, das Neueste, was im Fach der Literatur und Kunst im Inlande und Auslande erschienen war, zu finden. Stets ehrte er die Wissenschaft und Gründlichkeit unsrer deutschen Gelehrten, und war im Verkehr mit ihnen eben so bereit zum Lernen als zum Belehren. Auch war lange Zeit gerade ein Deutscher, Carl Winkler, sein Hauptgehülfe.

Kein Wunder, daß sich auf seinen Reisen durch das südliche Frankreich und Italien, alle Museen,

*) Man findet sie unter den Beylagen Nr. XVI.

selbst alle Palläste einem solchen Kenner öffneten, und daß er stets mit einer großen Ausbeute von Sammlungen und Kenntnissen zurückkehrte, die er dann dem Publicum mitzutheilen sich immer beeilte.

Welchen Werth mußte nun ein — nicht ohne große Anstrengung erworbener — Besitz von literarischen und Kunstschätzen für ihn haben, und wie natürlich war es, daß er, besonders als einzelner Mann, mit wahrhaft leidenschaftlicher Liebe an ihnen hing. Und doch sollte er in der letzten Periode seines Lebens gerade von dieser Seite eine der bittersten Erfahrungen machen. Während er im J. 1812, in dem Anschauen der herrlichen Ueberreste des Alterthums in Italien, sich höchst glücklich fühlte, und schon darauf dachte, wie er die neuen Eroberungen den früheren zuordnen wollte, erhielt er die Nachricht, daß Feuer in seiner Wohnung ausgekommen, und einen bedeutenden Theil seiner Bücher und Mappen, selbst angefangene Manuscripte, zerstört; und die schrecklichere, — daß sein eigner Diener, Mention, den er als Knabe erzogen, aber dießmal als zu wenig brauchbar zurückgelassen hatte, selbst das Feuer angelegt, die Zimmer verschlossen, und sich dann — doch wohl wahrscheinlich in einer Anwandlung von Wahnsinn — das Leben genommen habe. Wenn man die Trauerberichte darüber nicht ohne innige Theilnahme lesen kann, so verwandelt sie sich bald in hohe Achtung gegen den Charakter des Mannes, der einen solchen unersetzlichen Ver-

lust mit der Ruhe eines wahren Weisen zu ertragen gewußt hat *). Sein Eifer, das Verlorne möglichst zu ersetzen, aufs neue zu sammeln und als Schriftsteller zu nützen, war zwar dadurch verdoppelt, doch sollte er nur fünf Jahre dieses harte Schicksal überleben.

Man erstaunt bey dem Ueberblick seiner Schriften, wie viel er in einer Reihe von drey Decennien geleistet hat. Gern hätte er noch in einem großen Werk die Resultate seiner Reisen mitgetheilt. Als er jedoch die Annäherung seines Todes merkte, blieb er ruhig und ergeben. „Ich hätte wohl gewünscht — sagte er einem Freunde — noch mehr Gutes zu thun. Allein der Wille Gottes geschehe! Ich habe neun und funfzig Jahre sehr glücklich gelebt. Es wäre Undank

*) „Ich würde, schrieb er an seine Freunde, nicht verdienen Bücher zu besitzen, wenn sie mich nicht gelehrt hätten, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Wer sich über den Verlust lebloser Gegenstände einem ausschweifenden Schmerz überläßt — was soll er thun, wenn theure Verwandte und Freunde ihn verlassen? Jeder ist dem Unglück einen Tribut schuldig. Auch ich muß ihn, nachdem mich die Freundschaft und die Musen mit so viel Glückseligkeit überhäuft haben, so gut wie Andre bezahlen. Auch den überglücklichen Tyrannen von Syrakus Polykrates mußte doch endlich ein Unglück betreffen. Vor meinem Verlust hielt ich mich reicher als ihn; glücklicher als er war ich gewiß.“ Noch setzt er hinzu: „Hätte der unglückliche Mention nicht die Strafe an sich selbst vollzogen, welche Verlegenheit für mich! Er hat mir doch die entsetzliche Nothwendigkeit erspart, ihn selbst dem Blutgericht zu überliefern.“

gegen ihn, wenn ich mich über seinen Rathschluß beklagte." In eben diesem Geist war sein Testament geschrieben. Im Eingang sagt er: „Ich habe stets als Franzose gelebt, und sterbe als solcher, doch ohne irgend einen Menschen zu hassen. Am meisten bedaure ich alle die, welche die Vernunft zu Rückschritten bringen wollen. Ich habe keinen Menschen je wissentlich wehe gethan. Sollte ich dennoch Jemand beleidigt haben, so bitte ich mir die Verirrung meines Geistes zu verzeihen."

Doch genug von diesem so ehrenwerthen Zeitgenossen! Unser Böttticher, der im Reichthum der Kenntnisse, literarischer Thätigkeit und Gefälligkeit ihm so ähnlich, an tiefer philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit so entschieden überlegen ist, hat ihm mehr als ein würdiges Denkmal gestiftet *). Er selbst möge nun, bey gestärkter Kraft, sich noch weit länger als Millin des Danks so vieler Reisenden zu erfreuen haben, denen auch er in vielbesuchten Vorlesungen die Geheimnisse des Alterthums enthüllt, oder bey dem Anschauen der Dresdner Kunstwerke, was sie dunkel fühlen, zum Bewußtseyn zu bringen versteht.

*) Man findet seine Aufsätze gesammelt im Vierten Band der Zeitgenossen. Voran geht die aus den Annales encyclopédiques (Novbr. 1825) entlehnte Lebensbeschreibung Millins, geschrieben von einem Deutschen in Paris K. M. Kraft, übers. von Methusalem Müller. Eben daselbst findet man auch S. 80. das vollständige Register seiner Schriften. Die erste erschien 1785; die letzte 1817.

Von der bereits oben gerühmten Gefälligkeit gegen Fremde, machte ich an einem andern Tage eine Erfahrung mehr. In einem Halbgeschoß (Entresol) des Bibliothekgebäudes befindet sich auch das Kabinet der Kupferstiche; eine unschätzbare Sammlung, welche von einem sehr verdienten Aufseher Herrn Joly in 5500 Bänden oder Mappen, nach der Idee unsers Landsmanns des Herrn v. Heineke*) in ein und zwanzig Classen geordnet, zufolge der neuesten Angabe aus 120,000 Blättern besteht.

Da die Bibliothek, so wie alle dazu gehörigen Institute, vom 1sten September bis zum 15ten October geschlossen ist, so ward ich, da ich den Termin verfehlt hatte, von dem Thürwärter mit der Erklärung abgewiesen, daß es unmöglich sey eingelassen zu werden. Kaum aber war ich die Treppe herab, als ich eiligst zurückgerufen, von dem Aufseher mit vielen Entschuldigungen empfangen und versichert ward, daß Fremde, die einen kurzen Aufenthalt in Paris machten, nicht so streng an die Zeit gebunden werden könnten. Fast wollte es mich gereuen, die Ruhe des so sehr gütigen Mannes, die jedem Herumführer bey einem so mühsamen Geschäft

*) C. H. von Heineke Churfächs. Geheimderath, Verfasser der Galerie royale de Dresden. II Vol. Fol., und der Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Leipzig 1768.

wohl von Zeit zu Zeit zu gönnen ist, gestört zu haben, zumal die unendliche Menge dessen was hier hätte gesehen werden können, nicht flüchtige Stunden sondern Monate und Jahre erfordert, und durch die Eile selbst an Genuß verliert. Die sehr beschränkte Zeit reichte kaum zu mit der trefflichen Anordnung bekannt zu werden, und ich beschränkte mich auf einige der seltensten Werke der Kunst, in denen ich ihre höchste Vollendung zu sehen glaubte. Daß ich nur Liebhaber nicht Kenner sey, mußte der wackere Führer wohl wahrnehmen. Aber er ließ sich gern herab, und verzieh wenn dem Auge manches prachtvolle Kupfer der englischen Schule besser gefiel, als die für den Kenner unstreitig höheren Leistungen des französischen Grabstichels.

Ich zweifle, wenn ich mir überhaupt ein Urtheil darüber anmaßen darf, daß es für das Studium der Geschichte der Zeichen- und Kupferstecherkunst einen lehrreicheren Aufenthalt geben könne, da dem Besuchenden nicht nur verstattet ist, in einem Nebenzimmer des großen Saals die Kupferwerke und einzelnen Kupfer zu besehen, sondern auch für eigne Zwecke zu benutzen, wozu, damit keine Beschädigung entstehe, Rahmen und Glas in Bereitschaft stehen, um die zum Copiren geforderten Blätter darunter zu legen.

Ausflug
nach
St. Cloud — Malmaison — Marly — Lucienne — St. Germain en Laye.

Was uns nach jenen Sitzen alter und neuer Herrlichkeit hinzog — es war nicht die Neigung Paläste zu sehen, deren sich doch immer wiederholende Pracht das Auge so bald ermüdet; es war vielmehr der Wunsch, die schöne Natur zu genießen, welche sie umgiebt, daneben auch von Orten, die noch in unsrer Zeit von irgend einer Seite geschichtlich wichtig geworden sind, ein deutlicheres Bild zu erhalten. Auch reichte, da sie im Bezirk weniger Stunden liegen, ein Tag vollkommen hin, um jene Zwecke zu erreichen.

Wir fingen mit St. Cloud an. Der herrliche Park, der in seinen Vertiefungen an der Seine hinläuft, mit seiner reichen Vegetation, mit seinen weiten Aussichten hinter den durchhauenen Gängen, seine Wasserkünste und Springbrunnen, die an gewissen Tagen spielen, dieß alles lockt besonders am Sonntag eine große Menge von Menschen herbey. Da dießmal gerade die fête de St. Cloud, dergleichen fast jeder Ort feyert, einfiel, so war am Morgen und Abend die Straße von Paris mit Fußgängern und Wagen, auf denen die Menschen kaum Platz, vor denen die unglücklichen Pferde kaum noch den letzten Athem hatten, bedeckt; und als wir auch den Rückweg über St. Cloud nahmen,

war die Masse so angewachsen, daß es äußerst schwer hielt, einen kleinen Raum für ein spärliches Abendbrodt zu finden. Das Schloß war im Anfang der Revolution der Sitz des Senats und des Raths der Fünfhundert. Von den Beschädigungen, die es während dieser Zeit erlitten hatte, wieder hergestellt, ward es eine Zeit lang der Sitz der Consularregierung. Es imponirt durch eine lange und schöne Façade. Wir begnügten uns mit dem Aeußeren, und verweilten nur an der Stelle, wo im Jahr 1801 am 9. November ein zweyter Cromwell mit den Bajonetten seiner Soldaten die Repräsentanten der Nation aus einander trieb, und von diesem Augenblick an mit Riesenschritten bis zum Kaiserthron gelangte.

Ein der Verfolgung Clotars entgangner Prinz Clotoald oder Cloud, der hier ums Jahr 550 als Eremit gelebt, und sich eine Stelle unter den Heiligen durch Wunder auf seinem Grabe erworben haben soll, wird als der Gründer des Orts genannt, wovon sich der Name erklärt. Lange Zeit verschwindet es aus der Geschichte. Erst im J. 1550 bewohnte hier der König Heinrich III. ein kleines Schloß, und fand in St. Cloud seinen Tod unter den Händen des Meuchelmörders Clement. Unter Ludwig dem Vierzehnten beginnt der Ausbau mit königlicher Pracht, und die Anlagen der Gärten und des Parks gelten für das Meisterstück des berühmten Gartenkünstler Lenotre. Es wird bald darauf Residenz und Eigenthum seines

Bruders Philipp I. von Orleans, Vaters des berüchtigten Regenten, und Gemahls der Kurprinzessin von der Pfalz, Charlotte Elisabeth *).

Diese Frau von echtem Schrot und Korn, an welche mich eben dieses Schloß, wo sie größtentheils gelebt hatte, so lebhaft erinnerte, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß es mir wohl die Leser danken, wenn ich einen Augenblick bey ihr verweile. Sie stand, wie der neueste Herausgeber ihres Lebens und ihrer Briefe sehr wahr bemerkt, „als kräftigster Gegensatz wahrhaft altdeutscher Einfachheit, Treue, Redlichkeit, Tüchtigkeit einem Hofe gegenüber, wo Glanz, Ueppigkeit, Etiquette, Galanterie und unbegränzter Intriguengeist, und eine fast systematisch ausgebildete Frivolität neben der Scheinheiligkeit, den höchsten Grad erreicht hatte.“ Mitten im Rausch und Strudel jenes sybaritischen Hoflebens, wußte sie sich eine seltene

*) Zur Verdeutlichung der Verwandtschaft für solche, denen die Geschichte jener Zeit weniger bekannt ist, mag hier folgende genealogische Uebersicht folgen:

Ludwig XIV. König von Frankreich (von 1651—1715). Dessen Bruder Philipp I. Herzog von Orleans, (geb. 1640, gest. 1701); dessen 2te Gemahlin die obige Charlotte Elisabeth, Prinzessin von der Pfalz, (vermählt 1671); deren Sohn, Regent von Frankreich nach Ludwig XIV. Tode, während der Minderjährigkeit Ludwig XV. (geb. 1701, gest. 1723.) — Ihr Urenkel war Ludwig Philipp (geb. 1714, guillotinirt als Philipp Egalité 1793). Er war der Schwager der Prinzessin Lamballe. (S. ob. S. 204.)

Selbstständigkeit und Sittlichkeit des Charakters zu erhalten. Auch konnte sie ihr Vaterland nie vergessen, und sehnte sich oft an den flachen Ufern der Seine in das reizende Neckarthal zurück. Sie hatte die Hälfte ihrer Zeit mit Schreiben einer unendlichen Menge von Briefen an ihre Verwandten und Freunde in Deutschland zugebracht. Eben daher erneuerte mir der Ort, wo die meisten geschrieben waren, den Eindruck, welchen das, was davon durch den Druck bekannt geworden ist, auf mich gemacht hatte *). Ich kenne kaum etwas dieser Art, worin das Leben der Großen jener Zeit mit so viel Wahrheit aufgefaßt, alles, was die Schreiberin von den Hauptpersonen selbst gesehn und gehört hat, mit so naiver Derbheit dargestellt, den Geheimnissen des Privatlebens der Hauptpersonen so schonungslos jeder Schleyer abgerissen wäre als in diesen Briefen. Wider die Sitte der damals ganz französisch gewor-

*) Die erste Sammlung ist 1789 zu Straßburg, (eigentlich Braunschweig) erschienen. Die zweyte unter dem Titel: Bekenntnisse der Prinzessin von Orleans aus ihren Originalbriefen, Danzig (eigentlich Hannov.) 1791. Diese Sammlungen nebst mehreren andern französischen Werken jener Zeit, sind benutzt in dem „Leben und Charakter der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, nebst einem (recht zweckmäßigen) Auszuge des Denkwürdigsten aus ihren Briefen," vom Professor Jul. Schütz. Leipz. 1820. Wer historische Charakteristik liebt, wem es um eine richtige Kenntniß des französischen Hofes unter Ludwig XIV. zu thun ist, der wird hier sichrer finden was er sucht, als in den Schriften aller Lobredner seines Jahrhunderts.

denen großen Welt, schreibt sie an Deutsche am liebsten in deutscher Sprache. Sie tragen daher zugleich den Charakter der dürftigen Bildung jener Zeit. Wenn man oft durch den gänzlichen Mangel an Zartheit und Geschmack verletzt wird, wenn an dessen Stelle eine Gemeinheit tritt, wobey man, fast seinen Augen nicht trauend, kaum begreift, wie königliche Hoheiten sich in den Mittheilungen über ihre Persönlichkeiten so gar nichts übel nehmen konnten, so ist doch selbst da, wo die Sprache fast an Schmuz gränzt, keine Spur von absichtlicher Unsittlichkeit. Auch hat sie dieser Vorwurf nie getroffen. Es hat alles das Gepräge eines persönlich sittlichen und geraden Sinnes, der zwar menschliche Schwachheit von entschiedener Verderbniß zu unterscheiden weiß, aber den keine Größe blenden kann, um das Schlechte gut zu nennen, und dem Laster das Wort zu reden *). Mag hie und da die historische Wahrheit unter dem Geträtsch, das wie die Leichtgläubigkeit an Höfen zu Hause ist, gelitten haben, schwerlich dürften doch andre Memoiren aus jener Zeit an Wahrheit und Zuverlässigkeit diesen Briefen gleichzustellen seyn.

Es war Ludwigs nie befriedigter Ehrgeiz, der die in ihren Folgen so unglückliche Verbindung seines

*) Eine Probe des Styls sowohl als der eigenthümlichen Art, Charaktere aufzufassen und zu würdigen, giebt in Nr. XVII. der Beylagen die Charakteristik der Valliere.

Bruders mit einer pfälzischen Prinzessin stiftete, um, da das pfälzische Kurhaus auf schwachen Füßen stand, es dem Hause Orleans als Erbschaft zu erwerben. Unstreitig hätte eine so tüchtige Natur auf vaterländischem Boden eine noch ganz andre Ausbildung gewonnen, hätte sich auch wohl weniger an das Schlechte in der täglichen Umgebung so bald gewöhnt, als es in jenem ungesunden Klima, in das sie durch die Politik versetzt ward, möglich war. Wäre dieser unselige Ehebund, dessen Opfer Charlotte werden mußte *), nicht geschlossen, so wäre sie vielleicht an einen weit kleineren Fürsten vermählt, aber sie hätte auch nicht das Unglück gehabt, in dem Regenten einen Sohn zu gebähren, den trotz nicht gemeiner Anlagen gut und groß zu werden, doch die Geschichte in der Gräuelhaftigkeit seines Lebens nur den Tiberen und Neronen zu vergleichen weiß. Wäre einem Orleans keine Pfälzerin zu Theil geworden, so wäre nichts geschehen von den empörenden Grausamkeiten, welche die Franzosen in den blutigen Kriegsjahren seit 1689 unter Anführung des Mordbrenners Melac verübten, und im Namen des allerchristlichsten Königs, an vierzig blühende Städte plünderten, zum Theil bis auf den

*) „Hätte mich — schreibt sie — mein Vater so sehr geliebt, als ich ihn, so hätte er mich nicht in ein so gefährliches Land geschickt, wohin ich wider Willen aus purem Gehorsam gegangen bin. Wie ich nach St. Germain kam, war mir, als wär ich vom Himmel gefallen.“

Grund abbrannten; so wäre in Paris darüber kein Te Deum gesungen, während sie, die unschuldige Ursach dieser Verwüstungen, „auf ihrem Lager, wie sie schreibt, auf Kohlen lag und von den schrecklichsten Träumen gemartert ward.“ Die große Ruine von Heidelbergs Veste stünde nicht fortdauernd da als das Denkmal eines Krieges, in dem alle Furien der Hölle losgelassen zu seyn schienen. Doch — auch das alles hat in dem Plan des Unerforschlichen gelegen, und so — die Hand auf den Mund!

La Malmaison, vielleicht so genannt von dem undankbaren Boden, der es umgiebt, wurde im Jahr 1793 von einer reichen Amerikanerin, Josephine Tascher de la Pagerie, als ein angenehm gelegner aber noch nicht bedeutender Landsitz gekauft, aber mit jedem Jahr in Gebäuden, Gärten und andren Anlagen erweitert und verschönert. Auch nach ihrer Verbindung mit dem General Buonaparte war es häufig von Beyden bewohnt, und als dieser, je höher er stieg, desto öfter in Stille und Zurückgezogenheit, fast als Privatmann zu leben vorzog, schien es auch für ihn beynah ein Lieblingsaufenthalt geworden zu seyn. Hierdurch gewann es auch für uns, in Betracht der Höhe auf der er damals stand, Interesse; und da der Hof in Paris war, so fanden wir keine Schwierigkeit, sowohl die unteren dem alten Gebäude erst angebauten Colonaden, Gallerien und Säle, als in

dem oberen Stockwerk die Wohnzimmer zu sehen; in diesen die Handbibliothek, das reiche und geschmackvolle Mobiliar, wozu auch die prächtigen Berliner Porzellanvasen gehörten, die während der friedlichen Verhältnisse von Berlin an Josephinen übersandt waren; das große Gardinenbett, in welchem stets das Kaiserpaar ungetrennt schlief; die Elite von Gemählden und Portraiten, unter denen sich auch das Bildniß unsres von Napoleon stets bewunderten Friedrichs befand. In den Gärten und Treibhäusern erkannte man die Vorliebe der hohen Besitzerin für die Naturwissenschaft. Sie waren mit den ausgesuchtesten Gewächsen angefüllt und ein Gegenstand ihrer eignen sorgsamen Pflege. Die Menagerie war noch nicht zahlreich; doch sahen wir einige seltne Thiergattungen. Ein zufällig verwundeter sehr artiger Affe rührte uns durch sein zutrauliches Wesen, womit er uns nach der Hand griff und sie, als sollte sie ihn heilen, auf seine Wunde legte. „Die Kaiserin — sagte der Herumführer — liebt das arme Geschöpf so sehr. Ach! sie ist so gut, so mild, so sanft auch gegen die Thiere, wie gegen die Menschen, und möchte alle Wunden heilen.“ — Darüber war überhaupt nur eine Stimme. Manche Franzosen nannten sie Napoleons Stern.

Wer hätte damals geglaubt, daß in diesem Malmaison nach sieben Jahren die verbündeten Monarchen erscheinen und der verstoßenen Jose-

phine, die sich seit ihrer würdig ertragenen Scheidung in die Einsamkeit vergraben und nun noch freyer im Genuß der Natur und des Wohlthuns gelebt hatte, ihre Achtung bezeugen würden. Wer hätte ahnden können, daß dieses Malmaison nach Napoleons Flucht von Belle-Alliance sein letzter Aufenthalt seyn; daß gerade der Ort, wo er vielleicht seine glücklichsten Stunden, im Anschaun dessen was ihm gelungen war verlebt hatte, Zeuge werden sollte, wie er in der unglücklichsten Stimmung am 29. Junius, von einem unaufhaltsamen Verhängniß getrieben, nach Rochefort abreiste, um Frankreich nie wieder zu sehen.

Josephine starb hier im J. 1814, und so ward ihr der Schmerz erspart, zu erleben, wie Engländer und Russen ein Jahr später ihr Elysium zerstörten.

Wir nahmen zunächst unsern Weg nach Marly. Vormals war es in der schönen Jahreszeit der Aufenthalt eines glänzenden Hofes, umgeben mit allen Reizen der Natur und der Kunst; itzt ein zerfallendes Schloß, ein schlecht unterhaltener Garten und Park mit verwitterten Statuen; nichts mehr von der alten Herrlichkeit, von der Delisles in seinem vielbewunderten Gedicht les Jardins gesungen hatte:

Chaque forest est un temple, chaque marbre est un Dieu.

Unbesehen blieb denn auch die weltberühmte Wassermaschine von Marly nicht; jenes Denkmal des Eigensinns und Uebermuths des großen

Ludwigs, der, was auch die Verständigen dagegen sagen mochten, für seine neuen Lustschlösser Orte wählte, die, um nicht eines der ersten Bedürfnisse zu entbehren, einen Aufwand von Millionen nöthig machten. Um den Mechanismus zu begreifen, muß man mit dem Auge des Hydraulikers und Hydrostaten das ungeheure Räderwerk betrachten, welches das Wasser der Seine an 600 Fuß in den obersten Thurm treibt. Auf der Höhe desselben ist das große bleyerne Wasserbehältniß, von welchem der prächtige 330 Klafter lange, von 36 Arkaden getragene Aquäduct anfing, der die am Ende desselben liegenden Röhren versorgte, durch welche dann den Lustschlössern von Marly und Versailles aller Wasserbedarf zugeführt ward. Nur noch ein Theil der Maschine war in voller Arbeit. Dennoch klagte man über die schweren Kosten, die jährlich daran gewendet werden müssen, ob man wohl den schwerfälligen Mechanismus möglichst zu vereinfachen gesucht hat, um das Ganze in einem erträglichen Gange zu erhalten.

Unser Begleiter machte uns im Vorbeyfahren auf ein reizend gelegnes Landhaus aufmerksam, das von dem nahgelegenen Dorfe den Namen des Pavillon de Lucienne erhalten hat, und von Ludwig XV. der letzten seiner Maitressen du Barry erbaut war. Auch nach ihrer Verbannung vom Hofe hatte sie dieses prächtige Landhaus bewohnt. Von hier ward sie, die

von

von einer gemeinen Buhldirne zur Beherrscherin des Königs von Frankreich erhoben, so lange das Aergerniß des Landes und Auslandes gewesen war, in der Schreckenszeit abgeholt, um den mit phantastischer Pracht überladnen Aufenthalt, mit einem grauenvollen Kerker zu vertauschen. Als die Revolution ausbrach, suchte sie in England Sicherheit, aber eine unbegreifliche Verblendung hatte sie nach Frankreich zurückgetrieben, um ihr schlecht erworbenes Eigenthum zu retten. Wenige sind so unbeklagt, so bald ihr Beschützer die Augen schloß, vom Hofe verwiesen; wenige unter solchem Fluch des Volks zum Richtplatz geführt; aber eben so wenige haben die strafende Nemesis so schrecklich empfunden und so feig ertragen, als diese du Barry. Wenn selbst Marie Antoinette ergeben in das Unvermeidliche, auf dem Blutgerüst nur noch einen wehmüthigen Blick auf die Tuilerien warf; wenn die Prinzessin Elisabeth, die tugendhafte Schwester Ludwigs, mit der Ruhe einer Heiligen am Fuße desselben wartend stand, bis fünf und zwanzig Andre vor ihr hingerichtet waren; wenn Charlotte Corday mit dem Muth einer Heldin sich noch sterbend freute, das Vaterland von einem Tyrannen befreyt zu haben; wenn sich so viele junge Weiber, so viele aufblühende Töchter durch die bewundernswürdigste Fassung auszeichneten; wenn die vierzehn jungen Mädchen aus Verdun, die man, weil sie auf einem Balle den die Preußen gaben getanzt hatten, auf das Schaffot führte, sich wie

zu einem Fest geschmückte Bräute noch einmal umarmten, und dann ohne Klaggeschrey dem Henker hingaben; — so gab dagegen diese du Barry dem Volk desto mehr das Schauspiel einer zu jener Zeit seltnen Zaghaftigkeit. „Auf ihrem Wege zum Richtplatz schien sie — so erzählt Miß Williams — fast schon todt und lehnte ihren Kopf auf die Schulter des Henkers. Als sie den Platz erreicht hatte, regte der Anblick der Werkzeuge des Todes ihre gesunkenen Geister zum schrecklichsten Kampf der Natur auf. Sie zerriß die Luft mit ihrem Geschrey; sie blieb taub gegen die Vorstellungen Noels, eines Deputirten der Gironde, der mit ihr hingerichtet werden sollte, sich wie er zu ergeben. Ihr convulsivischer Zustand gab ihr außerordentliche Kräfte. Sie rang mit ihren Henkern, und ward erst nach einem langen Handgemenge gezwungen, sich dem tödtlichen Streich zu unterwerfen, der ihrer wüthenden Verzweiflung ein Ende machte."

So endete die Frau, die einst den Gesandten der ersten Mächte Audienzen gab; um deren Gunst die Aiguillons buhlten; vor der sich die Minister beugten, indeß die Töchter des Königs sich zurückgesetzt sehen mußten; von der sich sogar in Paris alle Gesellschaften erzählt hatten, wie sie in Gegenwart des Königs aus dem Bette steigend, sich die Pantoffeln von zwey Prälaten habe reichen lassen, dem päpstlichen Nuntius und dem Großallmosenier von Frankreich.

Wir eilten nach dem sehr nahe gelegenen St. Germain en Laye. Die kleine stille Stadt vereinigte so manches Sehenswerthe; die herrlichste Lage, das alte Schloß, und das gerade damals so berühmte Erziehungsinstitut der Mad. Campan.

Keinen Ort liebten die vormaligen Könige so sehr, in keinem ihrer Schlösser lebten und wohnten sie so oft als hier. Große Staatsverhandlungen sind gerade in diesen Mauern zu Stande gebracht. Es war selbst die Geburtsstätte mehrerer Regenten, Heinrich des II., Carl des IX., selbst Ludwig des XIV. Als es die Könige verließen, ward es häufig der Aufenthalt ihrer Gäste. Hier endete auch der aus England vertriebene Jakob II. seine Tage.

Welche Lage hätte es aber auch mehr verdient, in den schönsten Monaten des Jahres mit Paris vertauscht zu werden? Sie vereinigt alles was das Auge nah und fern entzücken kann, man mag nun auf den oberen Gallerien des Schlosses oder auf der berühmten Terrasse — vielleicht einer der größten die es giebt — umherblicken. Auf der einen Seite hat man die dunklen Schattirungen des großen Parks mit seinen ehrwürdigen Bäumen, auf der andern die heitern unübersehbaren Ebenen, wo man, den Lauf der Seine in die weiteste Ferne verfolgend, auf dem fruchtbarsten Boden zahllose Schlösser, Landhäuser, Dörfer und Städte zu seinen Füßen sieht. Selbst die reine

Luft, die man hier vorzugsweise einathmen soll, erhöht den Reiz der Lage. Man begreift es nicht, wie Ludwig XIV. der wohl Sinn für das Große und Schöne auch in der Natur hatte, dennoch den Entschluß fassen konnte, an Versailles unendliche Summen zu verschwenden, statt hier an die Stelle des uralten durch stetes Anflicken und Bessern zur unregelmäßigen Form entstellten Schlosses (wie sie die Titelvignette darstellt) ein von Grund aus neues aufzuführen, wo die Architektur, unterstützt von der einzig schönen, durch alle Kunstanlagen Lenotres nicht zu ersetzende Natur, ihren höchsten Triumph hätte feyern können. Aber wie leicht werden die Herrscher des Alten müde! Sie wollen lieber Schaffen als des Vorhandenen ruhig genießen; sie wollen, der einfachen Natur müde, sie lieber nach ihren Einfällen durch lächerliche Spielereyen verkünsteln. Was sie dann während des Entstehens oft Tag und Nacht beschäftigt hat, ist, wenn es vollendet dasteht, nur zu bald wieder vergessen.

Fast klingt es übrigens wie Spott, was man jedoch einstimmig erzählt, daß es die Thürme von St. Denys waren, die dem Könige den Aufenthalt, wo sich vordem so viele seiner Vorgänger, namentlich Heinrich der IV., so glücklich gefühlt hatten, verleideten, und so der Plan in ihm reifte, einem platten sumpfigen Boden, alles was ihm die Natur versagt hatte, mit unermeßlichen Kosten abzugewinnen. Allerdings hat

man auf den schönsten Standpunct von St. Germain das große Mausoleum der in Staub zerfallenen Dynastieen stets im Auge; und da die Könige weit sichrer als die Privatpersonen wissen können, wo ihre letzte Stätte seyn werde — sollte ihr Leben auch in noch so großer Entfernung enden — so konnte auch der, dem seine Schmeichler unablässig vorsagten und vorsangen, daß er der größte Mensch seines Jahrhunderts sey, nicht zweifeln, daß die Zeit kommen müsse, wo von allen diesen vergötternden Gesängen nur das dumpfe Requiem in jenem St. Denys als Nachklang übrig bleiben werde. Sollte aber Ludwig den Tod so sehr gefürchtet haben? Er starb doch mit großer Fassung; und da in seiner Familie Todesfall auf Todesfall folgte, so konnte er ohnehin der Erinnerung daran nirgend entgehen.

Was mir am meisten anlag, — die Bekanntschaft der Mad. Campan und ihrer Erziehungsanstalt zu machen, — gelang mir nicht. Ein junges Fräulein empfing mich zwar artig genug am Eingang, versicherte aber, die Vorsteherin sey itzt nicht sichtbar, überhaupt nur der Vormittag für Besuchende bestimmt. Da mein Gefährte eben kein Lobredner des Instituts war, so tröstete ich mich leichter. Seit ich aber die Schriften dieser geistvollen Frau gelesen, und ihre Anstalten, auf die ich weiter unten zurückkommen werde, näher kennen gelernt habe, bedaure ich die Entbehrung weit mehr, als den vergeblichen Besuch bey Frau von Genlis, die, weil sie eben an einer

neuen Schrift arbeitete, durchaus nicht besucht, wenigstens erst durch ein Anmeldungsschreiben um die rechte Stunde befragt seyn wollte.

Der weite Weg nach dem Arsenal, worin sie freye Wohnung erhalten hatte, und der vor dem Platz wo die Bastille stand vorbey führte, gereute mich indeß weniger, da ich noch Zeit gewann, mich auf diesen itzt ganz öden Räumen zu ergehen, wo einst die Stürme der Revolution zuerst gewüthet hatten. Keine Spur des alten einst so furchtbar gewordnen Schlosses war übrig. Auch suchte ich vergebens irgend ein Erinnerungszeichen an den 14. Julius 1789, den Tag der Zerstörung. Nur geebnet war der Boden, unter dem vormals so manches Opfer der Politik in düstern Gewölben geschmachtet hatte, wiewohl auch so manche schwere Schuld gebüßt seyn mochte. Aber — dacht ich — dieß waren einzelne Justizmorde und Mißbräuche der Gewalt. Als man die Bastille erstürmt hatte, fand man doch nur eine sehr kleine Zahl von Gefangenen, wo man Hunderte erwartet hatte. Was war dieß gegen die Tyranney, die wenige Jahre darauf Tausende ohne Urtheil und Recht zur Schlachtbank führen ließ? Alle Könige Frankreichs zusammen hatten nicht so viel Unschuldige hier eingekerkert, als die Königsmörder, — die Herolde der Freyheit und Gleichheit — in einem Jahr gemordet haben.

Erneuerte und neue Bekanntschaften.

Der Graf Gustav von Schlaberndorf.

Es waren zwey und dreyßig Jahr verflossen, seit ich diesen in vielem Betracht höchst merkwürdigen Mann zum ersten Mal in Magdeburg sah. Die Erneuerung der Bekanntschaft in Paris, gehört zu den angenehmsten Begegnissen meines dortigen Aufenthalts.

Da diese Schrift Beobachtungen eines Zeitraumes von funfzig Jahren zu umfassen bestimmt ist, so benutze ich den Anlaß, hier in eine frühere Vergangenheit zurückzugehen, an welche sich Erinnerungen knüpfen, die mit den schönsten Stunden meines Lebens, ich darf hinzusetzen, auch des Lebens mehrerer meiner älteren Zeitgenossen, sehr genau zusammen hängen.

Seit dem Jahre 1760 hatte sich in Magdeburg ein anfangs sehr enger Kreis von Freunden gebildet, welche an bestimmten Tagen zusammen kamen, um das ausgezeichnete Neue der inländischen und ausländischen Literatur, so wie das Beste der Vorzeit gemeinschaftlich zu lesen. Der gewöhnliche Versammlungsort war der Garten Bachmanns, eines sehr reichen, von Sulzer erzogenen, dabey ungemein kenntnißreichen, sprachkundigen Kaufmanns, den späterhin sein Geschäft nach Petersburg führte, wo er nicht glücklich geendet hat. Bald kamen die Freunde

auch mit andern, theils einheimischen theils auswärtigen Gelehrten, namentlich mit Gleim dem Dichter in Verbindung. Dieß gab im J. 1764 die Veranlassung, daß dessen Freund Klopstock, der schon damals auf der Höhe seines Ruhms stand, und mit dem eine neue Aera der deutschen Poesie zu beginnen schien, auf mehrere Wochen nach Magdeburg kam. Er wohnte im Bachmannschen Garten, arbeitete oder feilte doch an mehreren Episoden seines Messias, namentlich der vielleicht schönsten von allen, dem Abbadonna, und bereitete oft durch mündliche Mittheilung dem horchenden Kreise den höchsten Genuß. Zu diesem Kreise gehörte gleich anfangs ein junger Rechtsgelehrter Fr. von Köpken, der, nachdem aus jenem Verein eine feste sich jeden Mittwoch versammelnde Gesellschaft entstanden war, bis an das Ende seines Lebens ihr Haupterhalter und fleißigster Besucher geblieben ist.

Die Stiftung fiel in die Jugendzeit unsrer Literatur. Erst seit ein Paar Decennien hatte die deutsche Muse gewagt, besonders mit der brittischen in die Schranken zu treten. Was im Vaterlande Sinn für das Schöne hatte, wurde vom Enthusiasmus für ihre neuesten Erzeugnisse ergriffen, stolz auf Männer, die sich nun bald als Lehrer und Muster eines veredelten Geschmacks mit dem Auslande messen konnten. Wenn eine neue Ode von Klopstock oder Ramler, ein neues Kriegslied von Gleim, eine Erzählung von Wieland, ein Schauspiel von E. Schlegel oder

Lessing angekommen und vorgelesen ward, hing alles mit Entzücken an den Lippen des Rhapsoden. Die Gesellschaft der Musenfreunde erweiterte sich mit jedem Jahr; die Mittheilungen wurden vielseitiger, besonders durch den Zutritt einiger sehr gebildeten Geistlichen, wie Sack (den nachmaligen Bischof), Pazke, Sturm; tüchtiger Schulmänner, wie Goldhagen, Funk, Rötger, Resewitz, Schummel, Lorenz, Gurlitt, Koch; von Rechtsgelehrten und Aerzten, wie Vangerow, Delbrück, Voigtel und mehreren Andern der Würdigsten Magdeburgs, die alle gern von ihren Geschäften bey den Musen ausruhten. Die Politik hatte sich noch nicht wie späterhin fast allein, des Gesprächs bemächtigt; die ästhetischen Schulen standen sich, da die Gottschedische Periode vorüber war, weniger schroff entgegen; die Kritik war zwar streng, jedoch mehr geistvoll als bitter. Man mochte sich lieber des Schönen freuen, als an jedem einzelnen Zuge kritteln. Alles Spiel, so oft der Tod der Geselligkeit, war verbannt, aber jeder fühlte sich, wenn er diesen Zirkel verließ, erheitert; jeder kehrte wie erfrischt zu den Geschäften des Berufs zurück.

Der Hofrath v. Köpken, obwohl bald ein vielbeschäftigter praktischer Jurist, blieb ununterbrochen die Seele der Gesellschaft. Seine Neigung, besonders für die redenden Künste, vorzüglich die Poesie, erhielt sich bis in sein Alter in jugendlicher Stärke. Dachte er gleich viel zu bescheiden, um sich der Reihe unsrer großen

Dichter, von deren Liebe und Bewunderung seine Seele erfüllt war, anschließen zu wollen, so blieb er doch in der Stille, mit priesterlicher Treue Pfleger des Heiligthums der Musen, und legte von Zeit zu Zeit manche schöne Blume als ein Weihgeschenk auf ihren Altar. Er hat bey mancherley Anlässen in der poetischen Epistel, in der leichten lyrischen Gattung, ganz vorzüglich in Liedern und Skolien für gesellige Kreise, sehr glücklich gedichtet *). Noch im höchsten Alter war es ihm ein hoher Genuß, wenn bey dem frugalen Mahl an seiner Tafelrunde alles um ihn her durch Gespräch und Gesang jugendlich fröhlich ward. Auf solche Stunden pflegte er gern die Worte seines Horatz, mit dem er unter den alten Dichtern am vertrautesten war, anzuwenden:

O frohe Nächte! Wahre Göttermahle
wo ich im seligen Vergessen,
des unruhvollen Lebens mich
so glücklich fühle **).

Auch die Musik, — für die er, ohne selbst die Kunst zu üben, seine Kinder früh und fast mit Strenge erzog, indem er sie für den besten Ersatz für alles, was nur außer dem Hause genossen werden kann,

*) Mehrere sind in einzelnen periodischen Blättern gedruckt; andre hat er selbst doch nur als Manuscript für Freunde drucken lassen. Eine Auswahl nebst einer hinterlassenen Selbstbiographie wird noch erwartet. Er ward vier und siebzig Jahr alt, und starb im J. 1811.

**) Inertibus horis
Sollicitae duco jucunda oblivia vitae.
O noctes coenaeque Deúm! — Sat. VI.

erklärte, — auch sie schloß sich an jenes poetische Leben an. In eben die Zeit wo dieß gerade in voller Blüthe stand, fällt auch die Periode, wo Rollens Oratorien — zuerst der Tod Abels und Saul nach Pazkens Texten — dann seit 1777 Abraham auf Moria, Lazarus, Thirza, Mehala, zu denen ich die Texte lieferte, durch die Clavierauszüge ein sehr großes Publicum erhielten, so lange noch die religiöse Musik nicht von den Opern und Operetten fast ganz aus den Familienkreisen verdrängt war. Welchen innigen Theil Köpken an dem Entstehen jener musikalisch-poetischen Werke nahm, kann ich um so mehr bezeugen, da die Oratorien, an welchen ich selbst näheren Antheil hatte, unter stetem Gedanken- und Schriftwechsel mit ihm gedichtet, und durch seine Bemerkungen und Kritiken vollendet, dem Componisten übergeben wurden. Der auch auf diesen Feldern der Literatur und Kunst so veränderte Geschmack hat vieles davon in Vergessenheit gebracht, und die frühere so allgemeine Begeisterung für neue Erscheinungen ist verschwunden. Unsre Zeit ist zu kritisch, zu philosophisch, zu politisch geworden. Vor funfzig Jahren war alles davon ergriffen, weil man wenig besaß, und weniger verwöhnt war. Wer aber die Blüthenzeit gekannt hat, wirft noch immer gern einen Blick auf sie zurück. Auch Rollens zum Herzen dringende fromme Töne, sie stimmen noch manches Gemüth zur Andacht; sein Lobt den Herrn! begrüßt noch oft

die Morgensonne, und sein Wiedersehn sey uns gesegnet! tröstet an mancher Gruft, wenn theure Todte dem Staube wiedergegeben werden.

Wie viel hätte ich noch, ohne bey so anerkanntem Verdienst fürchten zu dürfen, parteyisch zu scheinen, von dem Manne zu sagen, dessen gastliches Haus in seiner Vaterstadt als ein wahrer Musen- und Freundschaftstempel betrachtet wurde; — wie viel von der Anmuth seines geselligen Talents, von der treuen Anhänglichkeit an seine Freunde, von seiner Neigung das junge erwachende Genie aufzumuntern und zu sich heraufzuziehen, von seinen unter allen Umständen bewährten Patriotismus; daneben aber auch von seiner Tüchtigkeit in seiner Wissenschaft, seiner Rechtlichkeit als Anwald und Richter. Aber das enge Band, das mich durch seine von ihm so hochgeliebte Tochter seit 1786 selbst zum Sohn seines Hauses machte, erinnert mich, indem ich von ihm rede, der Bescheidenheit nicht zu vergessen, mit der er selbst über sich zu urtheilen, und stets der Oeffentlichkeit, selbst wenn sie ihn suchte, auszuweichen pflegte. Und so mögen diese flüchtigen Erinnerungen an ein mir so theures Haupt, nicht als ein seines vielseitigen Verdienstes würdiges Denkmal, sondern nur als der Ausdruck meiner Dankbarkeit für so viele unter seinem Dach verlebte glückliche Tage, und für das größte Geschenk das er mir machen konnte, betrachtet werden.

Da ich seit meinen anfangs bloß literarischen Verbindungen mit dem Musageten jenes Kreises, jedes Jahr einige Wochen in Magdeburg zubrachte, so verschaffte mir dieß nicht nur den Vortheil, selbst als auswärtiges Mitglied aufgenommen zu werden, sondern auch mit mehreren dort Einheimischen in steter freundlicher Berührung zu bleiben. Unter ihnen kann ich den ehrwürdigen Veteran, den vielerfahrnen, vielgeprüften und stets bewäheten Staatsdiener und Schulmann Hrn. D. Rötger, Propst des Klosters U. L. Frauen nicht ungenannt lassen. Ich erinnere mich noch gar wohl, gerade in jener Gesellschaft ihn zuerst näher kennen gelernt zu haben, da er unlängst von dem ersten schauspielartigen Examen im Dessauischen Philanthropin im J. 1776 zurückgekommen war, und schon damals mit eben der Besonnenheit, Ruhe und Sicherheit, die ihm in allen Verhältnissen geblieben ist, das brauchbare Korn von der Spreu zu unterscheiden wußte, wie dieß seine bald darauf erschienenen „Briefe eines unparteyischen Kosmopoliten über jenes Philanthropin" beurkunden. Schon über ein halbes Jahrhundert sieht er itzt auf eine ehrenvolle aber auch mit allen Ehren der Anerkennung und des Danks gekrönte Thätigkeit zurück. Möge sein Abend spät einbrechen, und ihn dann sanft und schmerzlos an das Ziel führen das uns alle erwartet!

Zu der Bestimmung der noch bis itzt bestehenden Gesellschaft, deren funfzigjähriges Stiftungsfest Köpken nur wenige Monate vor seinem Tode im

J. 1811 erlebte, gehörte es, neben der eignen geselligen Unterhaltung, auch durchreisende Fremde in sie einzuführen, und noch lebt eine große Anzahl sehr würdiger Zeitgenossen, die der Stunden gern gedenken, die sie darin verlebt haben. Unter vielen sehr interessanten Bekanntschaften, zu denen ich in eben diesem geselligen Kreise oft Gelegenheit fand, gehörte nun ganz vorzüglich im Jahre 1775 der oben genannte

Graf von Schlaberndorf,

gleich ausgezeichnet durch eine edle Bildung und Gestalt, als durch den Geist, der aus ihr sprach. Nach der fast verschwundenen Sitte jener Zeit, erbat ich mir einige Zeilen seiner Hand für mein Stammbuch; einen Besitz, den ich nicht missen möchte, da die Handschrift vieler großen Zeitgenossen mich oft erinnert, in welche auch literarisch so wichtige Periode mein Leben gefallen ist. Er schrieb die Worte nieder, die man unter seinem Bildniß (s. S. 298.) finden wird.

Bald nach der Ankunft in Paris führte mich D. Oerthling bey ihm ein. Schwerlich hätte ich, obwohl die Hauptzüge seines Angesichts unverändert waren, in dem bleichen, gealterten, damals fast sechzigjährigen Manne, den mir in der vollen Blüthe der Jugend zuerst bekannt gewordenen jungen Domherrn, wieder erkannt; am wenigsten in der unscheinbaren abgetragenen Hülle eines alten Schlafrocks, oder in dem aller Ordnung und Eleganz entbehrenden Zimmer mit dem schlechtesten Mobiliar; oder auf dem vielleicht

zwanzig Jahre lang gebrauchten Lehnstuhl, dessen Sitz das Stroh nicht mehr halten wollte. Aber wie sehr auch die erste Erscheinung des neuen Diogenes, in so auffallender Gestalt und Umgebung befremden mochte — nach einer Viertelstunde vergaß man alles bey seinem Gespräch, und fühlte sich durch die Einladung, ihn öfter zu besuchen, geehrt und beglückt.

Einem Manne, der, ohne je ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, doch so viel im Großen und Kleinen gewirkt, der, so viel er auch in seinem Leben geschrieben, doch nie nach Schriftstellerruhm gestrebt hat, wird es hoffentlich an einem würdigen Biographen nicht fehlen. Vielleicht erwartet man nur den Ausgang eines langwierigen und sehr verwickelten Prozesses, der über seinen so bedeutenden Nachlaß und seinen letzten Willen entstanden ist. Ich kann hier nur einen leichten Umriß versuchen, um, da so Vieles von seinem Thun und Treiben in Deutschland unbekannt blieb, auch meinen Lesern die Achtung abzugewinnen, die mich, wie alle die ihn näher gekannt haben, gegen ihn erfüllet hat.

Er hatte in Frankfurt a. d. O. und Halle sich für den Staatsdienst vorbereitet. Aber schon früh hatte sich eine bestimmte Abneigung gegen bindende Verhältnisse in ihm festgesetzt, und den Entschluß in ihm gereift, mehr als Weltbürger zu leben und zu wirken, als sich durch irgend eine feste Anstellung fesseln

zu lassen. Er mochte an seinem Vater, dem vieljährigen Premierminister von Schlesien, das Beyspiel gesehen haben, mit welchen Opfern selbst das Vertrauen der Könige, und gerade die höchsten Staatswürden erkauft werden müssen.

Schon im zwanzigsten Jahr verlor er ihn, und kam dadurch in den Besitz eines großen Vermögens und aller Mittel, seinen Geist durch Kenntnisse und Erfahrungen jeder Art zu bereichern. Auf seinen Reisen sah er zuerst alle merkwürdige Städte Deutschlands, und lebte dann sechs Jahr in England, eng mit dem in manchem Betracht ihm geistverwandten Königl. Preuß. Minister v. Stein verbunden. Die eigenthümliche Verfassung, und der Geist aller wichtigen Anstalten, aller religiösen und wohlthätigen Institute dieses großen Inselandes hatte ihn gefesselt. Die Großartigkeit der Ideen sprach ihn in hohem Grade an, und schien ihm alles Vaterländische der Art zu übertreffen.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution, hatte er sich für einen längeren Aufenthalt in Paris bestimmt, gewiß ohne anfangs daran zu denken oder zu ahnden, daß er es nie wieder verlassen, und nach vier und dreyßig Jahren noch dasselbe Zimmer im Hôtel des deux Siciles rue Richelieu, wohin ihn der Postillion zuerst gefahren hatte, bewohnen würde. Vielen Antheil an jenem Entschluß hatte unstreitig die Hoffnung, daß für das unter so vielem Druck seufzende Frankreich eine bessere Zeit nahe sey, in welcher

eine auf liberaleren den Fortschritten der Zeit angemessenen Grundsätzen ruhende Staatsverfassung, ins Leben treten werde. Denn gerade ein solches Ideal eines vollkommenen Staats, war und blieb der Gegenstand seines unablässigen Denkens und Forschens. Wie hätte er aber von der Richtung, die nur zu bald die Revolution nahm, das Heil erwarten, wie hätte sein freysinniger Geist nicht gar bald die Tyranney weit schlimmerer Despoten fühlen sollen, die so unermeßliches Elend herbeyführte? Diese seine Ansicht, aus der er kein Geheimniß machte, entging auch den damaligen Machthabern nicht. Er ward als Freund Englands und als Feind der Freyheit verhaftet, und mußte siebzehn Monate, in drey verschiedenen Gefängnissen, jeden Tag dem letzten Schicksal entgegensehn, bis das Ende der Schreckenszeit unerwartet auch seinen Kerker öffnete. Hierdurch war indeß das zarte Band, das ihn mit einer sehr liebenswürdigen Schottländerin Miß Christin verbinden sollte, zerrissen, und er, ohngeachtet einer stets bewahrten großen Achtung des Geschlechts, bestimmt, auch von dieser Seite für immer als ein ganz freyer Mann leben und sterben zu wollen.

Itzt gab er sich unermüdet dem Studium der Wissenschaften, der Philosophie und den Sprachen hin. Die schon frühere Neigung, sich oft Monate lang gänzlich zu isoliren, und fast von allen äußeren Bedürfnissen unabhängig zu machen, fand darin noch mehr Nahrung. Ein Werk über allgemeine Sprachlehre, ein

andres über Sprachabstammung und deutsche Sprachbildung hat er der Vollendung nahe gebracht. In der Förderung des technischen Unternehmens, alte und neue Classiker durch Stereotypendruck zu verbreiten, erkennt man eben so sehr sein Interesse an allem Vortrefflichen, was aus der Vorzeit auf uns gekommen ist, als den Eifer, den Geschmack der ihm so sehr zu sinken schien, selbst wieder classisch zu machen, und der Jugend den Gebrauch der Hülfsmittel zu erleichtern *). Indeß blieben seine tieferen Studien nie von dem Leben getrennt. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, in die tieferen Quellen der Staatskunde eingedrungen, im Mittelpuncte der lebendigsten Fülle der Tagsgeschichte, gab es schwerlich einen schärferen Beobachter dessen, was in jener so höchst merkwürdigen Zeit unter seinen Augen vorging. Wenn er sich stets entfernt hielt, unmittelbaren Antheil an dem was sich ereignete zu nehmen, so entging ihm nur um so weniger irgend eine der wechselnden Erscheinungen, und sein durchaus unbefangener Blick sah ihre Wirkungen oft lange eh sie eintraten vorher. Man weiß, daß die Anführer der verschiedensten Parteyen, Staatsmänner, Gesandte, seinen Rath gesucht, ihn wie einen der alten Seher angehört, auch häufig, ohne es sich eben merken zu lassen, seine Winke befolgt haben.

---

*) M. s. oben S. 87.

Nie hat er etwas andres gewollt, als das Glück der Menschheit. Jeder Anschein davon bewegte sein wahrhaft großes Herz. Aber wenn sich andre so oft vom bloßen Schimmer blenden ließen, so bewahrte ihn sein heller Geist vor der Täuschung. Er war nicht so engherzig und befangen, das Große und Kühne in denen zu verkennen, die er nach seinen humanen Grundsätzen nicht lieben konnte. Aber stark und erklärt war sein Unwille, als nach so unendlich vielen Opfern doch alles nur mit einer despotischen Alleinherrschaft endete, statt zu einer wohlgeordneten nicht bloß scheinbar-constitutionellen Regierung zu führen. Er hatte den Helden des Jahrhunderts bey seinem ersten Auftreten scharf ins Auge gefaßt, Großes von ihm gehofft, ihn auch nie aus dem Auge verloren. Er redete vertraulich oft und gern „über den großen Mann“ wie er ihn — gewöhnlich mit einem feinen Zuge von Ironie um seine Lippen — nannte. Wenn er jedoch an ihm einen sehr großen Verstand und eine ungewöhnliche Willenskraft bewunderte, so wollte er ihm doch durchaus keine Größe des Charakters zugestehen. Mehrere Personen, die genau davon unterrichtet seyn konnten, haben es itzt laut und öffentlich ausgesprochen, daß jenes höchst merkwürdige wegen seiner Freymüthigkeit bald streng verbotene Werk, das unter der Aufschrift: Napoleon Buonaparte und das französische Volk im J. 1804 erschien, vorzüglich aus seiner Feder geflossen, und von dem Ka-

pellmeister Reichard, der sich in jenem Jahr in Paris aufhielt, in Deutschland nur zum Druck befördert sey*). Wer den Grafen gekannt, wer ihn über die Gegenstände reden zu hören Gelegenheit gehabt, kann in ihnen die Resultate der schärfsten Beobachtung der Personen und der Wendung, welche die Revolution durch sie genommen hatte, so wie die ganz eigenthümliche höchst geistvolle Manier, sich darüber zu äußern, nicht verkennen, und muß fühlen, daß so viel anderweitiges Talent Reichard als Schriftsteller besaß, er dennoch schwerlich so geschrieben haben würde. In einer Galerie von Charaktergemählden Napoleons, in denen sich bisher so viele versucht haben und noch versuchen werden, wird dieses zu früh vergessene Buch stets ein sehr wichtiges Kabinetsstück bleiben.

Schlaberndorf war sehr reich. Einige haben den Nachlaß an Gütern in Schlesien, an Capitalien, an ausstehenden Schulden über eine Million geschätzt. Aber für sich bedurfte er so gut als gar nichts. Denn er lebte, wohnte und kleidete sich fast ganz wie ein Einsiedler, der außer einer Kutte, dem täglichen Brodt und dem allerunentbehrlichsten Geräth kaum etwas mehr bedurfte; — wohl aber Bücher für seine Studien, und Menschen, um ihnen durch Rath oder Geld nützen zu können. Das Leben um sich her mit philosophischen Blicken zu betrachten, die Schauspieler des großen Drama hinter

*) Eine Probe der Diction findet man in der XVIII. Beylage.

den Coulissen in und außer ihrer Rolle kennen zu lernen, daneben wo er nur Anlaß fand, zu belehren, zu unterstützen, zu retten — dieß war seine einzige Leidenschaft. Sie ist die Quelle von unendlich vielem Guten, das er im Stillen gethan hat, geworden. Namentlich haben dieß unzählige Deutsche, die bey ihm Gehör und Hülfe suchten, erfahren. Ungeachtet er durch seinen so langen Aufenthalt in Frankreich seinem Vaterlande fast ganz entfremdet schien, so betrachtete er sich doch stets als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute; denn er hatte nie aufgehört ein Deutscher, ein Preuße und besonders ein Schlesier zu seyn. Reisende Handwerker fanden bey ihm die bedeutendste Unterstützung. Auch den preußischen Kriegern brachte er was er an Geld und Gut aufbringen konnte dar; fühlte sich — ob man ihn gleich lange ungerechter Weise verkannt hatte *) — durch die Erhebung Preußens aus seiner Erniedrigung selbst hoch erhoben, und leistete der Sache der Verbündeten bey ihrem Einzug in Paris manche wesentliche Dienste. Als er

*) Durch seine lange Abwesenheit einer revolutionairen Gesinnung verdächtig, war ihm eine geraume Zeit der größte Theil seiner Einkünfte entzogen oder zurückbehalten. Er war mit Confiscation seines Vermögens bedroht und mußte viele Kränkungen erfahren. Aber dieß konnte ihn weder aus seinem Gleichmuth bringen, noch zu irgend einem Schritt, der bey gerechter Sache unwürdig schien, bewegen. Die Gerechtigkeit unsres Königs hat ihm alles ersetzt, und seinen bewährten Patriotismus auch durch das eiserne Kreuz anerkannt.

einst die traurige Lage in Paris eingebrachter preußischer Gefangener erfuhr, sprang er schnell aus dem Bette auf, und sendete sogleich eine Summe von dreytausend Thalern für den nächsten Bedarf.

Doch würde ein so glühender Eifer, alles was er besaß zum allgemeinen Wohl zu verwenden, noch weit wohlthätiger gewirkt haben, wenn sich mit so edlem und großartigem Gebrauche irdischer Güter, mehr Umsicht und Vorsicht, mehr Achten auf den Rath redlicher Freunde, weniger Vertrauen in Menschen die ihn mißbrauchten, verbunden hätte. Aber gerade von dieser Seite erscheint er als ein fast unbegreiflicher Charakter.

Die Absicht, die Rolle eines Sonderlings durch ein ganzes Leben zu spielen, ist einem so verständigen, wahrhaft philosophischen, in einzelnen Fällen und Beziehungen auch praktisch so tüchtigem Manne kaum zuzutrauen. Auch von einer religiösen Schwärmerey, die wohl Manchen zu einer solchen Lebensweise gebracht hat, war er weit entfernt, ob er wohl hohe Achtung gegen die Religion und das recht verstandene Christenthum in seinem Herzen trug, die sich auch in dem was von seinem letzten Willen bekannt geworden ist, ausgesprochen hat. Vielmehr möchte ich ihn den Charakteren beygesellen, die, um gewisse Ideen, die sich ihres ganzen geistigen Wesens bemächtigt haben, ungestört zu verfolgen, sich von allen äußeren Dingen unabhängig machen, und um sich nur einzig ihren Ge-

danken, Speculationen und Plänen hinzugeben, alles scheuen, wodurch sie sich, wärs auch nur für Augenblicke, davon losreißen müßten, wenigstens, weil sie etwas Interessanteres beschäftigt, alles andere, selbst das Nothwendige, immer und immer aufschieben, und im Drange Andern zu dienen, das Eigne vernachlässigen und zu Grunde gehen lassen. Bald vertiefte er sich in Philosophemen über jene Idee eines vollkommnen Staats, oder über den Gang der Zeitgeschichte, oder in irgend einer wissenschaftlichen Forschung; bald sann er auf Mittel, Menschen die sich selbst nicht helfen konnten, zu retten oder zu fördern. Für dieß alles war ihm Berührung mit Andern Bedürfniß. Er war daher keineswegs ein ungeselliger Einsiedler.

Dennoch möchte der von so vielen andern Seiten höchst achtungswürdige Mann, von dieser am wenigsten zu rechtfertigen seyn. Hätte er doch auf alle äußere Bequemlichkeit Verzicht leisten, noch so einfach wohnen, noch so dürftig sich nähren und kleiden mögen; — die Reinlichkeit des Körpers, und die Beobachtung des Ueblichen und Schicklichen war er doch seiner eignen Gesundheit und auch Andern schuldig, die ihn aus allen Ständen täglich besuchten, und um nur seines Geistes froh zu werden, alles körperliche übersahen, einen so unangenehmen Eindruck es auch machen mußte. Mochte er im Bewußtseyn, wie viel Gutes er im Stillen that, sich über den Ruf aus Geiz zu darben, hinwegsetzen, hätte er sich nur nicht durch

die trägste Sorglosigkeit um große Summen gebracht, die seinem Hang zum Wohlthun so sehr zu statten gekommen seyn würden, und sich selbst der Gefahr ausgesetzt, durch schlechte Umgebungen und falsche Freunde um alles gebracht zu werden. Hat er doch in seiner langen Gefangenschaft fast gar nichts gethan, um auf jeden möglichen Fall für seine äußeren Umstände zu sorgen. Er ist nur Tag für Tag beschäftigt gewesen, seinen Mitgefangenen durch seine vielen Verbindungen nützlich zu werden, für sie an die Machthaber zu schreiben, und nicht seine, nur ihre Vertheidigungsschriften auszuarbeiten.

Gleichwohl beschäftigte ihn immerfort der Gedanke an die beste Disposition über sein Vermögen nach seinem Tode. Seinen Verwandten bestimmte er nur, was ihnen von Rechtswegen zukam. Ein früheres Testament, schon voll der herrlichsten Anordnungen für Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten in seinem Vaterlande, sollte durch nachträgliche Codicille erweitert werden *). Er sprach oft und gern davon mit seinen Freunden. Sie wußten gewiß, daß er viel darüber aufgeschrieben und es in sein Portefeuille gelegt hatte. Dennoch war, entweder durch seine unbeschreibliche Sorglosigkeit, oder Veruntreuung dieß wichtige Document nicht zu finden, und es ist dadurch eine Untersuchung veranlaßt, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Welch ein Widerspruch — die würdigsten Zwecke, die umfassendsten Plane im

*) M. sehe einiges über den Inhalt des Testaments in der Beylage Nr. XIX.

Auge zu haben, und dennoch die nothwendigste Bedingung zu ihrer Erreichung zu versäumen! Wer vermag das Räthsel einer solchen Natur ganz aufzulösen?

Mit dem Alter hat der Hang zu einer gänzlichen Entfernung von der Außenwelt immer mehr zugenommen. Er hat neun ganzer Jahre weder sein Zimmer verlassen, noch hat er verstattet, ihm seinen Bart abzunehmen. Der Gedanke in das Vaterland zurückzukehren hat ihn zwar nie verlassen; es sind vielmehr zuweilen schon alle Anstalten dazu gemacht. Aber nie ist der Entschluß zur Ausführung gekommen, und der schon gepackte mit allen Bedürfnissen versehene Reisewagen ist zuletzt Jahre lang stehen geblieben und gänzlich verdorben. Ob es ihm wohl in seiner Wohnung an aller Pflege und Bequemlichkeit, wie sie sein Gesundheitszustand erforderte, gefehlt hat, so haben ihn doch nur zuletzt mit Mühe seine Freunde bestimmen können, sie mit einem Aufenthalt in einer der Anstalten zu vertauschen, wo Kranke, denen es an Häuslichkeit fehlt, die anständigste Wohnung und vorzügliche Pflege finden, und deren es in der Nähe von Paris mehrere, unter andern zu Battignoles giebt. Hier wird endlich für eine radicale Reinigung seines Körpers, für Hemden, Strümpfe, Unterkleider — da er von dem allen nichts getragen hatte — gesorgt. Aerztlich behandelt ihn der auch in Deutschland nicht unbekannte Begleiter des Kranioscopen Gall, Dr. Spurzheim. Er hätte ihn auch wohl noch etwas länger erhalten, wenn der Kranke nicht

durch eine unzeitig eingenommene Arzney selbst seinen Tod beschleunigt hätte. Was man an Gelde vorgefunden, würde zu einem anständigen Begräbniß nicht zugereicht haben, wäre nicht von der preußischen Gesandtschaft dafür Sorge getragen. Sein Leichnam ist, nachdem der würdige Präsident des Consistoriums Hr. Göpp in der lutherischen Kirche über den Text „das Andenken der Gerechten bleibt im Segen," an seinem Sarge sehr rührend gesprochen hat, auf dem schönen Begräbnißplatz des Pere la Chaise bestattet. Eine Grabschrift hatte er sich selbst gesetzt:

Civis civitatem quaerens obiit octagenarius.

Das nebenstehende, gleich nach seinem Tode gezeichnete Profil, giebt ein sehr richtiges Bild des echt antiken Kopfes, und zugleich ein treues fac simile seiner oben (S. 286.) erwähnten Handschrift.

Während meines Aufenthalts in Paris war der Graf noch beweglich. Wenn er ausging war durchaus nichts Gesuchtes in seinem Anzuge, höchstens nur die Art wie sich vor dreyßig Jahren vornehme Männer kleideten, wahrzunehmen, wie er denn in jede Gesellschaft wie der feinste Weltmann eintrat, und namentlich im Umgang mit den Frauen ihnen noch im hohen Alter höchst angenehm und liebenswürdig entgegen kam. Ich sah ihn nicht bloß in seiner Wohnung bey seinem Morgenthee, wo gewöhnlich die Tagesblätter überbracht wurden, sondern seine Theilnahme an uns führte ihn auch häufig in das Palais Royal, oder zu einem Restau-

rateur, wo er oft — und gewöhnlich in einem der kleinen Kabinette des Halbgeschosses, wo man allein speisen kann — unsre Tischgesellschaft durch seine Theilnahme wahrhaft beglückte.

In einem seltnen Grade besaß er das Talent der Rede. Er sprach zwar, da er immer tief in den Gegenstand eindrang, über jedes Thema ausführlich; aber es war nicht der Lehrton, der bey sehr unterrichteten Personen oft in das, was die Franzosen endoctriner nennen, übergeht, und der so leicht ermüdend und lästig wird. Sein eben so tiefer als reicher und lebendiger Geist, strömte, wie der Verfasser eines kurzen Nekrologs*) so wahr bemerkt hat, durch den Zauber der hinreißendsten Beredtsamkeit in das ihn umgebende Leben über, und ward für die zahlreichen Reisenden aller Classen, namentlich wenn sie ihn aufsuchten, in tausend Beziehungen wahrhaft unterrichtend.

Noch sehr lebhaft sind auch mir einige längere Unterhaltungen im Gedächtniß geblieben. Einmal war ich von ihm — zugleich mit dem dänischen Dichter Baggesen, der ihm eine Zeitlang sehr werth war, und einem geistvollen Franzosen — zum Essen bey Bouvillier eingeladen. Bekannte und mir neue Gegenstände kamen zur Sprache. Zuletzt entstand noch ein sehr lebhafter Streit über die nationale Eigenthümlichkeit poetischer Werke, und die oft so ungleiche Aufnahme, die dasselbe Gedicht finden könne.

*) Varrenhagen v. Ense. M. s. die Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen 1824. Nr. 213.

Noch unvergeßlicher ist mir der erste September geblieben, an dem ich viele Stunden an seiner Seite verlebte. Der Graf hatte sich mit meinen Reisegefährten und einigen der deutschen Deputirten, unter denen mir die Namen Stubenrauch und Delbrück *) vor allen theuer bleiben, vereinigt, mir an dem Tage, den der Hausvater immer am liebsten in dem Kreise der Seinigen verlebt, den Schmerz, ihn so fern von ihnen feyern zu müssen, durch viele Beweise der Liebe und Theilnahme mildern wollen. Man hatte ein festliches Diné bey Lambert, damals einem der ersten Restaurateurs in der Rue Richelieu veranstaltet. Es war ein schönes Zusammenseyn von Menschen, die sich bey aller Verschiedenheit der Bildung und der Richtungen ihres Geistes, durch den vaterländischen Sinn näher standen, und denen allerdings bey den köstlichen Weinen das Herz immer mehr aufging. Wie gern schwiegen wir alle, wenn Schlabberndorf sprach. Wie tief und ergreifend war sein Ernst, wie originell sein Scherz, wie prophetisch sein Blick in die Zukunft! Wahrlich! es hätte nicht eines so reichen Mahles bedurft. Was sein Geist und sein Herz spendete, gewährte einen ganz andern und schöneren Genuß, als den die feinste französische Kochkunst hätte bereiten können.

*) Ersterer Justizrath zu Halberstadt, letzterer Regierungsrath zu Magdeburg, jüngster Bruder des hochverdienten Erziehers unseres Kronprinzen und des gelehrten Professors Ferdinand Delbrück in Bonn.

Auch das Hotel selbst worin wir uns befanden führte manches Gespräch herbey. Der Graf, der mit allen Einzelnheiten der französischen Geschichte, besonders des letzten Jahrhunderts so vertraut war, als ob er sie selbst erlebt hätte, erging sich oft und gern in Vergleichungen der Gegenwart und der Vergangenheit. Einer in der Gesellschaft meinte, die Nation, wenigstens der Hof sey doch wohl unter der Regierung des letzten so tugendhaften Königs sittlicher geworden, „Scheinbar — erwiederte der Graf — allerdings! Ludwig der Sechzehnte wenigstens gab das Beyspiel durch die Unbescholtenheit seines Privatlebens. Feste, wie in diesen Sälen oft gefeyert sind, Bacchanale, wie sich in diesen mit Spiegeln überladenen Wänden wiederholten, hätten unter ihm wenigstens nicht ruchtbar werden dürfen.“

„In diesen Sälen? Innerhalb dieser Wände?“ — fragte ich.

„Allerdings, fuhr er fort. Dieß Hotel war der gewöhnliche Aufenthalt eines der schändlichsten Menschen die jemals die Erde getragen hat, des Abbé du Bois. Hier war es, wo er den jungen Herzog von Orleans, den nachmaligen so berüchtigten Regenten, welcher diesem geistlichen Herrn zum Unterricht und zur Erziehung übergeben war, mit allen Verführungen der niedrigsten Wollust umgab; hier war es, wo er ihn zu jenen Orgien einweihte, die er während der Regentschaft bey nächtlichen Versammlungen im Palais

Royal fortsetzte, wobey alle Schaam und Sitte verschwand, so bald sich seine Roues*), wie er sie selbst nannte, versammelt hatten und alle Lichter ausgelöscht waren. In diesem Hotel mag auch du Bois über seine eignen schlau angelegten Pläne gebrütet haben, durch die es ihm gelang, von einem unbedeutenden, kleinen, häßlichen Abbé, von Stufe zu Stufe bis zum Staatsminister, zum Erzbischof von Cambray **), zum Cardinal empor zu steigen.

Doch — fuhr der Graf nach einer kurzen Pause fort — gedenken wir hier lieber der Besten unter allen den Frauen, die das Unglück hatten von Ludwig XIV. geliebt und vergessen zu werden. Auch die Herzogin von Valliere hat sich in einer früheren Zeit in diesen Räumen bewegt. Von Versailles nach Paris kommend, pflegte sie hier abzusteigen, auch wohl einige Tage zu verweilen. Kurzes Glück und langer Schmerz mag sie oft in diese Zimmer begleitet, viel heiße Thränen mag sie in ihnen vergossen haben, so bald es ihr gewiß ward, wie des Königs Liebe wanke, und die blühende Montespan seinem Auge besser gefalle, als sie, die unverrückt Getreue, die aber früh anfing im stillen Gram hinzuwelken. Man soll sie nicht in die Reihe der gemeinen Frauen stellen, die der Sinnlich-

*) Lustige Gesellschafter, aber daneben verruchte Wüstlinge, alle werth gerädert zu werden. (So erklärt man den seit jener Zeit aufgekommenen Ausdruck Roues, Lavater in der Physiognomik sagt: Rabenfutter.)

**) M. s. weiter unten den Abschn. Fenelon und du Bois

keit, Eitelkeit und Habsucht, ihre Unschuld und Ehre zum Opfer gebracht haben. Es ist nur eine Stimme, daß sie in dem König nur den Menschen geliebt, daß diese Liebe unaufhörlich mit dem tiefen Gefühl verletzter Pflicht gegen die Königin gekämpft, und daß sie ohne die fast unwiderstehliche Ueberredungskunst Ludwigs, und ohne den Glauben an seine Treue, gewiß ihre still genährte Neigung bezwungen haben würde.

Er sprach noch viel von ihrer Anspruchlosigkeit, ihrer Demuth, ihrer Uneigennützigkeit; von der Achtung, die ihr selbst die gekränkte Gemahlin des Königs nicht versagt habe. Als sie, wie sehr man sie auch abzuhalten suchte, dennoch entschlossen blieb, sich dem strengen Orden der Carmeliterinnen zu weihen, breitete die gerührte Königin selbst bey ihrer Einkleidung das Leichentuch (drap mortuaire) als Symbol, daß sie nun für immer der Welt abgestorben sey, über sie. Fünf und dreyßig Jahre hat sie dann unter den strengsten Büßungen die Hälfte ihres Lebens vertrauert *)."

Doch genug von dem edlen Zeitgenossen! — Ich trenne mich fast eben so ungern von der Erinnerung an diese und so viele ähnliche Gespräche mit ihm, als ich mich in Paris von dem Manne selbst trennte, dessen unerschöpfliche Geistesfülle, dessen stets gehaltvolle Rede, trotz aller seiner Eigenheiten, alle die ihm näher standen mit einem geheimen Zauber umgab.

*) Nachträgliches über diese durch eine doppelte Verirrung ihrer Gefühle so unglückliche Valliere, findet man ebenfalls in der oben genannten Beylage Nr. XVII.

Auch des letzten Kurerzcanzlers und Kurfürsten von Maynz, damaligen Fürsten Primas des Rheinischen Bundes und Großherzogs von Frankfurt,

Carl Theodor von Dalbergs

Bekanntschaft zu erneuern, hatte ich unerwartet Gelegenheit. Er war nach Paris berufen, um die Trauung des neuen Königs von Westphalen Hieronymus mit der Prinzessin Catharine von Würtemberg zu verrichten. Diese Anwesenheit schien unsern Hallischen Freunden ein günstiger Umstand, um durch ihn eine frühere Rückkehr für uns auszuwirken. Da ich, meinten sie, ihm schon, als er noch in Erfurt residirte, persönlich bekannt geworden sey, er aber itzt so oft Gelegenheit habe den Kaiser zu sprechen, so werde er vielleicht am ersten im Stande seyn, den bequemsten Augenblick zur Fürsprache zu wählen. Man schrieb uns, daß ein Schreiben an ihn abgegangen und unsre Angelegenheit seiner Theilnahme empfohlen sey. Vergebliche Hoffnung!

Die Gesinnungen des Fürsten Primas hatten sich gegen deutsche Gelehrte wohl nicht geändert. Aber wie ganz verändert war seine eigne damalige Lage! Als er noch kurmaynzischer Statthalter in Erfurt war, konnte er eben so sehr für die Wissenschaften als für die ihm anvertraute Verwaltung leben und wirken. Die dortige Universität gewann sichtbar durch seine Thätigkeit und durch seinen Eifer, sie so weit es möglich war zu heben. Die dortige Akademie der Wissenschaften, die ihn zum Präsidenten gewählt

gewählt hätte, belebte nicht nur seine Gegenwart, sondern auch die rege Theilnahme an ihren Arbeiten, und er blieb, wenn ihn die Reihe der Vorlesungen traf, nie im Rückstande. Sein Residenzhaus, die Statthalterey, war der Sammelplatz aller Gebildeten der Stadt. Reisende Gelehrte und Künstler gingen eben so wenig als die Fürsten und andre Personen von hohem Stande, ohne ihn aufzusuchen vorüber, und fanden sich da oft mit den benachbarten Regenten von Gotha und Weimar zusammen, wie er denn selbst sehr oft diese Höfe besuchte, um sich zugleich mit so geistvollen Männern, wie Gotter, Wieland, Herder, Göthe und Schiller zu unterhalten. So trat gar bald der damals kaum dreyßigjährige, durch alle Annehmlichkeiten der Person und des Umgangs ausgezeichnete Dalberg in die Reihe deutscher Mäcene. An seiner Tafel ward das Verdienst aller Art gastlich empfangen. Man fand sich hier nicht bloß fürstlich bewirthet, sondern durch sein lebendiges Gespräch und seinen freyen Geist trefflich unterhalten, und da die Gelehrten weder gegen die Freuden des Mahls, noch gegen die Ehre gleichgültig zu seyn pflegen, so unterließen sie nicht, sein Lob überall zu verkündigen, und auch seinen schriftstellerischen Verdiensten, namentlich seiner katholisch-philosophischen Schrift über das Universum, fast übermäßig zu huldigen.

Die aus Halle eingegangene Nachricht bestimmte mich ihn aufzusuchen. Ich ward durch den Weih-

bischof Kolborn, der Dalbergs rechte Hand, und mir ebenfalls aus früheren Jahren schon persönlich bekannt war, angemeldet. Als ich bey diesem eintrat, zeigte er mir das eingegangene Schreiben, erklärte mir aber zugleich offen, daß der Schritt ganz vergeblich sey, und gab es mir mit den Worten zurück: „Der Primas werde bey dem besten Willen für unsre Angelegenheit nichts thun können.“

In dem Augenblick ward ich in sein Zimmer zu kommen eingeladen. Er stand vor mir im geistlich-fürstlichen Hausornat, immer noch ein stattlicher Mann, aber dennoch — wie verändert gegen den jungen blühenden Statthalter, wie man ihn in Erfurt zu sehen gewohnt war; — gewiß nicht durch die Jahre allein, wohl mehr noch durch harte Erfahrungen gebeugt und gealtert, vielleicht selbst durch die Besorgniß, im Auge der Deutschen verloren zu haben. Es war nicht mehr die frische Farbe, der jovialisch heitre Blick und Ton aus einer besseren Zeit. Der Empfang war, wenn auch gütig und freundlich, doch sehr ernst; theilnehmende Fragen nach der Veranlassung der Deportation, aber nur wenig aufrichtende Hoffnung.

Ich stellte ihm, dem einst so warmen Freunde aller wissenschaftlichen Institute, das harte Schicksal der Universität Halle und aller ihr verbundenen Anstalten vor, und wie zu fürchten sey, daß sich dort alles auflösen werde.

„Und was ist denn — erwiederte er — nicht aufgelößt? Wer hat denn nicht gefaßt

seyn müssen, wer muß es nicht itzt noch seyn, alles zu verlieren? Ich bin um drey Viertheile ärmer an Ländern und Einkünften geworden. Wie können Sie glauben, daß ich, der ich nichts für mein Eigenthum thun konnte, im Stande seyn werde, für das, was gar nicht im Kreise meines Wirkens liegt, etwas thun zu können? Ich bedaure das Schicksal Ihrer Vaterstadt. Aber Preußen gehört ja nicht einmal zum Rheinbunde."

Ich bemerkte, daß die Wissenschaften und ihre Pflegerinnen jedem Bunde angehörten; daß das französische Nationalinstitut ja selbst deutsche Gelehrte in die Reihe seiner Mitglieder aufgenommen habe; daß er selbst in diesem großen Verein in die Stelle des deutschen Klopstock getreten sey.

„So weit — erwiederte er — geht der hiesige Kosmopolitismus nicht. Man sagt, Halle habe sich zu patriotisch gezeigt, um hier auf besondre Schonung rechnen zu können. Sie selbst gehören einem Staat an, dem man zuletzt verzeihen wird. Uebrigens irrt man sich, wenn man meiner Verwendung Einfluß zutraut. Ich sehe den Kaiser wenig, und nur in amtlichen Verhältnissen. Was erreicht werden soll, muß durch Ihre neue Regierung erreicht werden. Mir bleiben nur gute Wünsche für die Erhaltung der Hallischen Institute, die so große Verdienste und so gerechte Ansprüche haben."

So endete das Gespräch! Nicht ohne Theilnahme konnte ich den Mann verlassen, dessen eignes Schicksal

so viel ernste Betrachtungen herbeyführen mußte. Noch sehr jung hatte er unter den scheinbar günstigsten Umständen seine Regentenlaufbahn, mit der Aussicht auf den Kurhut des ersten geistlichen Fürstenthums des gesammten deutschen Reichs, begonnen. Schon bey den ersten Schritten gehemmt, sah er die alte Residenz Maynz von Frankreich verschlungen, und sich auf Aschaffenburg, Regensburg und Constanz beschränkt. In dem verhängnißvollen J. 1806 hatte ihm Napoleons Wille nur die Wahl gelassen, entweder Allem zu entsagen, oder sich unter seinem Protectorat an die Spitze jener rheinischen Conföderation zu stellen, in welcher — wenn nicht bald die Rettung erschienen wäre — der deutschen Freyheit und Selbstständigkeit unfehlbar ihr Grab bereitet seyn würde.

Allerdings urtheilten viele, die es redlich mit dem Vaterlande meinten, ein Dalberg hätte anders wählen, hätte in den Privatstand zurücktreten, und, wie er zuletzt freywillig that, als Erzbischof von Regensburg mit dem sanften Hirtenstabe, den er stets so würdig geführt hatte, nur so viel Gutes wirken sollen, als zu wirken möglich blieb. Dann — sagte man — hätte er seines edlen Namens und seiner Ahnen würdiger gehandelt, die bekanntlich von jeher so hohes Ansehn genossen, daß man bey Kaiserkrönungen immer zuerst fragte: „Ist kein Dalberg da?“ um, so bald sich einer fand, ihm vor allen andern zum Reichsritter zu schlagen. Napoleon hätte ihn zwar hassen und noch

weniger übrig lassen können; aber selbst er hätte den festen Willen achten müssen, und vor den Augen des ganzen Deutschland hätte er groß und rein dagestanden.

Doch — wer mag sich bey solcher politischen Verwirrung und Verwickelung, wo die größten Regenten der Gewalt und den Umständen weichen, und sich fügen und beugen mußten, ein hartes Urtheil erlauben, zumal wenn man weiß, wie er von den redlichsten seiner Diener, dem Minister v. Albini beschworen ward, nicht zurückzutreten. Lieber soll man sich fragen, was man selbst gethan haben würde, hätte man in solchem Drange der Noth wählen müssen; wenigstens gerecht genug seyn, das unverkennbare Verdienst zu achten, das sich Dalberg überall wo er gelebt und gewirkt, durch seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst, und mehr noch durch seinen Eifer für die Beglückung seiner Unterthanen erworben hat *).

Je mehr meine Reisegefährten von diesem Besuch gehofft hatten, desto niederschlagender war für sie mein Bericht. Es schien immer gewisser zu werden, daß alle Versuche dieser Art zu nichts führen würden.

*) Eine vollständige Uebersicht des Lebens dieses in der Geschichte der neueren Zeit sehr merkwürdigen Mannes, welcher erst 1817 zu Regensburg gestorben ist, liefert Krämer in der „Gedächtnißschrift auf Dalberg," desgleichen Derselbe in einer biographischen Schilderung im 23. Heft der Zeitgenossen.

Der Graf Lasteyri-Dusaillant.

Schon im J. 1799 hatte mir ein diesen vielfach verdienten Mann begleitendes Schreiben aus Berlin, Gelegenheit verschafft, ihm unsre hallischen Merkwürdigkeiten, und namentlich unsre Wohlthätigkeitsanstalten zu zeigen. Ich erwiederte seinen Besuch in Paris um so lieber, da ich wußte, wie er unter allen Wechseln der Umstände nicht aufgehört hatte auf vielen Gebieten geistiger und physischer Cultur sich nützlich zu machen. Er war der erste, der ums J. 1799 die Merino-Schaafe auch nach Frankreich versetzte, nachdem er sich zuvor in Spanien von dem Eigenthümlichen dieser Race, so viel ich weiß um eben die Zeit unterrichtet hatte, als auch ein Deutscher, der ihm in praktischer Thätigkeit so ähnliche Oberpräsident v. Vinke jenes Land besuchte, und die preußischen Schäfereyen durch den Ankauf veredelte. Man weiß, welche Fortschritte diese Cultur seitdem bey uns und im Auslande gemacht hat. Will es doch fast Manchen eine Uebercultur zu seyn bedünken. Sind nicht — auch in einer andern Sphäre — immer noch Manche der Meinung, es werde, wenn die Aufklärung und Verfeinerung des Volks in so starken Progressionen fortschreite, zuletzt eben so an Menschen für gewöhnliche Aemter und die niederen Geschäfte des Lebens, wie den Fabriken an Wolle für die groben und wohlfeilen Landtücher fehlen?

Ich fand in Lasteyri den anspruchlosen, in stillem Streben nach allem Nützlichen rastlos arbeitsamen Mann wieder, und sah gar manches interessante Naturproduct, mehrere feine Zeichnungen, besonders für Technologie und Naturgeschichte in seiner bescheidnen Wohnung. Auch hat er sich in der folgenden Zeit, nach einem Besuch in München im Jahre 1812 und 1814, das neue Verdienst erworben, den Steindruck nach Frankreich zu verpflanzen, wodurch nicht nur — wie itzt auch in Deutschland — der Druck ministerieller und amtlicher Circularschreiben so sehr erleichtert, sondern auch die Darstellung aller Arten von Zeichnungen und Bildnissen einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat *). Vor ihm hatte man davon in Frankreich keine Idee.

Ueberhaupt kennt sein Eifer Gutes zu wirken keine Gränzen. So ward er der Stifter mehrerer Gesellschaften zur Aufmunterung der Künste; er hat großen Antheil an der Einführung der Methode des gegenseitigen Unterrichts **), und fast in keinem Verein

*) Ich verdanke der Güte eines sehr würdigen Zöglings des hiesigen Pädagogiums, Herrn Baron von Malzahn, itzigen Preußischen Gesandten zu London, vorher zu Paris, ein Bildniß der Prinzessin Lamballe, bey dem Kenner lange gezweifelt haben, ob es nicht das Werk des feinsten Grabstichels sey.

**) Er ist Verfasser des Nouveau système d'éducation par les écoles primaires. Paris 1825.

zu gemeinnützigen Zwecken vermißt man seinen Namen. Uberall mochte er helfen und unterstützen. So hatte seine Societé pour les hommes de lettres et les savants den Zweck, theils veralterten und unvermögenden Gelehrten von Verdienst ihre letzten Lebenstage zu erheitern, theils jungen aufkeimenden Genies zu ersetzen, was ihnen das Schicksal an Mitteln versagt hatte.

Unter den neuen Bekanntschaften habe ich zuerst den

Abbé Delille

zu nennen. Die Zeiten der Unruhen waren den Wissenschaften nicht günstig gewesen, am allerwenigsten den friedlichen Musen. Die Beredtsamkeit hatte noch am ersten Spielraum gewonnen, und wenn sie auf den Kanzeln verstummt war, so ließ sie sich in den Volks- und Rathsversammlungen desto lauter und kräftiger vernehmen. Die Dichtkunst hatte sich entweder nur noch in tyrtäischen Kriegsgesängen versucht, oder sie war in die Kerker geflüchtet, um beängstigten und brechenden Herzen durch Abschiedslieder und Trostgesänge Luft zu machen. Auch ist von beyden Gattungen aus der Revolution einiges Vorzügliche übrig geblieben. Man braucht kein Revolutionair zu seyn, um den Marseiller- und Pyrenäenmarsch schön zu finden.

Um so mehr war es mir erwünscht, den Abbé Delille, einen Veteran aus einer ruhigeren Zeit, den

auch die Schreckenstage lange aus dem Vaterlande getrieben hatten, zurückgekehrt zu finden, da er anerkannt unter den neueren französischen Dichtern den ersten Rang einnimmt, und am wenigsten in der Gattung, die er fast ausschließend gewählt hat, von irgend einem späteren übertroffen ist. Man sagte mir, daß der schwache und fast erblindete Mann zwar gewiß zu Hause, aber schwerlich so zugänglich wie vormals seyn werde. Indeß gelang es mir doch meinen Zweck zu erreichen, ob ich wohl anfangs von einer Dame, vielleicht seiner Gattin, abgewiesen, schon im Weggehn begriffen war. Ich verdanke es meiner Maxime, sich bey bemerkter Verläugnung der Anwesenheit von Personen, die man nur einmal zu sehen wünscht, nicht zu schnell zu entfernen. Man soll es dem Alter, soll es vielbeschäftigten und vielbesuchten Personen nicht verdenken, wenn sie sich überlästigem Anlauf zu entziehen suchen. Aber oft sind sie falsch über den Fremden berichtet; sie sehen die abgegebene Karte noch einmal an; der Besuch ist ihnen nicht unwillkommen, und am Ende danken sie es dem Gast, daß er sich nicht abschrecken ließ.

So ging es mir mit Delille. Die Dame, die gewiß wissen wollte daß er ausgegangen sey, rief mir bald nach, ich möge in den Garten gehen, da sey er vielleicht zu finden. Und so war es! Ich fand den siebzigjährigen Greis — als solchen kündigte ihn auch sein Aeußeres an — unter dem Schatten der Bäume

wandelnd, und das Gespräch kam bald in Gang. In den stürmischen Jahren, wo Keiner, der nicht vom Freyheitsschwindel ergriffen war, vor der Verfolgung sicher seyn konnte, war er als ein entschiedner und sich laut aussprechender Royalist, nach England, dann nach der Schweiz ausgewandert, hatte auch einige Zeit, wie so viele Emigrirte, in Braunschweig gelebt. Es schien ihm eben daher unsre Literatur nicht ganz fremd zu seyn. Was frühere Reisende an ihm rühmen — die große Lebendigkeit seines Geistes, der Reichthum von Anekdoten und witzigen Einfällen, — dieß alles trat in der Unterhaltung weniger hervor. Aber sein Ausdruck war gewählt, sein Urtheil gemäßigt und schonend; in seinem Wesen die angenehme Manier, welche man an alternden Franzosen gewohnt ist. Die Stimme war zwar schwach, aber sie hatte noch nicht den Wohllaut verloren, den so viele, die ihn früher, wenn er seine Gedichte in der Akademie oder in Privatzirkeln vorlas, gehört hatten, nicht genug preisen konnten*). Vielleicht würde die ganz theatralische Weise der Declamation in Deutschland weniger Glück gemacht haben; namentlich das ihr eigenthümliche schnell sich folgende Erheben und Sinken der Stimme, das plötzliche Anhalten und Eilen, das überschnelle Ergreifen der folgenden Zeilen

*) M. s. besonders in Reichards vertrauten Briefen aus Frankreich. 1. Th. S. 110. 376. 428. 2. Th. S. 359. 3. Th. S. 28.

oder Puncte, ohne die geringste Ruhe bey den geendigten. Gerade dieß aber war es, was, so oft er sich hören ließ, stets von dem gewaltigsten Beyfallsklatschen begleitet wurde. Er wußte übrigens was er declamirte auswendig, und so entbehrte er dabey weniger seiner Augen. Ueberhaupt soll er, wenn er gedichtet, immer nur die Anfangsworte der Zeilen niedergeschrieben, und erst wenn die Handschrift an dem Verleger verkauft gewesen, sie ausgefüllt haben.

Nach einigen Klagen über den Verfall der schönen Kunst und Wissenschaft, und die verschwundene gute alte Zeit, die man itzt vergeblich in Frankreich suche, drehte sich unser Gespräch fast allein um das Technische der Versification, namentlich die Nachahmung der griechischen Sylbenmaaße. Er hielt sie für die französische Sprache nicht unmöglich, aber nicht angemessen, und ging auch schwer daran, diese Gewandtheit für einen Vorzug unsrer Sprache zu halten. Ich berief mich auf einige Stellen aus Klopstockschen und Ramlerschen Oden, die mir im Gedächtniß waren. Zwar begleitete er sie mit einem billigenden Kopfnicken. Aber je mehr er doch in einer so langen Reihe von Dichtungen in seine Alexandriner eingewohnt war, desto schwerer möchte es gewesen seyn ihn zu überzeugen, daß gerade die freye Bewegung unsrer Sprache, sie der schönsten Sprache der Welt, der Griechischen, so nahe stelle.

Delille gehört noch immer unter die gelesensten Dichter, selbst in England und Italien. Der beste Beweis davon sind die sehr hohen Honorare, worin sich seine Verleger überbieten, und die Menge der verschiedenen Ausgaben, die gewöhnlich zu gleicher Zeit erscheinen *). Die Gattung der Lehrgedichte und der beschreibenden Poesie, der seine berühmtesten Werke — les Jardins — l'homme des champs — l'imagination — les trois regnes de la nature — la Pitié — angehören, macht offenbar in Frankreich mehr Glück als in Deutschland, wo die dauernd günstige Aufnahme von Tiedgens Urania fast zu den Ausnahmen gehört. Die Stimmung für das Lyrische, Dramatische und Epische dürfte unter uns wohl die herrschende bleiben.

Dieß kann, wenn man gerecht seyn will, Delille's Verdienst nicht herabsetzen. Als Uebersetzer der Aeneide und der Georgica hat er allerdings ganz im Geschmack seiner Nation gearbeitet, der sich an eine wörtlichtreue, besonders Vossische Manier, nimmer gewöhnen wird **). Als Originaldichter aber kann

*) Für das Gedicht la Pitié — sagt man — habe der Verleger 30,000 Livres und für die größeren l'imagination und les elemens dreymal so viel bezahlt.

**) Göthe läßt sich, mit Rücksicht auf Delille, hierüber also vernehmen: „Eine andre Art der Uebersetzung ist die, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Eine solche möchte ich im reinsten Wortverstande die pa-

man ihm gewiß keinen an die Seite setzen, wenn von Correctheit der Sprache, Reichthum der Phantasie — die auch auf seinen Reisen, namentlich bey seinem Aufenthalt in Griechenland und Constantinopel mit Choiseul-Gouffier, so viel Nahrung gefunden hatte, — selbst von Gemüthlichkeit bey vielen Episoden die Rede ist, wenn gleich seine Tiraden oft ermüden, und seine mit Bildern überladene Beschreibungen, uns oft allzu gesucht dünken müssen. Vor allem aber erscheint die Poesie des Dichters in der sich überall aussprechenden Humanität höchst liebenswürdig. Hoch muß man die treue Anhänglichkeit an die Religion und an seinen König, und besonders die Freymüthigkeit achten, womit er kräftig und rührend die Gräuel seiner Zeit schildert,

---

rodistische nennen. Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bey Uebersetzung aller poetischen Werke; Beyspiele zu Hunderten lassen sich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen; er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sey. Wielands Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hatte einen eigenthümlichen Verstandes- und Geschmackssinn, mit dem er sich dem Alterthume und dem Auslande nur in so fern annäherte, als er seine Convenienz dabey fand." — Merkwürdig ist übrigens Friedrich II. Urtheil über Delilles Uebersetzung der Georgica: C'est le seul ouvrage original, que j'ai vu depuis long temps.

wie dieß vorzüglich in seinem Gedicht le Malheur et la Pitié geschehen ist, in welchem er vielen Opfern der Schreckenstage rührende Denkmale gesetzt hat.

Als ich mich entfernen wollte, fragte er noch theilnehmend nach allem, was ich schon in und außer Paris gesehen, — „ob auch die Umgegend, die man nicht versäumen müsse? — ob auch Montmorency? ob Marly? ob Versailles?" Ich erwiederte ihm, daß dieß alles bereits besucht sey, „aber — setzte ich hinzu — von so vielem was Sie in Ihren Jardins verherrlicht haben, fand ich wenig übrig. Es war nicht mehr

ce pompeux Versailles et ce riant Marly
que le Roi, la nature et l'art ont embelli;
ou Louis respira du fracas des conquêtes,
et avoit invité tout l'Olympe à ses fêtes."

Hier erheiterte sich das Gesicht des Greises, — der noch bis in das J. 1818 gelebt hat — sichtbar. Er war erfreut, einen Fremden so bekannt mit seinen Werken zu finden, und drückte mir beym Abschiede, da ich einen zweyten Besuch nicht versprechen konnte, um so herzlicher die Hand.

Sind nicht auch Erfahrungen dieser Art, ist nicht das Bewußtseyn sich nah und fern in empfänglichen Lesern Freunde erworben zu haben, dem Schriftsteller von Gemüth mehr werth als alles Lobpreisen öffentlicher Blätter, und ein schönerer Gewinn als das erhandelte Honorar der Sosier?

Der Abbé Gregoire,

hatte während der Revolution die Aufmerksamkeit von allen Seiten auf sich gezogen. Sie erneuerte sich im Jahre 1820 bey der letzten Deputirtenwahl.

Er würde keine neue Bekanntschaft für mich gewesen seyn, hätte mich nicht im Jahr 1806, wo er Deutschland und auch Halle besuchte, meine Reise nach Holland darum gebracht. In Paris sah ich ihn mehrmals, sowohl auf der Bibliothek, als in seiner eignen Wohnung, wo sich in den Abendstunden an gewissen Tagen ein kleiner Kreis versammelte, in dem man sich bey der einfachsten Bewirthung mit einem Glase guten kräftigen Bieres, und einigem Backwerk, welches eine junge angenehme Verwandte Gregoire's freundlich umherbot, bey ungemein interessantem Gespräch sehr wohl fühlte, da der vielseitige Austausch von Ideen mehr als aller Ueberfluß werth war. Wir trafen uns hier, theils mit einigen gelehrten Landsleuten, wie dem Abt Henke als Braunschweigischen Deputirten, dem Professor Bredow aus Helmstädt, der für eine Ausgabe der alten Geographen sammelte, dem Naturhistoriker Fabricius aus Kiel, dann dem Grafen Schlaberndorf, einigen Gelehrten aus Italien und Spanien, und mehreren andern unerwartet zusammen. Auch der gelehrte griechische Literator Coray war zu meiner Freude gegenwärtig, jedoch still und in sich gekehrt.

In Chios (1748) gebohren, aber voll Sehnsucht nach einer höheren Ausbildung, als ihm sein unter türkischer Herrschaft seufzendes Vaterland gewähren konnte, ging Coray schon im J. 1782 nach Frankreich, widmete sich in Montpellier der Medicin, den Naturwissenschaften und dem Sprachstudium, und ward seitdem in Frankreich so eingebürgert, selbst mit der Sprache so vertraut, daß mehrere Uebersetzungen griechischer Classiker z. B. des Theophrast, einiger Schriften des Hippocrates, vorzüglich des Strabo, so wie seine Bibliotheque hellenique, die auf Kosten griechischer Kaufleute gedruckt ist, mit dem größten Beyfall aufgenommen, einige selbst des Preises würdig erkannt wurden. Obwohl so lange und weit von Griechenland entfernt, blieb doch die Erhebung desselben aus seiner Schmach, der Gedanke der ihn nie verließ. Bey allen Gelegenheiten suchte er in jungen Griechen die nach Paris kamen, den Haß gegen den Despotismus zu nähren, aber zugleich die Nation durch Liebe zu den Wissenschaften, und der Cultur ihrer ausgearteten Sprache zu veredeln, und den alten Geist zu beschwören noch einmal zu erwachen *). Man nannte ihn als Verfasser eines neugriechischen 1801 erschienenen Gedichts die Kriegsposaune. Möge ihm beschieden seyn, die Wiedergeburt des unglücklichen Landes zu erleben!

Die

*) Ueber die Tendenz seiner Studien und Bestrebungen s. m. das Urtheil eines anerkannten Philologen in der Beylage Nr. XX.

Die Hauptperson des Kreises, der Abbé Gregoire, theilte sich mit jener Urbanität, die ich schon an mehreren älteren Geistlichen in Frankreich zu rühmen Gelegenheit gehabt, auch mir mit, und nahm an dem Zustande, besonders des deutschen Kirchenwesens, den lebhaftesten Antheil.

Wenn man so vor dem Manne stand, mit dem Ausdruck einer natürlichen Gutmüthigkeit in dem milden Angesicht, in der sanften und ruhigen Stimme — kaum konnte man es sich dann denken, daß es derselbe war, der den wildesten Ausbrüchen der Revolution eben so ruhig zusehn, in der ersten Nationalversammlung eine so unerwartete Rolle spielen, namentlich so unbeschreiblich harte Urtheile gegen alle Könige der Erde hatte fällen können, so daß es schwer war, seine itzige Stellung unter der Regierung des unumschränktesten Herrschers, den Frankreich je gehabt, zu begreifen. Bey der Abstimmung über den Tod Ludwigs war er zwar nicht anwesend, hatte sich aber schriftlich nur darum nicht bestimmt für die Hinrichtung erklären wollen, weil er überhaupt alle Todesstrafen mißbilligend, die Galeerenstrafe vorgezogen hätte. Bald nach dem grausamen Gemetzel in den Tuilerien hielt er eine sehr heftige Predigt über den Text: Nolite confidere in principibus, und beweinte darin das Schicksal der Völker „die, wie er sich ausdrückte, seit funfzehn Jahrhunderten eine Beute von zehn gekrönten Familien gewesen, welche sich über das Elend

der Menschheit ergötzt, und sich mit ihren Thränen getränkt hätten." Wer die Ueberzeugung von den entschiednen Vorzügen einer monarchischen Regierung mit mir theilt, den müssen Aeußerungen dieser Art, die ein Diener der Religion, ein Bischof — Gregoire war damals Bischof von Blois — öffentlich auszusprechen kein Bedenken trug, noch immer empören, wie geneigt er auch seyn mag, in Zeiten, wo alles vom Schwindel ergriffen schien, Vieles zu entschuldigen. Da es gerade einem Mann von so unbescholtenem Charakter, und einem so vorzüglichen Talent der Rede, am ersten hätte gelingen können, als Mitglied der Nationalversammlung, einmal selbst als Präsident, viel Böses zu hindern, so konnte es nicht befremden, wenn sich im J. 1820 bey der Wahl neuer Deputirten, eine große Partey weigerte ihm die Stimme zu geben.

Vielleicht scheint es manchem Leser unfreundlich, bey anderweitigen so entschiedenen Verdiensten und Tugenden an Verirrungen zu erinnern, über die man den Schleyer werfen sollte. Aber es will mich bedünken, in einer Zeit, wo Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande, weil er hinter dem idealen der Phantasie zurücksteht, und Verkennung des realen Guten der Gegenwart, noch so häufig laut wird, da sey es Pflicht, gerade an solchen Beyspielen zu zeigen, wie leicht politischer Fanatismus auch die edelsten Naturen ergreifen, und zu welchen Ver-

irrungen er sie verleiten könne. Haben wir nicht in den Jahren der französischen Revolution, auch unter uns sehr humane und ruhige Menschen, von der verheißenen Freyheit so ergriffen gesehen, daß die schrecklichsten Grausamkeiten, als Mittel sie zu erringen, für sie alles gehässige verloren hatten, so daß auch sie Scenen, an die man itzt nur mit Abscheu denken kann, vielleicht ruhig angesehen haben würden. Gerade die, welche sich eines großen Zwecks bewußt zu seyn meinen, werden oft am ersten gegen die Mittel gleichgültig, und selbst die Geschichte unsrer Tage beweist ja laut genug, daß der Grundsatz „stets fortschreitende Reformation, aber keine Revolution" noch nicht allgemein anerkannt ist.

Wahrlich! die Vorzeit hat schon genug gebüßt, und es ist sehr zu wünschen, daß alles was noch zu verbessern übrig seyn mag, nie wieder mit so viel Blut und Thränen erkauft werden möge. Zu solchen Opfern würden zwar die am wenigsten bereit seyn, die im steten Gegensatz mit dem Zeitalter zu stehen für Aufklärung halten; aber um so mehr sollten sie bedenken, wie leicht sie durch ihre Aufregungen besonders junge unbefestigte Gemüther irre führen, und ihr Unglück verschulden.

Doch zurück zu Gregoire! Jene traurige Periode abgerechnet, bleibt sein Verdienst von mehr als einer Seite unverkennbar. Es zeugt schon von

nicht geringer Charakterfestigkeit, daß er, als es dahin gekommen war, mit dem Thron auch die Altäre umzustürzen, und jede Erinnerung an den christlichen Cultus zu vertilgen, stets freymüthig, selbst nicht ohne Gefahr, seine Anhänglichkeit an die katholische Religion im Sinn der gallicanischen Kirche erklärte. Sein Haß gegen alle Arten von Unterdrückung, sein Wunsch die Nation frey zu machen, war keineswegs von dem Bestreben getrennt, die Sitten zu verbessern, und das Christenthum erschien ihm dazu als das sicherste Mittel. Auf diesem Wege hoffte er die so verdorbene Classe der Dienstboten zu moralisiren; so kämpfte er, ganz im Geist von Wilberforce, gegen die Sclaverey in den Colonieen, und setzte die natürlichen Rechte der farbigen Menschen mit großem Nachdruck ins Licht. Er ging dabey von der Ueberzeugung aus, daß die menschliche Natur in allen Racen unsers Geschlechts einer höheren Bildung empfänglich sey. Lady Morgan sah bey ihm einen Glasschrank mit literarischen Arbeiten von Negerschriftstellern angefüllt, von denen er mehrere selbst befreyt und gebildet hatte. „Diese kleine Büchersammlung, sagte er, betrachte ich als eine Widerlegung alles dessen, was gegen die Fassungskraft der Schwarzen gesagt ist. Der unglückliche Menschenstamm bedarf nur, gleich der wilden Pflanze in einem vernachlässigten Boden, der Sorgfalt und Pflege, um zu seiner Zeit Blüthen und Früchte zu tragen.“

Unter den itzt lebenden Geistlichen in Frankreich, gehört er unstreitig zu den besten Köpfen und den gelehrtesten Männern, wenn man gleich, besonders in seinen Schriften über religiöse und kirchenhistorische Gegenstände, z. B. „über die religiösen Secten — die barmherzigen Brüder — den geschichtlichen Versuch über die Freyheiten der gallicanischen Kirche," die Befangenheit seines Geistes in den Maximen des Katholicismus nicht verkennen kann. Auch würde die fast allgemeine Achtung, die er noch itzt im hohen Alter — er ist 1750 gebohren — in Frankreich und im Auslande genießt, und die fast alle bedeutende Reisende zu ihm hinzieht, unerklärlich seyn, wenn seine Kenntnisse und seine Tugenden nicht, was man ihm vorwerfen konnte, überwogen hätten.

Er hat neuerlich in Deutschland in den Zeitgenossen (6ter Bd. 3te Abth.) einen Biographen gefunden, der mit großer Unparteylichkeit was zu tadeln war nicht verschweigt, was zu rühmen ist nicht in Schatten stellt.

Die königliche Universität in Frankreich. Das Nationalinstitut.

Es würde überflüssig seyn, Leser, die mit der Geschichte der literarischen Cultur von Europa bekannt sind, daran zu erinnern, daß Paris, wiewohl es nebst Bologna für die älteste aller Universitäten gehalten wird, doch von Anfang an eine von unsern deutschen besonders protestantischen ganz verschiedene Organisation gehabt *), daher auch, wenn in Frankreich von der Universität die Rede ist, selbst dieser Name eine ganz andere Bedeutung hat als in Deutschland. Für weniger literarische Leser hier nur folgendes.

Bekanntlich bezeichnet bey uns diese Benennung, jene in sich abgeschlossenen Lehranstalten für alle Fächer der Wissenschaften, die sich an die gelehrten Schulen oder Gymnasien anschließen, als Hochschulen auf dem dort gelegten Grunde einer allgemeinen besonders humanistischen Bildung fortbauen, und nun in den verschiedenen Facultäten unmittelbar zu dem künftigen Beruf des Theologen, Juristen, Arztes, Philosophen und Naturforschers vorbereiten. In Frankreich hat

*) S. das große Werk von Bulaeus historia universitatis Parisiensis 1665—1673. 6 Vol. Fol. Zugänglicher für den Wißbegierigen ist Meiners Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsres Erdtheils. 1—4. Bd. Göttingen 1802—1805.

der Begriff einen bey weitem größeren Umfang. Man versteht unter der Universität die Gesammtheit aller Lehranstalten des Reichs, die mit dem Elementarunterricht beginnen, und mit dem Strengwissenschaftlichen enden *). Sofern sich indeß dieser letztere eben so wie bey uns in Facultäten theilt, so führen diese auch dort den Gesammtnamen der Académie de Paris, welche man jedoch nicht mit den erst im 17ten Jahrhundert entstandenen einzelnen Akademieen, die itzt das Nationalinstitut in sich vereinigt, verwechseln muß.

An der Spitze der Universität im weitesten Sinne steht der Großmeister — vormals Fontanes, itzt der Graf Frayßinous, Bischof von Hermopolis, Großalmosenier des Königs, — welcher die Lehrstellen in den Collegien und Lyceen vergiebt, und mit einer sehr ausgedehnten Macht bekleidet ist. An ihn schließt sich itzt unmittelbar der Staatsrath Cuvier, als Canzler und Director des königlichen Raths für den öffentlichen Unterricht (Conseil de l'instruction publique), welcher nebst dem Schatzmeister und den übrigen Mitgliedern, desgleichen einer Anzahl von Studieninspectoren, die allgemeinen Angelegenheiten besorgt.

*) So blieb es auch unter Napoleon. Das Decret vom 10. May 1806 sagt ausdrücklich:

Il sera formé, sous le nom de l'Université impériale, un corps, chargé exclusivement de l'enseignement et de l'éducation publique dans tout l'empire.

Auf der höchsten Stufe aller Lehranstalten stehen die eigentlichen Akademieen, deren es — nach dem Jahrbuch von 1825 — itzt in ganz Frankreich 26 giebt. Die Pariser hat eine theologische Facultät, bekannt unter dem Namen der Sorbonne*), eine juristische, medicinische und philosophische, in zwey Hauptclassen für die naturhistorischen Wissenschaften und für Sprachen, Literatur und Geschichte. — Auf der zweyten Stufe stehen die Lyceen, deren in Paris fünf, außer Paris noch 19 andere den Namen der Königlichen (Colléges royaux), alle übrige den Namen der Stadtschulen (Colléges communaux) führen. Die städtischen Mittelschulen (écoles secondaires), und die Elementarschulen (primaires) gleichen unsern höheren Bürger- und niederen Volksschulen. Außerdem giebt es noch eine große Anzahl von Lehranstalten für besondere, theils wissenschaftliche, theils künstlerische und technische Zwecke, unter denen die École politechnique die wichtigste ist**).

Von dem Zustande der Pariser Akademie im engeren Sinn, weiß ich nur wenig zu sagen. Die Zeit

*) Robert aus Sorbonne in der Champagne, um das Jahr 1250 Kapellan Ludwig des Heiligen, stiftete ein Collegium für 100 arme Weltgeistliche, und dieses erwuchs nach und nach zu einem — in gewissen Zeiten so mächtigen — theologischen und wissenschaftlichen Tribunal.

**) Eine vollständige Uebersicht, die hier unzweckmäßig seyn würde, giebt in gedrängter Kürze Möllers Schrift: Paris und seine Bewohner. Gött. 1823. S. 134 — 186.

war durch die eingetretenen Vacanzen ungünstig für die Beobachtung. Gern hätte ich mich, wenn ich vor dem Dom der Sorbonne, oder den großen Gebäuden der Rechts- und der Medicinschule (École de Droit und de Médicine) vorüberging, unter die Zuhörer gemischt. Aber die Vorlesungen waren geschlossen, alles war leer, und selbst die Mehrzahl der Professoren abwesend. Zufolge dessen, was die gedruckten Reglements ergaben, und was ich durch mündliche Nachrichten erfuhr, trägt die Pariser Akademie noch immer den alten Charakter einer aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengesetzten Gesammtheit, und da viele ihrer Institute, gerade wie die Collegien von Oxford und Cambridge Stiftungen von geistlichen Corporationen oder reichen Privatpersonen sind, so haben sie auch gewisse eigenthümliche Verfassungen und Rechte nicht aufgegeben, wiewohl die Regierung in späteren Zeiten mehr Einheit und Zusammenhang in das Ganze gebracht hat. Die Professoren, unter denen es einzelne sehr gelehrte und achtungswürdige, übrigens verhältnißmäßig wenige als Schriftsteller ausgezeichnete Männer giebt, sind ungleich besoldet; gewöhnlich nur mit 800 bis 1100 Rthlr. wozu bey einigen die freye Wohnung kommt. Die Studirenden wohnen entweder in Collegien, oder zerstreut. An der Spitze steht, mit 1500 Rthlr. Gehalt, der Rector, der zugleich Mitglied des vorbenannten königlichen Raths ist. Der Senat (Conseil académique) versammelt sich

unter seiner Leitung in den Sälen der Sorbonne. Wöchentlich macht er dann was vorgefallen ist, bekannt. Insubordinationsfehler gegen Professoren, bringen um die Inscription. Wie weit darin die Strenge geht, oder ob die Disciplin in der Wirklichkeit von dem was das Gesetz sagt, wie fast überall verschieden ist, kann ich nicht beurtheilen. Strenger ist sie gewiß als auf vielen deutschen Universitäten. Da indeß auch Fälle vorkommen, wo das uns ganz ungewohnte Beyfallsklatschen, womit manche Vorlesungen begleitet werden, oft mit einem rohen Ausbruch des Unwillens wechselt, so hat man sich zuweilen genöthigt gesehen, einzelne akademische Schulen eine Zeit lang zu schließen.

Was übrigens die Pariser Akademie am meisten von unsern protestantischen unterscheidet, bleibt der geringere Zusammenhang zwischen den einzelnen Fächern der Wissenschaften. Sie ist mehr ein Aggregat von Specialschulen zu nennen, in denen die Theologen, die Juristen, die Mediciner, unbekümmert um die andern Studien, ihren eignen Weg gehen, indeß bey uns ein gemeinsames Band alle Wissenschaften umschlingt, wodurch eben das akademische Leben einer höheren Ausbildung so günstig ist. Dieß haben in unsern Zeiten Männer, wie der ehrwürdige Haffner *) in Straß-

*) M. s. sein Werk: De l'éducation literaire, ou essays d'un établissement pour les hautes Sciences. Strasbourg 1792.

burg, und Villers, der von Nationalvorurtheilen so frey war, in ein so helles Licht gesetzt *), daß es überflüssig ist mehr darüber zu sagen. Schwerlich wird man aber in Frankreich von so vielem was in der Organisation fehlerhaft bleibt, am wenigsten in den jetzigen Zeiten, zurückkommen.

Ein von der Universität ganz unabhängiger Verein einheimischer und auswärtiger gelehrter Männer aus allen Fächern, ist das

Nationalinstitut.

Unter diesem Namen wurden im Jahr 1796 die seit längerer Zeit bestehende vier Akademieen der Wissenschaften und schönen Künste wieder hergestellt. Denn im Jahr 1793, wo alles was königliche Stiftung hieß, verhaßt war, hatte man sie, selbst auf Gregoire's Antrag, aufgehoben.

Der Stifter dieses ersten, unter dem Schutz der Regierung stehenden und durch sie besoldeten Vereins von Gelehrten, war der Cardinal Richelieu. Fast

*) Villers (eben der, welcher bey dem Nationalinstitut den Preis für die Abhandlung über die Folgen der Reformation gewann, in der westphälischen Zeit Professor in Göttingen) in dem Coup d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante. Cassel 1808. Ein treffliches Wort — gerade zu der Zeit, wo die Universitäten in dem neuen Königreich Westphalen in Gefahr standen, nach dem Vorbilde der französischen organisirt zu werden.

unwürdig und kleinlich erscheint die erste Veranlassung. Es war eine Gesellschaft — nicht gerade ausgezeichneter — Dichter und schöner Geister, welcher der Cardinal, eitel genug auch als Dramatiker glänzen zu wollen, und eifersüchtig auf den großen Ruhm, den sich Corneille durch seinen Cid erworben hatte, eine Kritik des Meisterwerks auftrug, welcher jedoch der bessere Geschmack von ganz Paris widersprach *). Indeß ward sie dennoch zu einer öffentlichen aus vierzig Mitgliedern bestehenden Gesellschaft erhoben, welche den Namen der Académie francaise erhielt, zu deren Hauptbeschäftigung jenes bekannte Dictionnaire de l'Académie gehörte, das als Orakel und letzte Instanz aller die Sprache betreffenden Fragen betrachtet werden sollte. Der treffliche Minister Ludwig des XIV Colbert, erweiterte das Institut durch zwey neue Abtheilungen, deren erstere (die Académie des Sciences) sich ganz der Mathematik, Chemie und der Naturwissenschaft widmen, die zweyte (Académie des Inscriptions, Medailles et belles lettres) alles was Literatur und schöne Künste betraf in ihren Kreis ziehen sollte. An diese hat sich in der Folge die Académie de Peinture et Sculpture et d'Architecture angeschlossen.

---

*) Daher die bekannte Stelle in Boileau's Satyren:

En vain contre le Cid un Ministre se ligue,
Tout Paris pour Chimène a les yeux de Rodrigue.
l'Académie en corps a beau le censurer,
Le public revolté s'obstine à l'admirer.

Seit der Consularregierung ist man zu den alten Benennungen zurückgekehrt, jedoch unter dem gemeinsamen Namen eines Institut national, das sich anfangs in drey Classen, für Physik und Mathematik, für Moral und Politik, für Literatur und schöne Künste theilte. Napoleon schloß alles, was als politische Oekonomie, Moral, Statistik leicht demokratisch hätte werden können, aus, und seine vier Classen theilten sich zwischen den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, der französischen Literatur, der Geschichte, den alten Sprachen und Künsten. So ist es auch unter der itzigen Regierung geblieben.

Der Sitz des Instituts war bis in das J. 1806 der Louvre. Seitdem ist er in das von dem Cardinal Mazarin zur Bildung fähiger Köpfe aus den verschiedenen Provinzen gestiftete Collége de quatre Nations, welches seitdem den Namen eines Palais des beaux Arts erhalten hat, verlegt, — ein großes stattliches Gebäude, in dessen mit den Büsten der berühmtesten Akademiker der Vorzeit geschmückten Zimmern, die einzelnen Abtheilungen der Akademie vertheilt sind, und worin auch eine reiche Bibliothek ein eignes würdiges Local erhalten hat.

Die vormalige schöne Kapelle des Collegiums ist zu den öffentlichen Sitzungen bestimmt. Zufolge eines späteren Reiseberichts — denn ich selbst habe keiner öffentlichen beywohnen können — nehmen dabey die Prä-

sidenten unter einer Draperie von grünem Sammt auf der erhöhten Tribune ihren Platz ein. In einem Halbzirkel auf jeder Seite sitzen die Mitglieder des Instituts als die Repräsentanten der vier Akademieen in dunkelgrünen Uniformen mit gestickten Kragen. Hinter ihnen erhebt sich ein Amphitheater für männliche und weibliche Zuschauer, die Einlaßkarten erhalten haben. Die Präsidenten eröffnen die Sitzung. Dann folgen die Vorlesungen, bey denen es nie an Beyfallsbezeugungen fehlt, und das laute Applaudiren sehr häufig, besonders aus dem Munde der Damen, mit dem Ausruf wechselt: Ah que cela est charmant — juste — fin, — ingenieux! — Ah que cela est beau! wiewohl oft die Stimme der Vorleser sehr leise und monoton, und der Inhalt nur Kennern verständlich seyn soll.

Man weiß, wie viel für und wider alle Akademieen der Wissenschaften in und außer Deutschland, von jeher gesagt und geschrieben ist, indem der Eifer, der ihre ersten Stiftungen begleitete, nur zu oft in eine Erschlaffung überging, und was sie dann für die Literatur leisteten, mit dem großen Kostenaufwand in keinem Verhältniß stand. Man hat sie reithen Pfründen verglichen, bey denen die Besitzer sich nur zu leicht einem behaglichen Leben hingeben, und dann doch wohl als die Nationalrepräsentanten alles höheren Wissens betrachtet seyn wollen. Gewiß war dieß auch der Fall bey vielen Aka-

demikern, die oft bloß durch Gunst von Königen und Ministern zu der Ehre der Mitgliedschaft gekommen waren, und wenn sie endlich die Mehrzahl ausmachten, die Akademieen in den Augen der Verständigen um alle Achtung gebracht und eine radicale Reform nöthig gemacht hatten. Auch in Frankreich — wie oft hat sich der Aufnahme der Talentvollsten Leidenschaft und Cabale widersetzt! Wie lange hat es gedauert, ehe so manche ausgezeichnete Schriftsteller für würdig erklärt sind, in die Zahl der Vierzig einzutreten. Glänzende Genies, wie Rousseau, Diderot, Raynal gelangten nie dazu; Voltaire erst im hohen Alter. Indeß hatte sich nur zu oft die Mittelmäßigkeit auf den Lehnstühlen der Versammlung gebrüstet, aber freylich auch dem Spott und Hohn nicht entgehen können.

Wer möchte gleichwohl so ungerecht seyn, die vortrefflichen Leistungen, sowohl der alten französischen Akademie als des Nationalinstituts, verkennen zu wollen? Es ist kein Gebiet der Wissenschaften, das nicht durch sie gewonnen hätte, und die mehr als hundert Bände ihrer Memoires enthalten unschätzbare Arbeiten, vor allen in den Fächern der Mathematik, Physik, Medicin, und allen Gattungen der Naturforschung, denen auch Deutschlands Gelehrte dankbar huldigen, und sie jährlich auf vaterländischem Boden verpflanzen.

An dem Tage, wo ich das Institut besuchen konnte, versammelte man sich später als ich geglaubt hatte. Ich gewann dadurch Gelegenheit, in einem unteren Saale des Hauses einer musikalischen Akademie beyzuwohnen, wo mehrere Künstler, theils durch Instrumentalmusik, theils durch Gesang großen Beyfall erndteten und zu verdienen schienen.

In der Sitzung des Nationalinstituts wurde eine kurze Abhandlung naturwissenschaftlichen Inhalts vorgelesen. Dann theilte man mehrere eingegangene Briefe über literarische Gegenstände mit. Es waren Gelehrte aus allen Classen versammelt, was mir den Vortheil gewährte, einige der ausgezeichnetsten Mitglieder von Angesicht kennen zu lernen. So waren die großen Mathematiker, Lagrange und Laplace, Larcher Uebersetzer des Herodot, und der Weltumsegler Bougainville gegenwärtig. In einige Berührung kam ich mit Cuvier, Lacepéde, Sylvester de Sacy, Lecroix, denen die Veranlassung meiner Reise nicht unbekannt geblieben war.

Eine Verschiedenheit der Meinungen erhob sich, als man ein Schreiben des Fürsten Primas vorlas, worin er sich entschuldigte, an diesem Tage der Sitzung nicht beywohnen zu können. Man warf die Frage auf, welcher Platz ihm, wenn er künftig erscheinen würde, anzuweisen sey, — ob der Ehrenplatz neben dem Präsidenten, oder die Stelle, die ihm ordnungsmäßig als einem der jüngeren Mitglieder gebühre. Der Präsi-

dent

dent führte das Beyspiel des Prinzen Heinrich von Preußen an, dem man, als er im J. 1784 Paris und die Akademie besucht, den Rang über alle Mitglieder gegeben, daher der Fürst Primas, der als ein regierender Herr einen so hohen Posten bekleide, ebenfalls darauf Anspruch machen zu können scheine. „Das kann er nicht, sagte der alte Larcher. Der Prinz von Preußen war als Gast des Königs in Paris, und beehrte als ein hoher Fremder die Akademie mit seiner Gegenwart. Der Fürst Primas ist hier Akademiker wie wir alle sind. In dieser Eigenschaft kommt er zu uns. Er wird keinen andern Platz verlangen, als den ihm die Zeit seiner Aufnahme bestimmt."

Der Präsident — ich erinnere mich des Namens nicht — schien auf den Einwurf nicht vorbereitet, und trug darauf an die Entscheidung zu vertagen. Wie sie ausgefallen seyn mag, ist mir nicht bekannt geworden.

Als ich die Versammlung verließ, konnte ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß, trotz allem was auch neuerlich gegen so manche ähnliche Institute unsers Vaterlandes gesagt ist, dennoch schon in der Idee solcher Akademieen etwas sehr würdiges und zweckmäßiges liege. Um in irgend einem Fach etwas Vollendetes hervorzubringen, scheint eine freye Bewegung des Geistes, eine völlige Unabhängigkeit von Geschäften, die an Tage und Stunden gebunden sind, fast uner-

läßliche Bedingung. Am meisten scheinen gerade solche Gelehrte da an ihrer rechten Stelle zu seyn, denen, wie nicht selten bey den Gelehrtesten der Fall ist, das Talent des Lehrens abgeht, hier aber Muße gegeben wird, ungehemmt von Berufsarbeiten desto glücklicher den ihnen einwohnenden Genius einen freyen Aufschwung zu gestatten, oder in den tiefsten Schacht der Wissenschaft hinabzusteigen und neue Entdeckungen zu Tage zu fördern. Was würde nicht so mancher treffliche Kopf geleistet haben, wenn man ihn bey Zeiten von den Beschwerden des Lehrstuhls oder eines andern, oft mit seinem wissenschaftlichen Streben nicht in der entferntesten Verbindung stehenden Amtsgeschäfts entbunden, und zugleich als Mitglied wohlorganisirter Akademieen von allen äußeren Sorgen unabhängig gemacht hätte. Es giebt Ausnahmen von der Regel. Man weiß, wie bey Einzelnen die drückendste Armuth und die härtesten Schicksale selbst nicht im Stande gewesen sind das Genie niederzudrücken. Aber wer kann auf solche Ausnahmen rechnen, und daß sie möglich waren, bleibt immer ein Vorwurf für sorglose Regierungen oder undankbare Zeitgenossen.

Blicke
in
das französische Schul- und Erziehungswesen.

Die Lyceen. Die Mittel- und Volksschulen. Männliche und weibliche Pensionsanstalten. Madame Campan.

Nur Blicke konnten es seyn die ich bey der beschränkten Zeit auf diese mir so wichtigen Gegenstände werfen konnte. Sie zu erschöpfen würden kaum Jahre der Beobachtung hinreichen. Einigermaßen wird diese jedoch durch die Gleichförmigkeit der Einrichtung, welche jene Institute einander so ähnlich macht, erleichtert, da dasselbe Gesetz durch das ganze Reich herrscht, indeß in unserm in so viele kleinere und größere Länder getheilten, und so ganz verschiedenen Regierungsformen unterworfenen Deutschland, auch hierin die größte Verschiedenheit statt findet.

In den älteren Zeiten war der Jugendunterricht fast allein in den Händen der Geistlichkeit, und man muß billig genug seyn zu gestehen, daß sich auch kein Stand mehr dazu eignet, da theils seine eignen Studien mit dem, was zur allgemeinen Bildung gehört, namentlich den Sprachen, am genauesten zusammen hängt, theils seine Lage ihm die meiste Muße gewährt. Fast in allen Ländern sind die ältesten Schulen Klosterschulen gewesen, und ohne Kloster- und Ordensgeistliche, würden in gewissen Zeitperioden fast alle Wis-

senschaften verschwunden seyn. Selbst den Jesuiten, wie nachtheilig sie auch von so manchen Seiten gewirkt haben mögen, kann man ihr Verdienst um das Unterrichtswesen Frankreichs nicht absprechen. Sehr kenntnißreiche und tüchtige Gelehrte sind aus ihren Schulen hervorgegangen.

Die französische Revolution mußte schon darum auf das Schulwesen von sehr großem Einfluß seyn, weil sie gar bald dem geistlichen Stande den Krieg ankündigte, und eine große Anzahl seiner Mitglieder um Amt und Brodt brachte, daneben aber auch alle Bande der Zucht und des Gehorsams auflößte, so daß eine Zeit lang an ernstes Studiren nicht mehr zu denken war. Wohin dieß führen würde, sahen die Verständigen zeitig genug ein, und schon die erste Nationalversammlung, so wie in der Folge der gesetzgebende Cörper, beschäftigte sich bald mit Entwürfen für die Organisation des öffentlichen Unterrichts. In den darüber abgefaßten Projecten, wurden, neben vielen überspannten und unausführbaren, doch auch namentlich von Talleyrand, Condorcet und m. A. eine Menge trefflicher Ideen zur Sprache gebracht. Unter der Consularregierung Bonapartes, erschien im J. 1804 ein allgemeines Organisationsdecret, welches sowohl den Unterricht als die Verwaltung der verschiedenen Arten von Schulen durch das ganze Reich an feste Gesetze band, und bey einzelnem Guten was es enthielt, doch schon dadurch den Freunden der

alten Ordnung sehr mißfallen mußte, daß es ihnen allen einen militairischen Charakter aufdrückte, die Zöglinge in Compagnien theilte, auf tägliches Exercieren vom zwölften Jahre an einen hohen Werth legte, selbst die friedlichen Glocken, an deren Ton man so lange in den Erziehungshäusern gewöhnt war, mit der Trommel vertauschte. Man konnte indeß nicht verkennen, daß sie an Einheit, Ordnung und Disciplin gewonnen hatten, und dem Fleiß durch die Beschränkung zwar weniger Ausdehnung, doch auch mancher neuer Antrieb gegeben war.

Desto weniger konnte aber diese neue Organisation von Seiten des Unterrichts befriedigen. Napoleons eiserner Wille beschränkte alles auf Latein und Mathematik. Zwischen beyden mußten sich Tag für Tag von der ersten bis zur letzten Classe die vier Lehrstunden theilen. Von der griechischen Sprache und von neuen Sprachen sollte nicht die Rede seyn. Allenfalls ward verstattet, beyläufig ein wenig Geschichte und Naturkenntniß zu lehren. Die Lehrbücher — zum Theil recht dürftige — wurden für jede Classe im ganzen Umfang des Reichs vorgeschrieben; sogar die Abschnitte, welche aus den lateinischen Autoren gelesen werden durften, waren bestimmt. Den stärksten Beweis aber, in wie enge Gränzen die Bildung der Jugend eingezwängt werden sollte, enthielt das Gesetz, daß jedes Lyceum zwar eine Bibliothek besitzen, die Zahl der Bücher aber nie über

1500 steigen, auch durch ganz Frankreich nur aus denselben Werken bestehen sollte. Nur auf Genehmigung des Ministeriums durfte ein neues hinzukommen. Möchte dann allenfalls, bey gehöriger Auswahl des Classischen, für die Lernenden — denen zum Lesen wenig Zeit übrig bleibt, — die Zahl hingereicht haben. Aber wie drückend war es für schlecht besoldete Lehrer, besonders in den von der Hauptstadt entfernten Städten, so wenig Mittel zu haben mit der Literatur fortschreiten zu können.

„Welche Rückschritte — sagte mir einst ein sehr würdiger Mann, der als Professor an einem der königlichen Collegien stand — haben wir machen müssen! Wie ist uns Lehrern alle Lust und Liebe durch diesen Zwang ausgegangen. Es bedurfte allerdings die alte Ordnung mancher Verbesserung, und besonders war die jesuitische Lehrart der freyen Bewegung des Unterrichts nachtheilig geworden. In dem Collegium an welchem ich stehe, befolgten wir immer die trefflichen Methoden Rollins, und Lehrer und Lernende befanden sich wohl dabey.“

Ich freute mich einen mir stets theuren Namen nennen zu hören. Wie manches auch in Rollins bekannten pädagogisch-didaktischem Werk *) auf die

*) Rollin war eine Zeit lang Rector der Akademie von Paris, lebte aber hernach als Privatgelehrter und Schriftsteller bis 1741 in allgemeiner Achtung. Seine Histoire ancienne und romaine gehörten einst zu den gelesensten

Rechnung seiner Zeit und seine eigne Bildung in der Sorbonne zu schreiben ist — überall hört man den Mann von Einsicht und Erfahrung, und ein sittlich-religiöser Sinn spricht überall aus seinen Darstellungen an. In dem Historiker vermißt man mit Recht die Kritik; aber was ihm hievon abgeht, übertrifft sein nach den besten Mustern gebildeter Styl, und gewiß hat er in unzähligen seiner Leser, wie selbst in Friedrich II, der ihn sehr hoch schätzte und Briefe mit ihm wechselte, die Liebe zum Studium der alten Geschichte geweckt!

Mit dem Personal und der äußeren Einrichtung der Lyceen war ich schon auf der Reise nach Paris in Maynz und Metz bekannt geworden. Ich fand sie überall sich gleich. An der Spitze einer jeden steht der Proviseur als oberster Aufseher. An ihn schließt sich der Censeur, dem die unmittelbare Aufsicht auf die Sitten, den Fleiß und die Fortschritte der Zöglinge, die Ordnung in den Zimmern, Büchern und Sachen, die Pünctlichkeit im Schulbesuch der außer dem Hause

---

Werken. Die oben genannte Schrift, unter dem Titel: De la manière, d'enseigner et d'étudier les belles lettres, 4 Bde. auch Deutsch: „Anweisung die freyen Künste zu lehren und zu lernen, bleibt noch itzt jungen Lehrern und Pädagogen, besonders in einigen methodologischen und pädagogischen Abschnitten fast eben so empfehlungswerth als Rousseau und Locke." Ich möchte Rollin in manchem Betracht — auch namentlich von Seiten des sittlichen Geistes seiner Schriften — den französischen Quintilian nennen, dessen classisches Werk auch, wie mich dünkt, viel zu wenig von Lehrern und Pädagogen gelesen wird.

wohnenden, und die Anständigkeit bey dem Anfang und Schluß der Lection obliegt. Der Procureur gerant ist der Oekonom und Rechnungsführer des Hauses. Das Lehrerpersonal bilden die Professoren, welche nur in den Lehrstunden gegenwärtig sind. Von diesen unterscheiden sich die Maitres d'études, welche in der Anstalt wohnen, daher nicht verheirathet seyn dürfen, wie denn überhaupt allen weiblichen Personen der Aufenthalt versagt ist. Sobald die Lectionen geschlossen sind, treten sie als Aufseher ein, und sind unzertrennlich von den Schülern während ihrer Feyerstunden, in den Arbeitszimmern, bey der Mahlzeit, in den Schlafsälen. Denn das Gesetz will, daß die Jugend keinen Augenblick sich selbst überlassen bleibe. Dieß alles gilt indeß nur von den Lyceen, welche, wie die meisten königlichen in und außer Paris, mit Pensionsanstalten verbunden sind. Die, in welchen bloß unterrichtet wird, haben nur einen Director (le Principal) unter welchen die Classenlehrer (les Regens) den gesammten Unterricht besorgen.

Der eine Theil der Zöglinge wird von der Regierung ganz, oder doch zum Theil, unterhalten; der andre von den Eltern als Pensionairs, gegen die geringe Zahlung von 700 Fr. (175 Rthlr.) Sie tragen sämmtlich eine dunkelblaue Uniform mit hellblauen Aufschlägen. Am Tage halten sie sich theils in den Classen, theils in den Arbeitssälen (Salons d'études) auf, wo jeder einen kleinen Raum für seine Bücher und Geräth-

schaften hat. In Maynz fand ich alle Locale ungemein reinlich und geräumig. Aber das dortige Lyceum war auch damals das neueste und nur eben erst eingerichtet.

Zufolge der von mir eingezogenen Nachrichten, hat nach den fast zwanzig Jahren, die seit meinem Dortseyn verflossen sind, die neue Ordnung der Dinge im Wesentlichen der äußeren Einrichtungen nichts verändert. Aber der Unterricht hat entschieden gewonnen. Man ist mehr zu dem älteren Lehrplan der Collegien zurückgekehrt, ohne wieder in alle seine Fehler zu verfallen. Wenn noch immer ein besondrer Fleiß auf Latein und Mathematik gewendet wird, und täglich, besonders durch die letztere, vortrefflich vorbereitete Zöglinge in die polytechnische Schule und die militairischen Bildungsanstalten übergehen, so ist man zugleich darauf bedacht, der griechischen Sprache, und den neuen Sprachen, zumal der Deutschen, wie auch der Geschichte noch mehr Eingang zu verschaffen. Daher nennt das Jahrbuch sämmtlicher Lehranstalten, das vom J. 1825 vor mir liegt, ausdrücklich unter den Preisaufgaben griechische Uebersetzungen und historische Abhandlungen.

Bey dem Unterricht in den alten Sprachen hat man von jeher mehr dahin gesehen, mit dem Inhalt und Geist der Classiker bekannt zu machen, als Grammatiker und eigentliche Philologen zu bilden, wozu es auch wohl in so vielen Lehranstalten noch an Lehrern fehlen möchte. Man begnügte sich, die Hauptregeln der

Grammatik einzuprägen, sehr viel lesen und übersetzen zu lassen, und besonders das Gedächtniß mit den schönsten Stellen zu bereichern. Dieser Zweck wird auch unstreitig mehr als durch unsre Methoden erreicht. Ich habe in den Kriegszeiten viele französische Officiere bewirthet, die den halben Virgil und Horatz auswendig wußten. Das tiefe Eindringen in die Linguistik, Kritik, Metrik, überläßt man den Philologen von Profession. Daß ich übrigens so viele Ausgaben der Classiker, mit nebenstehender französischer Uebersetzung, in den Händen der Jugend fand, wovor schon Rollin so sehr gewarnt hatte, war allerdings befremdend. Auch dürfte es wohl noch lange dauern, ehe die französischen Humanisten sich mit den englischen und besonders deutschen dürften messen können. Männer, wie einst die Stephani, Casaubon, Muret, in neuern Zeiten Larcher, Villoison, Charton, de Rochette, Boissonade, du Theul waren, gehören itzt noch zu den seltenen Erscheinungen.

Nach dem Zeugniß eines sehr unterrichteten Freundes in Paris, — der als Protestant desto unparteyischer erscheinen muß, — hat auf jeden Fall das neue Leben, das, nachdem die Waffen ruhen, in den friedlichen Wohnungen der Musen wieder erwacht ist, den glücklichsten Einfluß auf die französische Jugend gehabt. „Ein großer Theil der Lernenden, sagt er, zeichnet sich durch einen brennenden Eifer für die Wissenschaften aus, und der Ernst im Studiren ist bey

vielen fast zur Leidenschaft geworden, so daß man sich von der itzigen Generation eine weit höhere und allgemeinere Bildung versprechen darf."

Des Sporns der Ehre hat man sich von jeher bedient. Preisvertheilungen gehören zu den ältesten Institutionen, wenn gleich Art und Form verschieden waren. In Paris endet ein jedes Schuljahr mit einer allgemeinen Preisbewerbung (Concours général) und die Hauptvertheilung fällt in die Tage vom 17—19. Aug., worauf die bis zum 11. October dauernden Ferien folgen. Die auf die sechs Classen, in welchen sich jedes Lyceum theilt, berechneten Aufgaben, bestehen in Abhandlungen über philosophische, philologische, mathematische Materien, lateinischen und französischen Reden, Erzählungen und Gedichten, Uebersetzungen aus römischen und griechischen Schriftstellern in gebundner und ungebundner Rede, endlich auch in Behandlungen historischer und geographischer Gegenstände. Die besten Leistungen erhalten den ersten Preis, die nächsten das Accessit.

Von dem Präsidenten des reformirten Consistoriums Herrn Marron eingeführt, habe ich einer dieser Feyerlichkeiten in dem Collége royal de Louis le Grand beygewohnt. In einem großen schön decorirten Saal war eine große Anzahl von Zuhörern und Zuhörerinnen, alle in vollem Schmuck, versammelt. Die Zöglinge mehrerer Collegien, welche an der Preiserwerbung Theil genommen hatten, umgaben sie auf

amphitheatralischen Sitzen *). Am Ende des Saals führten fünf bis sechs Stufen auf die mit einer Barriere umgebene Estrade, mit einem Vorsprung für den Redner. Hier saßen die Directoren und hohen Staatsbeamten; den Mittelplatz hatte, statt des abwesenden Großmeisters, ein ältlicher Mann, in dem man einen der vormaligen Lehrer Napoleons in dem Collegium von Brienne, durch Uebertragung der Krönung der Sieger, hatte ehren wollen. Als die rauschende Musik schwieg, eröffnete einer der Professoren die Feyer mit einer langen französischen Rede. Hier glaubte man im Schauspiel zu seyn, so theatralisch war alles, so laut erscholl oft mitten in der Periode, oder bey einem Ruhepuncte das Beyfallsklatschen der Menge. Durch das außerordentliche Feuer und Pathos der Declamation, schien sich der Mann oft so erschöpft zu fühlen, daß er mehr als einmal genöthigt war, sich durch einen neben ihm stehenden kühlenden Trank zu erfrischen. So weit ich — durch die Neuheit und den Anblick einer so glänzenden Versammlung zerstreut — dem Vortrage folgen konnte, bestritt er beredt und bündig einige der neuen eben in Paris aufgekommnen Erleichterungsmethoden, um in der möglichst kürzesten Zeit alles, besonders die Sprachen zu lehren und zu lernen. Als er sie mit den Schnellwagen (Velociféres) ver-

*) Der prächtige Saal in der Sorbonne, in welchem itzt die großen Preisvertheilungen gehalten werden, war damals noch nicht eingerichtet.

glich, kam das ganze Auditorium über den witzigen, auch in der That nicht unpassenden Ausdruck fast außer sich. Wie ruhig, dacht' ich, würde doch ein deutsches Parterr bey einer solchen Rede geblieben seyn.

Je weniger mich indeß das ganze pomphafte uns Nordländern ungewohnte Wesen, das nun einmal zur französischen Volksthümlichkeit gehört, ansprach, desto anziehender war schon durch die Neuheit der zweyte Act des Festes. Man rief nach der Reihe der Classen den Namen und Geburtsort derer, welche die Prüfungscommission des ersten oder zweyten Preises würdig erkannt hatte, laut aus. Gewöhnlich ertönte sogleich Musik und Beyfallsruf. Am lautesten jubelten immer die jungen Pariser, so oft es einen aus dem Departement de la Seine traf. Jeder Aufgerufene drängte sich dann durch die Menge, stieg — mancher vor Freude bebend — die Stufen hinan, neigte sich sehr ehrerbietig vor dem Brabeuten, empfing mit gesenktem Haupt aus seinen Händen den Lorbeerkranz, sodann den Preis. Da die jungen Sieger alle vor dem auch mir auf der Estrade angewiesenen Platz vorübergehen mußten, so entging mir kein Ausdruck der höchst mannichfaltig sich kundthuenden Freude, wie sie bey dem Einen aus allen Blicken strahlte, bey dem Andern sich mit dem Erröthen der Ueberraschung und Beschämung mischte, bey dem Dritten in Freudenthränen ergoß, die dann den nassen Augen der überglücklichen Väter, Mütter und Schwestern begegneten.

Alle zeichnete in ihrem Benehmen eine Bescheidenheit aus, die gerade in dem Alter, wo man oft auf Dünkel und Uebermuth gefaßt seyn muß, den Jüngling so liebenswürdig macht. Und nun die Eltern, und die Geschwister, und die Freunde! — Wie sah man es ihnen an, wie gern sie den gekrönten Sohn und Bruder gleich an das Herz gedrückt hätten! — Auch so mancher Lehrer, wie belohnt fühlte er sich in dem geliebten Schüler, und wie empfing er ihn mit dem herzlichsten Händedruck! — Man muß diese Scenen gesehen haben, um von dem Eindruck, welche Tage wie dieser auf die Jugend eines so beweglichen und leicht exaltirten Volkes machen, ein anschauliches Bild zu bekommen. Seit ich Zeuge dieses Festes war, verstand ich erst ganz die Stelle in Marmontels Leben, in welchem er den Tag beschreibt, wo auch ihm in der Schule zu Toulouse an einem Tage drey Preise zuerkannt waren. „Die Männer, sagt er, trugen mich fast durch die Menge auf den Händen. Die Damen umarmten mich. Da breiteten sich auf einmal zwey schwarze Arme gegen mich aus. Ich sehe, ich erkenne meinen Lehrer, den guten Pater Maloße, der mich nach einer achtjährigen Trennung bey dieser Feyerlichkeit wieder findet. Augenblicklich dränge, stürze ich mich durch den Haufen und werfe mich mit allen drey Preisen an sein Herz. Nehmen Sie hin, guter Pater, rief ich aus; sie gehören Ihnen. Ihnen verdanke ich sie! Der gute Mann hob die thränennassen Augen gen Himmel, und

ich darf sagen, die Freude die ich ihm bereitete, war mir nun lieber als aller Glanz meines Triumphs*)."

Ueber den Werth der Preisarbeiten kann ich nicht urtheilen. Sie lagen zwar vor, und empfahlen sich — einige durch die Ausführlichkeit, fast alle durch eine sehr schöne Handschrift. Aber zum Lesen war keine Zeit. Viele poetische Arbeiten waren eingegangen. Man mag sich leicht denken, daß, da man die neuen Siege des Kaisers zum Hauptthema gewählt hatte, der ganze Stolz und Uebermuth eines sich für unüberwindlich haltenden Nationalgefühls sich darin aussprach. Das erste was mir in die Hände fiel war ganz der Wiederhall jenes, ein jedes preußische Herz zerreißenden Bülletins vom 20. Oct. 1806. In einer Ode, welche die Schlacht bey Jena besang, fiel ein Blick auf den erlauchten theuren Namen einer Vielbeweinten. Dieß war genug, um nicht weiter zu blättern.

So viel begeisterndes übrigens der erste Eindruck hat, welchen gleich den olympischen und isthmischen Festen dieser Wettkampf zurückläßt, so muß es doch dem kälteren Beobachter sehr zweifelhaft erscheinen, wiefern sie im Allgemeinen als zweckmäßige Mittel, Fleiß und Kenntnisse zu befördern, zu betrachten sind. Wer möchte verkennen, daß, wie überhaupt die Nacheiferung ein gewaltiger Sporn ist, auch hier Ein-

*) Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten in dem Zeitraume von 1723 — 1799 von ihm selbst geschrieben. Aus dem Franz. Leipzig 1805. S. 109 f.

zelne aufgeregt werden; ob aber nicht mehr durch die Ehre und den Preis, als durch das innere Interesse an der Wissenschaft und Kunst, das ist die Frage! — Immer ist es doch nur der allerkleinste Theil von der so ausnehmend großen Menge der jungen Studirenden, der hoffen kann den Kranz zu erringen, und die geringe Wahrscheinlichkeit für die Allermeisten, kann eben sowohl eine gewisse Trägheit herbeyführen, der unedlen Leidenschaften nicht zu gedenken, die in denen zurückleiben, die sich, wie dieß nicht fehlen kann, für zurückgesetzt halten. Auch geht ein bedeutender Theil von Zeit für Lehrer und Lernende verloren, und es ist zu fürchten, daß die ersteren in ihrem Unterricht vorzüglich die Schüler im Auge haben, von denen sie hoffen dürfen, daß sie einst mit ihrem Talent glänzen werden. Diese und ähnliche Bedenklichkeiten scheinen auch neuerlich eine strenge Kritik dieser alten Sitte veranlaßt zu haben, die zwar wahrscheinlich viel Widerspruch erfahren wird, aber um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da der Verfasser tief in den Gegenstand eindringt, überall aus Erfahrung spricht, da er einst selbst Oberaufseher eben des Collegiums war, dessen Fest ich beywohnte *).

Auf

*) Sie befindet sich in der mir eben aus Paris zugekommenen Schrift de quelques amelorations a introduire dans l'instruction publique. Par Louis-Gabriel Taillefer. Ex-Proviseur du Colleges royal de Louis le Grand. Der größte Theil des Werkes beschäftigt sich mit den Mängeln der religiösen Erziehung in den Collegien,

Auf die häufig an mich ergangene Frage, wie es gegenwärtig um den sittlichen und religiösen Geist in den Lyceen, besonders denen stehe, in welchen die Schüler zusammen wohnen, wage ich nur mit den Worten des vorerwähnten Mannes zu antworten, der ihnen näher steht und besser als ich davon unterrichtet ist. „Alles — erwiederte er mir auf meine Anfrage — alles was durch eine feste Disciplin bewirkt werden kann, wird vielleicht in den französischen Instituten mehr als in irgend einem andern Lande erreicht. Sie ist, glaub' ich, bey weitem genauer und consequenter als in vielen deutschen pädagogischen Anstalten, selbst solchen, die in dem Ruf großer Strenge stehen. Die Zöglinge werden früh an Subordination, an Gehorsam, Ordnung und Pünctlichkeit gewöhnt. Die Strafe auf Vergehungen befremdet sie nicht, weil sie immer wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheint. Regt sich Widersetzlichkeit, so weiß man ihr auf der Stelle zu begegnen. Daher sind auch Fälle der Art etwas seltenes. Was man von Excessen und Tumulten in öffentlichen Blättern gelesen hat, betraf viel mehr die akademischen Specialschulen, als die Lyceen. Seit sieben Jahren kenne ich nur ein Beyspiel in Paris, daß in einem von diesen Unruhen ausbrachen. Das Collegium hatte fünfhundert

---

gien, und möchte am liebsten den alten Geist wieder in sie zurückführen. Dagegen wäre vieles zu erinnern. Aber das 13te Cap.: Du Concours général pour la distribution des prix scheint mir desto wichtiger und gründlicher.

Zöglinge. Man entfernte eine kleine Anzahl, und die Ordnung kehrte augenblicklich zurück. Diese unleugbaren und gleichmäßigen Wirkungen einer festen Disciplin, sind um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, daß sich allein in Paris, außer den königlichen Lyceen an hundert Pensionen, und daneben noch so viele andre Lehranstalten zusammendrängen, in denen viele Tausend junger Leute jedes Alters studiren, so daß es, zumal bey der so großen Verschiedenheit, oft auch pädagogischen Unerfahrenheit vieler Lehrer, ein wahres Wunder wäre, wenn der jugendliche Geist nie aufbrausen und nicht zuweilen so enge Schranken durchbrechen sollte. Aber freylich bewirkt dieß alles doch nur die äußerliche Ordnung und Zucht, und jene buchstäbliche Gesetzmäßigkeit, die vielmehr die Furcht, als die Liebe erzeugt. Zwar versäumt man nicht, das religiöse Princip zu Hülfe zu nehmen. Zum großen Verdruß vieler Lehrer und Schüler, die während der Revolution in Unglauben und Verachtung alles Heiligen versunken waren, wurden schon unter dem ersten Consul die sonst in den Anstalten üblichen Morgen- und Abendgebete wieder hergestellt, und der regelmäßige Besuch der Messen zum Gesetz gemacht. Aber diese kalten Formen — wie wenig vermögen sie doch das zu ersetzen, was eine wahrhaft fromme häusliche Erziehung in dem jugendlichen Gemüth bewirken kann! Erwartet man dieß nicht vielleicht überhaupt vergebens in dem engen Zusammenleben, in welchen Hunderte unerzogner Knaben und

Jünglinge sich unaufhörlich berühren, wo so leicht jedes schlechte Beyspiel ansteckend wird, und die Sehnsucht des Jünglings — tandem custode remoto — dem Zwang entwachsen zu seyn, den Knaben schon ansteckt? Und ist es selbst dem treuen und einsichtigen Lehrer nicht fast unmöglich, bey der Menge die unendliche Verschiedenheit der Charaktere zu berücksichtigen? Je gewissenhafter er oft die Einzelnen bewacht, desto weniger fördert er dadurch die freye Entwickelung ihres eignen sittlichen Charakters."

So weit, mein Freund! Und — muß ich hinzusetzen, — wahr! sehr wahr! — auch meinen vierzigjährigen Erfahrungen entsprechend. Gleichwohl werden Erziehungsanstalten so lange ein nothwendiges Uebel bleiben, als entweder die Lage vieler Eltern ihnen die eigne Erziehung ihrer Kinder unmöglich macht, oder das Familienleben selbst weit hinter dem was es seyn sollte zurückbleibt*).

Für die Mittel- oder die höheren Stadtschulen (écoles secondaires), mit denen auch häufig Pensionate verbunden sind, giebt es ebenfalls bestimmte Gesetze. Die Hauptgegenstände des Unterrichts sind vorschriftsmäßig die lateinische und französische Sprache, nebst den Anfangsgründen der Geschichte, Geographie, Mathematik, die Kalligraphie und das Zeichnen. Den

*) Mein offnes Glaubensbekenntniß über die Licht- und Schattenseite der Erziehungsanstalten habe ich im 3. Th. meiner „Grundsätze der Erziehung" §. 121. 122. niedergelegt.

Katechismus erklärt ein Geistlicher, oder prägt ihn wenigstens dem Gedächtniß ein.

Die Elementarschulen (écoles communaux) gehören ganz eigentlich den Communen der Städte an, und beschränken sich mehr und minder auf Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus. (s. 1. Hlfte S. 154.) Als ich in Frankreich war, kannte man die Lancasterschc Lehrmethode, oder den sogenannten gegenseitigen Unterricht (enseignement mutuel) noch gar nicht. Seitdem ist er aus England nach Frankreich verpflanzt, und itzt an der Ordnung des Tages. In Paris befinden sich bereits zwey sehr große ganz nach dem Muster der englischen eingerichtete Institute. Sie verbreiten sich immer mehr in alle Departements, und ob ihnen wohl, da die meisten von Laien gestiftet sind, ein großer Theil der Geistlichen, feindlich entgegen steht, so rühmen doch Unparteyische die äußerst schnellen und glücklichen Fortschritte der Kinder in allen elementarischen Kenntnissen, selbst im Zeichnen und dem Gesang, überhaupt in allen den Fertigkeiten, welche diese Methode allein bezwecken sollte *). Vorherrschend ist die katholisch-religiöse Bildung in allen den Volksschulen, welche die frères de la doctrine chretienne, oder wie sie sich auch nennen, frères ignorantins, besorgen. Gewiß giebt es unter ihnen wahrhaft treue und fromme Kinderlehrer. Aber der Hauptzweck bleibt doch nur, rechtgläu-

*) Meine Ansicht ihres Werths findet man in den Grundsätzen d. Erziehung 2. Theil, 3. Abschn. §. 65. 73. Anm. 2.

bige Katholiken zu erziehen, und der Einfluß der nicht ruhenden Jesuiten ist gerade hier unverkennbar.

Auch in Frankreich, zumal in den größeren Städten, ziehen sehr viele Eltern Privatpensionen den öffentlichen Schulen vor. Auch giebt es in Paris, bey einer Bevölkerung von achtmalhunderttausend Einwohnern eine Unzahl von Personen, die sich dem Geschäft des Unterrichts widmen, sey es in den Familien, sey es in Privatinstituten, sey es als Jugendschriftsteller, wie einst Florian, Berquin, itzt noch der liebenswürdige Pierre Blanchard, dessen in Weißens und Campens Geist abgefaßte Kinderschriften, die ich aus seiner Hand empfing, mir ein sehr werthes Andenken bleiben werden *). Sind gleich die Pensionsanstalten hier, wie überall, meistentheils Finanzspeculationen der Unternehmer, die zum Theil durch pomphafte Ankündigungen und Aushängeschilder anzulocken nicht unterlassen, so machen doch einige eine sehr rühmliche Ausnahme.

In der Nähe des Pont Neuf, hatte mich die goldne Ueberschrift eines Eckhauses, Athénée de la jeunesse, neugierig gemacht das Innere kennen zu lernen. Der Versuch verschaffte mir eine höchst angenehme Stunde bey dem Director desselben Hrn. Alexander Lemare, den ein sehr reger Eifer für das Fach des Jugend-

*) Namentlich seine Delassemens de l'enfance in 12 Bänden mit recht passenden Kupfern.

unterrichts beseelte. Da auch bey ihm Vacanzen waren, so blieb es bey einem Gespräch über pädagogische und didaktische Gegenstände. Er zeigte mir sein neuestes Werk, eine „theoretisch-praktische französische Sprachlehre," ein dickes Volumen von 52 eng gedruckten Bogen, das er gleichwohl eine Abbreviateur françois genannt hatte. Wir stritten viel über seine Methode, am meisten über seine Idee, das Griechische zur Erleichterung mit französischen Lettern drucken zu lassen. So freundlich er mich übrigens aufnahm und anhörte, so ward er doch, nachdem er die Veranlassung meiner Reise erfahren, sichtbar still und verlegen. Es befremdete mich, denn ich wußte ja nicht, daß eben dieser Lemare nach der Rückkehr Bonaparte's aus Egypten ihn als einen Verräther des Vaterlandes proclamirt, und nur durch wunderbare Schickung, der von dem ersten Consul schon ausgesprochenen zehnjährigen Galeerenstrafe entgangen war. Noch weniger konnte ich ahnden, daß er einige Jahre nach unsrer Bekanntschaft (1812), zu der Verschwörung Mallets stimmen, und weil sie nicht gelang, Frankreich verlassen würde. Späterhin hat er in Montpellier Medicin studirt, ist der Armee als Chirurg nach Moskau gefolgt, hat aber bey dem ersten Einzuge der Verbündeten sogleich wieder die heftigsten Aeußerungen gegen den Kaiser an die Mauern von Paris angeschlagen, und unter der neuen Ordnung der Dinge eine politische Mission erhalten. Von welch wunderbaren Wechseln und Gestaltungen menschlicher Schick-

sale und Geistesrichtungen ist man doch in dieser bewegten Zeit Zeuge gewesen! Der Mann hatte mich übrigens lieb gewonnen, wollte jedoch, wahrscheinlich selbst unter dem scharfen Auge der Polizey stehend, kaum rathen, ihn in meiner Lage wieder zu besuchen. Seine Werke schickte er mir mit freundlichen Zeilen in meine Wohnung. So viel ich gehört, lebt er itzt ganz den Wissenschaften und literarischen Arbeiten.

Die Unterweisung und Erziehung der Töchter ist von jeher in Frankreich, namentlich auch, besonders seit Fenelon darüber schrieb, von mehreren der vorzüglichsten Schriftsteller, als ein höchst wichtiger Gegenstand betrachtet worden. In den höheren Ständen war es früherhin fast allgemeine Sitte, gewisse Klöster, in welchen sich verständige Nonnen dem Geschäft widmeten, für den besten Aufenthalt junger Mädchen, ehe man sie in die Welt einführte, zu halten. Man band darin die Eleven nur so weit an die Ordensregeln, daß sie die täglichen Morgen- und Abendgebete lernen, die Messe besuchen, die Festtage feyern mußten. Der übrige Theil des Tages war dem Unterricht, theils in weiblichen Arbeiten, theils in Sprachen, Wissenschaften und Künsten gewidmet, und wo es geschickte Lehrerinnen in dem allen gab, oft sehr vorzüglich. Auch fehlte es gewiß hie und da nicht an eben so verständigen als echt frommen Klosterfrauen, welche sittliche und religiöse Grundsätze in die jungen empfänglichen Seelen zu pflanzen such-

ten, und man weiß, daß selbst viele nachmalige Weltdamen fortdauernd mit ganzer Liebe an ihren ersten Erzieherinnen gehangen haben. Selbst die entschiedensten Freydenker unter den Eltern, mochten doch wohl ein wenig Religion in dem weiblichen Geschlecht leiden, und verließen sich darauf, die Welt werde schon dafür sorgen, das, was etwa zu viel davon in dem Klosterleben angenommen seyn möchte, wieder wegzuschaffen *). Da unter der itzigen Regierung sich wieder mehrere Frauenklöster öffnen, so dürfte man auch wohl von dieser Seite zu der während der Revolution verschwundenen Sitte zurückkehren.

Immer gab es indeß auch noch außer den Klöstern eine bedeutende Anzahl weiblicher Pensionsanstalten. Wenn sie auch alle Vorzüge des gemeinsamen Unterrichts in sich vereinigten, so blieben sie doch von allen den Mängeln der Erziehungsanstalten für Söhne, um so weniger frey, da in ihnen für die Vortheile, welche die jungen Mädchen das Aufwachsen unter den Augen und an dem Beyspiel würdiger Mütter gewährt,

*) „Der ungläubigste Mann — sagt Mad. Campan — findet sehr gut, wenn es seine Frau nicht ist. Er neckt sie vielleicht über ihre frommen Uebungen, wünscht aber doch, daß sie dabey bleibe. Die Männer sind größtentheils der Meinung, daß die Gebrechlichkeit unsers Geschlechts, eines sichern und festern Führers bedürfe, indeß sie glauben mit ihren moralischen Principien ausreichen zu können. In den frommen Gefühlen finden sie in ihrer Frau eine Bürgschaft für die übrigen Gefühle, auf welche ihre Zärtlichkeit oder ihre Eigenliebe den höchsten Werth legt."

kein voller Ersatz möglich war. Indeß hing auch hier sehr viel von dem Charakter und der Einsicht der Vorsteherinnen ab, unter denen es von jeher einzelne sehr vortreffliche Frauen gegeben hat. Da überdieß die Hauptstadt für alle Theile des Unterrichts die geschicktesten Lehrer vereinigt, so findet man hier, nach zuverlässigen Zeugnissen, unter den Töchtern der höheren und mittleren Stände eine große Anzahl, die es nicht nur in den mechanischen Fertigkeiten des Zeichnens und der Musik bis zur Virtuosität gebracht haben, sondern auch in wissenschaftlichen Kenntnissen, besonders Geschichte, Geographie, Naturlehre ausnehmend wohl unterrichtet sind. Mehrere protestantische Familien fanden kein Bedenken, ihre Kinder eben wegen der Vollkommenheit des Unterrichts, katholischen Pensionen anzuvertrauen. Doch fängt man an — durch das Lovedaysche Beyspiel gewarnt *) vorsichtiger zu werden, zumal der Bekehrungseifer offenbar auch in Frankreich im Zunehmen ist.

Unter den Vorsteherinnen weiblicher Pensionen, hat sich in neueren Zeiten keine in dem Grade ausgezeichnet, als Madame Campan, deren Bekanntschaft ich so gern in St. Germain gemacht hätte. (s. S. 277.) Wenn sich das Interesse, welches seit

*) Das Nähere hierüber enthält die von C. Baumgarten-Crusius übersetzte „Bittschrift an die Kammer der Pairs, von M. Douglas Loveday, wegen heimlicher Verführung seiner (in eine katholische Pension gegebener) Töchter zur römisch-katholischen Kirche.“ Dresden 1822.

der Erscheinung und Uebersetzung ihrer hinterlassenen Denkwürdigkeiten auch Deutschland an ihr genommen hat*), vorzüglich auf ihre engen Verhältnisse zu der unglücklichen Königin gründet, so hat sie doch zugleich in der Geschichte der neuesten französischen Pädagogik, sowohl durch zwey berühmte Institute an deren Spitze sie stand, als durch ihre pädagogischen Schriften, eben so sehr, als die vormals auch in Deutschland so viel gelesene und lesenswerthe Beaumont, Epoche gemacht **).

Schwerlich würde Madame Campan die letzte Periode ihres Lebens dem mühvollen Erziehungsgeschäft gewidmet haben, hätte nicht das Schicksal ihrer Königin ihrem eignen eine so ganz unerwartete Richtung gegeben. Ihr Vater, Genet, der ein untergeordnetes Hofamt bekleidete, hatte die Tochter vorzüglich durch Unterricht in fremden Sprachen und der Musik gebildet. Dieß empfahl sie sehr jung dem Hofe als Vorleserin bey den Töchtern Ludwig XV. Dadurch lernte sie Marie Antonette schon als Dau-

*) Memoires sur la vie privée de Marie Antoinette, Reine de France, suivis de Souvenirs et anecdotes historiques sur les régnes de Louis XV. Par Mme. Campan. Lectrice de Mesdames et première femme de chambre de la Reine. Paris 1823. Tom. I — III. Deutsch, Breslau 1823.

**) De l'éducation. Par Mme. Campan, Surintendante de la maison d'Ecouen. Suivis des Conseils aux jeunes filles. — Publié par M. F. Barrière. Paris 1824. Tom. I. II. Deutsch, frey bearbeitet von W. v. Gerdorf. Leipzig 1825.

phine bald nach ihrer Ankunft kennen; fand großes Wohlgefallen an ihren Talenten, wünschte sie sich näher verbunden, und wählte sie schon ums J. 1774 zu ihrer ersten Kammerfrau. Unzertrennlich von ihrer Person bis zu der letzten unglücklichen Katastrophe, bemühte sie sich auch das Gefängniß mit ihr zu theilen, ward aber zurückgewiesen. Aber diese enge fast zwanzigjährige Verbindung, hatte sie in den Stand gesetzt, die allergenauesten Nachrichten von dem inneren und äußeren Leben der königlichen Familie geben zu können, da gerade ihr untergeordnetes Verhältniß, der tägliche Dienst, selbst das Recht in Kabinette zu folgen, wo sonst keinem der Zutritt verstattet ist, sie fast mit dem Geheimsten des Privatlebens bekannt werden ließ. Von dieser Seite möchten wenige der gewöhnlichen Memoiren den ihrigen gleichgestellt werden können. Sie liefern bis auf die kleinsten Züge ausgeführte Bilder von Personen, die durch ihre Zeit und ihr Schicksal so merkwürdig geworden sind; daneben aber auch ein allgemeines Gemählde von dem wahrlich nicht zu beneidenden Leben der Großen dieser Erde, in welchem Licht und Schatten mit sehr verständiger Hand vertheilt ist. Sie sind ein wahres Seitenstück zu den Schilderungen, welche die oben erwähnten Briefe der alten Herzogin von Orleans enthalten, (s. S. 266.) nur mit dem Unterschiede, daß die Gemählde der Mad. Campan einem feinen französischen, diese einem deutschen fast niederländisch-derben Pinsel entquollen sind. Sie füh-

ren den Leser durch die ganze letzte Periode der verhaßten Regierung Ludwigs XV. Man geht mit Mad. Campan zuerst in die Zimmer seiner von Langerweile gedrückten Töchter, und sieht ihren Beschäftigungen zu; man theilt mit ihr das freudenleere Hofleben; man sieht die junge Dauphine aus Wien ankommen; man erfährt, wie wenig die bloß scheinbar sorgfältige Erziehung der klugen, vielgerühmten und doch so oft getäuschten Maria Theresia an ihr geleistet hatte. Man beobachtet die früherhin so vergötterte Fürstin als Dauphine und als Königin, in allem Glanz und unter allen Verführungen einer durchaus verdorbenen Umgebung, an der Seite eines anfangs kalten, dann liebevollen, und an seinem ganzen Hofe fast allein noch tugendhaften Gemahls. Man glaubt in den Parteykämpfen, und den immer lauter werdenden bittern Urtheilen über sie, das erste Gemurmel jenes heranziehenden Ungewitters zu vernehmen, das sich allmählig aufthürmt um sich zuletzt über den höchsten Häuptern zu entladen. Mögen ihre Berichte auch hier und da von einer wohl sehr verzeihlichen Parteylichkeit nicht ganz frey seyn, so gewinnen sie doch für die Verfasserin, selbst durch die Zartheit der Behandlung mancher bedenklichen Auftritte. — Doch wer hat nicht dieses eben so unterhaltende als lehrreiche Werk gelesen, und wer ist nicht mit Achtung gegen die verständige und treue Dienerin einer der einst liebenswürdigsten, zuletzt unglücklichsten Frauen zurückgekommen?

Mit der Trennung von der königlichen Familie in den Schreckenszeiten, verlor Madame Campan ihr ganzes Vermögen, und es blieb ihr nichts als der Versuch übrig, sich durch die Eröffnung eines Erziehungshauses für Töchter der angesehensten Familien ihre bürgerliche Existenz zu sichern. Ein pädagogisches Talent hatte sich schon sehr früh in ihr geregt. Man erzählt, daß, so oft sie sich schon als zwölfjähriges Mädchen, in Gesellschaft junger Gespielinnen befunden, sogleich ihr Uebergewicht anerkannt sey, und sie sich alle nur ihrem Willen untergeordnet hätten. Auch hatte vielleicht die berühmte Stiftung der Frau v. Maintenon zu St. Cyr Antheil an dem Entschluß, sich ein ähnliches Verdienst zu erwerben. Sie wählte St. Germain, da sie hier wenigstens nicht so lebhaft wie in Paris und Versailles an die Tage ihres Glücks erinnert wurde.

Das öffentliche Vertrauen kam ihr entgegen. Es gab noch genug Familien, die in der Stille an dem alten Königshause hingen, und denen eben darum eine Anhängerin desselben gerade die erwünschteste war, um das junge Geschlecht vor dem Einfluß des verwilderten Zeitgeistes zu bewahren. Man hoffte dieß um so mehr, da sie es wagte, auch den religiösen Uebungen, von denen nirgend mehr die Rede seyn sollte, ein Asyl zu eröffnen, wiewohl auch dieß eine Zeitlang unterdrückt ward. Als die Familie Beauharnais nach Frankreich kam, übergab man ihr eine der Töch-

ter, die nachmalige Königin von Holland, Hortensia. Auch der Sohn Eugen, nachmaliger Vicekönig, ward ihrer Aufsicht eine Zeitlang anvertraut. Bonaparte, der sich bekanntlich mit Madame Beauharnais vermählte, hatte hiedurch Gelegenheit gehabt, das Innere der Anstalt kennen zu lernen, und als er nach dem Siege bey Austerlitz für die Töchter der Mitglieder der Ehrenlegion in Ecouen unweit Paris eine große Erziehungsanstalt zu errichten beschlossen hatte, fand er niemand geschickter an die Spitze derselben gestellt zu werden als Mad. Campan.

Es ist das Loos aller Schulen und ganz vorzüglich der Erziehungsanstalten, daß sie durch gute und böse Gerüchte gehen müssen, da nicht nur keine so vollkommen ist, um allen den Ansprüchen, welche die Theorie an sie macht genügen zu können, sondern auch die Eltern immer geneigt sind, alles vergessend, was schon in der ersten Erziehung verschuldet ist, von fremder Erziehung zu erwarten, was sie selbst so wenig zu leisten vermocht haben. Kein Wunder, daß auch die Urtheile über die beyden so viel Aufsehn erregenden Institute dieselbe Erfahrung machten, da sowohl bey ihrem Entstehen zu St. Germain, als bey einer zweyten neuen Organisation zu Ecouen, die politische Stimmung noch so sehr verschieden war, und Mad. Campan nothwendig einer Partey zu royalistisch, der andern, besonders seit sie der Kaiser so sehr

auszeichnete, zu napoleonisch erschien. So fand auch ich noch die Urtheile. Aber die große Mehrzahl derer, die das Innere kannten, fiel doch dahin aus, daß die Vorsteherin, für das nicht leichte Geschäft wie geboren zu seyn scheine. Der Unterricht verband stets das Nützliche mit dem Schönen. Alle weibliche Arbeiten wurde in großer Vollkommenheit gelehrt. Daneben ward das für das Geschlecht Wissenswürdigste aus den Wissenschaften ausgehoben. In der englischen und italiänischen Sprache, welche Madame Campan beyde wie ihre Muttersprache kannte, brachten es viele sehr weit. Eben so in der Musik. Declamationsübungen an großen festlichen Tagen stellte sie ein, weil man sie ungleich beurtheilte und sie Oeffentlichkeit bekamen, die sie nicht wünschte. Die Ordnung des Hauses war streng, die Gewöhnung an alle auch die kleinsten Geschäfte einer guten Hausfrau höchst planmäßig. Die sittliche selbst religiöse Erziehung, ohne Klosterzwang zu seyn, ward nicht versäumt. Mit großer Liebe hingen die Zöglinge an der mütterlichen Freundin. Daß sie es in ihrer vorigen Lage in der feinen Menschenkenntniß sehr weit gebracht hatte, um die Charaktere der Einzelnen schnell aufzufassen und jeden auf das angemessenste zu behandeln, daß sie überhaupt eine denkende Erzieherin war, das verbürgt ihr Werk über die Erziehung; unstreitig eins der vortrefflichsten, die neuerlich in Frankreich über den Gegenstand erschienen sind.

Haben die beyden Anstalten, denen sie fast zwanzig Jahr vorstand, nur dem größten Theil nach dem Ideal entsprochen, welches sie darin aufgestellt hat, so muß man wünschen, daß es in Deutschland recht viele ihnen ähnliche geben möchte. Namentlich muß man es der Verfasserin, wenn man ihre Lage und den Geist der Zeit bedenkt, in welchem sie seit ihrem funfzehnten Jahre an einem solchen Hofe gelebt hatte, hoch anrechnen, daß ihr das religiöse und moralische Princip als das höchste erscheint, und wenn sie gleich die äußere Religiosität an die Form ihrer Kirche bindet, doch weit entfernt ist darin ihr wahres Wesen zu finden. Auch sieht man deutlich, daß sie die gemeinsame Erziehung der Töchter außer dem Hause nur so lange für die bessere hält, als es noch an Müttern wie sie seyn sollten fehlt. Als einst der Kaiser mit großen Lobsprüchen von dem Innern des Instituts von Ecouen sprach, und äußerte, „die frühere Erziehung der Töchter habe wenig getaugt," und dann fragte, „woran es nun wohl noch fehle?" erwiederte sie, „An Müttern!" Zu guten Hausfrauen und Müttern, die alle Erziehung außer dem Hause überflüssig machen würden, dazu die weibliche Jugend zu erziehen, dieß war ihr Ziel.

Der Abend des Lebens dieser talentvollen Frau ist sehr trübe untergegangen. Schon an dem schrecklichen 10ten August 1793 war ihre Lage fürchterlich. Als die königliche Familie in die Nationalversamm-

lung

lung flüchtete, muß sie sich mit den andern Hoffrauen in ein verschlossenes Zimmer im oberen Stockwerk des bestürmten Schlosses zurückziehen. Gemartert von Angst und Furcht bey dem Tumult der Angreifer und Vertheidiger, von dem Donner des Geschützes, von dem Schmettern der eindringenden Kanonenkugeln, dem Todesgeschrey der niedergemetzelten Schloßbewohner, erwartet sie jeden Augenblick mit ihren Unglücksgenossen den Tod. Die Thüre des Zimmers werden gesprengt; der mit Keulen und Messern bewaffnete Haufe dringt ein. Ein Wüthender nähert sich ihr. Ein schönes junges Mädchen das sie erzogen hatte, umfaßt seine Kniee, und fleht um Schonung. Er wird betroffen, da ruft ein herbeykommender Officier: „Mordet die Weiber nicht!“ Itzt bietet er ihr selbst den Arm, um sie über die Leichname der Erschlagenen durch Ströme von Blut, aus dem Schloß zu retten. Sie gelangt endlich an den Carousselplatz, an dessen Ecke ihr Wohnhaus stand. Sie findet es halb niedergerissen und in Flammen. So flüchtet sie zu Verwandten. Auch ihre Schwester Madame Auguie war Robespierre und seinem Revolutionstribunal verdächtig geworden. Sie war entschlossen lieber sich selbst den Tod zu geben, als auf dem Schaffot zu enden. Als man sie aus ihrem Landhause zum Gefängniß abführen will, stürzt sie sich vom obersten Stockwerk von dem Balcon des Hauses herab. Hätte sie nur einen Tag gesäumt! Ihr Leichenwagen begeg-

net dem Henkerskarren, auf welchem Robespierre selbst zum Blutgerüst geführt ward.

Wenn gleich Madame Campan nach solchen Erfahrungen, und von den schmerzlichsten Erinnerungen an das Schicksal so vieler ihr theuren Häupter ergriffen, oft beynah erliegen wollte, so bewährte es sich doch auch an ihr, daß es neben dem Trost treuer Freunde, kein bewährteres Mittel gegen den Schmerz giebt, als — Beschäftigung, die, wie unser Schiller sang:

„so gern sich mit der Freundschaft gattet,
wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung die nie ermattet,
die langsam schafft, doch nie zerstört."

Denn nur in solch einer rastlosen Thätigkeit, und wahrhaft mütterlichen Fürsorge für die ihr anvertrauten Töchter, deren Zahl weit über Tausend gestiegen ist, fand auch sie nach und nach die Ruhe wieder.

Neue Kränkungen waren ihr bey der Rückkehr des alten Regentenstammes aufgespart. Sie hatte zwar das volle Vertrauen der königlichen Familie genossen, aber auch allen Schwächen und Mißgriffen der vorigen Regierung zu nahe gestanden, um nicht schon längst davon die traurigen Folgen für Frankreich zu ahnden. Auch sie verhehlte es nicht, daß der Mann, welcher Sicherheit und Ordnung zurückgeführt hatte, sie mit Achtung und Bewunderung eines seltnen Vereins von Kraft und Geist erfülle. Schon dieß, und

daß von ihm ihr Talent durch die Wahl für das Institut von Ecouen anerkannt und ausgezeichnet ward, konnte keine Empfehlung bey denen seyn, welchen alles was der Usurpator gethan und begünstigt hatte verhaßt war. Ihre so sehr blühenden Institute hatten ohnehin schon lange den Neid erweckt. Das Institut zu Ecouen ward aufgehoben. Die treuen Dienste, welche sie der königlichen Familie bis ans Ende geleistet hatte, wurden, nach dem Zeugniß sehr glaubwürdiger Personen, durch die schwärzeste Verleumdung in Schatten gestellt. Nachdem sie daneben fortdauernd die allerschmerzlichsten Verluste erlitten, und noch viele nahe Verwandte betrauert hatte, war mit dem Tode ihres einzigen hoffnungsvollen Sohnes auch ihre letzte Hoffnung untergegangen. Zurückgezogen verlebte sie die letzten Jahre in Mantes, einer kleinen Stadt, umgeben von der edlen Familie einer Freundin die sie selbst erzogen hatte. Eine sehr schmerzhafte mit großer Standhaftigkeit ertragene Operation hat früher ihr Ende herbeygeführt.

Zeugen ihrer letzten Stunden versichern, eine ruhige, von aller Schwärmerey freye Unterwerfung unter den Willen der Vorsehung, habe ihrem immer noch regen Geiste die Kraft gegeben, auch das Schwerste ruhig zu ertragen.

Religion und Kirche.

Was die Schule für das heranwachsende Geschlecht ist, das soll die Kirche dem reiferen Alter werden — eine fortgesetzte Anstalt für Unterricht und Erziehung. Der wechselseitige Einfluß tritt überall hervor. Wenn Disharmonie, wohl gar offner Zwiespalt zwischen beyden statt findet, wenn die eine verdunkeln will, was die andere aufgehellt hat, dann ist gewiß wenig Gutes von Beyden zu hoffen. Was namentlich die Schule in der religiösen Belehrung und Bildung des Volks versäumt hat, vermag das kirchliche Wesen schwer zu ersetzen. Bleibt aber dieses hinter der Schule zurück, so geht nur zu bald verloren, was in dieser gewonnen ist, oder vernichtet wenigstens das Wohlthätige der Wirkung. Zu diesen und ähnlichen Betrachtungen fand ich auch in Frankreich häufig Veranlassung.

Es liegt in dem Charakter der katholischen Religion, daß sie einen überschwenglichen Werth auf den äußeren Cultus, und alle damit zusammenhängende Gebräuche und Uebungen legt, und den Grad der Frömmigkeit vorzüglich nach der Pünctlichkeit in der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften abmißt. Da diesen zu genügen ungleich leichter ist, als die gewissenhafte Erfüllung der göttlichen Gebote, indem diese Art der Frömmigkeit bey weitem nicht so viel Selbstverleugnung kostet, als eine durchaus fromme Gesinnung und ein streng-tugendhafter Wandel, so darf es nicht befremden,

wenn sich auch in Frankreich die große Mehrzahl zu allen Zeiten in die kirchlichen Ordnungen fügte, und sich dadurch als gute Christen zu bewähren meinte; wenn selbst so manche von Seiten ihres moralischen Lebens berüchtigte Könige und Große des Reichs, keine Messe versäumten, und ihr Brevier regelmäßig abbeteten. Dieß wußten und beklagten auch Männer wie Fenelon, Bourdalou, Massillon, Bossuet oft genug. So streng-katholisch sie in Glaubenssachen waren, so waren sie doch weit entfernt, das Christenthum in bloße Gebräuche zu setzen. Sie scheuten sich nicht, den Anstoß des Lebens bey allem Schein der Heiligkeit, selbst öffentlich und im Angesicht der Majestäten zu rügen. Aber das Vertrauen auf kirchliche Gesetzmäßigkeit, hatte doch zu viel Uebergewicht über die echte Sittlichkeit gewonnen, um im Allgemeinen hierin eine Aenderung hervorzubringen, so lange noch der an Verdiensten der Heiligen überreiche Kirchenschatz, die Söhnungsmittel fremder Sünden darbot. Eine tugendarme Bigotterie war und blieb der herrschende Charakter. Selbst die Revolution konnte nur kurze Zeit alle Religion verdrängen. Denn die Machthaber haben sie eben sowohl als die Geistlichen, zu allen Zeiten als ein brauchbares Mittel betrachtet, jene das Volk im Zaume zu halten, diese, um ihr Ansehn als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs sicher zu stellen. Kaum waren jene Stürme vorüber, als man wenigstens versuchte, die Tempel wieder zu füllen und

die Messe in Ehren zu halten. Napoleon selbst unterwarf sich so gut wie seine Vorgänger häufig dem Zwange, so weit auch während des möglichst abgekürzten Hochamts seine Gedanken von dem Altar abschweifen mochten. Als Mad. Campan in ihrem Erziehungsplan für Ecouen geschrieben hatte „die Zöglinge werden Sonntag und Freytag die Messe beywohnen," strich er es aus und schrieb: Tous les jours!

Ich habe nur wenig Gelegenheit gehabt, Beobachtungen über die religiöse Stimmung anzustellen, wie sie sich in den zwölf Jahren, wo es wieder erlaubt war an ein höchstes Wesen zu glauben, gebildet hatte. Was ich wahrnehmen konnte, war im Allgemeinen eine vornehme Gleichgültigkeit, die besonders in der Hauptstadt durch zum Theil verbotene und verbrannte, aber um so mehr gelesene Schriften, schon längst in den höheren Ständen verbreitet und genährt ward, und selbst wenn sie ihre Verhältnisse, namentlich als Hofleute, nöthigten, an dem Cultus Theil zu nehmen, doch darin durchaus nichts anders als einen Theil des gewöhnlichen Hofceremoniells an kirchlichen Courtagen erblicken ließ. Aus diesem Verschwinden der Religion des Herzens erklärt es sich auch wohl, daß in der Geschichte der Hinrichtungen so vieler Tausende, nur seltene Beyspiele einer frommen Resignation, oder des Bedürfnisses religiösen Trostes vorkommen. Die meisten Verurtheilten gingen — wie selbst Charlotte Corday und Mad. Roland — mit

stoischem Heroismus, andre mit einem frivolen Leichtsinn dem Schlachtmesser entgegen. Die königlichen Opfer machten davon eine rührende Ausnahme. Man kann mit keiner wahrhaft christlicheren Fassung sterben als der König, und wer möchte es dem davon ergriffenen Geistlichen, der ihn auf seinem letzten Wege begleitete, verargen, wenn er, eh' der Todesstreich fiel, ausrief: „Fils de St. Louis monte au ciel!"

Der Glaube an Gott ist viel zu sehr ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, und wer nur einigermaßen das Evangelium in seiner Kraft und Herrlichkeit kennen gelernt hat, ward oft durch die zufälligste Erinnerung daran, so davon ergriffen, daß es wohl sehr natürlich war, wenn die Erfahrung, zu welchen Gräuelthaten es führe, wenn sich zu dem politischen Fanatismus die Gottesvergessenheit geselle, bald recht Viele zum Nachdenken brachte, und besonders die Unglücklichgewordnen in der Religion den einzigen Trost und Ersatz für alles fanden, was für sie unwiederbringlich verloren war. Gewiß giebt es neben den Hunderttausenden, die in Paris weder an Gott noch an die Tugend glauben, noch recht Viele, die in stiller Häuslichkeit sich von der Ansteckung leichter Grundsätze und eines eitlen Sinnenlebens rein zu erhalten wissen, und als treue Familienväter und Mütter, und fleißige Bürger die allgemeinste Achtung genießen. Ob sie zugleich fleißige Kirchengänger sind, weiß ich nicht zu sagen. Da die Predigt bey dem katholischen Gottesdienst so

weit gegen die Messe und das Cerimonionwesen in den Hintergrund tritt, so würden sie auch schwerlich darin Nahrung für ihr geistiges Bedürfniß finden; wenigstens konnte man mir keine Prediger nennen, die nur einigermaßen mit den vormaligen großen Mustern der geistlichen Beredtsamkeit zu vergleichen wären, wiewohl auch diese oft mehr durch rhetorischen Pomp glänzen, als in der einfachen Sprache des Herzens reden wollten. Der Stand hatte in den ausgewanderten Priestern gewiß auch gar manches schätzbare Mitglied verloren. Es mußten daher viele Pfarren mit vormaligen zum Theil sehr ungebildeten Klostergeistlichen und Meßpriestern besetzt werden.

Von einem Theil des Volks werden die von Zeit zu Zeit erscheinenden Missionarien noch häufig und gern gehört, von einem andern verspottet. Zwey bis drey oft junge Männer kommen in die Städte, angeblich um die älteren Geistlichen zu unterstützen, und predigen dann täglich Morgens und Abends. Gerade die Heftigkeit, mit welcher sie gegen den Unglauben, die Sittenlosigkeit, die Schauspiele und die Ketzer eifern, gefällt der Menge, die erschüttert und, ohne eben dadurch gebessert zu werden, doch zuweilen recht kräftig an Himmel und Hölle erinnert seyn will. Nach Verlauf von vier bis sechs Wochen reisen sie weiter, und lassen den gläubigen Seelen mehr Kreuze und Rosenkränze als wahren Segen zurück.

Die Freyheit des Gottesdienstes, welchen man bereits im vorigen Jahrhundert den Nichtkatholischen

zugestanden hat, mag wohl mehr die Frucht der Politik, die nicht ferner Tausende der trefflichsten Bürger verlieren wollte, als einer wahren Aufklärung über die gleichen Menschenrechte in Gewissenssachen seyn. In der Idee einer alleinseligmachenden Kirche liegt fast nothwendig ein Element des Glaubenszwangs und des Verfolgungsgeistes pour la plus grande gloire de Dieu. Die Auftritte in Nismes, die wir erlebt haben, beurkunden genugsam, wie tief noch der Haß gegen alles was nicht katholischen Glaubens ist, in vielen Herzen wurzelt, und die Erneuerung von Bluthochzeiten und Dragonaden wird so lange nicht zu dem Unmöglichen gehören, als Abweichung von den Kirchenglauben für Irrthum, Irrthum aber und Verbrechen für gleichbedeutend gilt. Bey den Weltleuten ist die Toleranz Indifferentismus; bey den echtkatholischen wird vorzüglich durch offne und geheime Machinationen der Jesuiten dafür gesorgt, daß sie nicht zu weit gehe. Wenn der Protestantismus sich des Schutzes der Regierung zu erfreuen hat, so hat er dieß gewiß zum Theil der Freymüthigkeit zu danken, mit welcher protestantische Mitglieder der Deputirtenkammer, wie Benjamin Constant, durch die Karte das Recht bekommen haben, sich den Bedrückungen und Anfeindungen von Zeloten wie der Abbé Mennais u. A. zu widersetzen. Auch hat die Freyheit, welche die gallicanische Kirche von jeher von dem päpstlichen Stuhl weniger abhängig als andre katholische

Länder machte, fortdauernd Antheil an dem Widerstande gegen ultramontanistische Anmaßungen. So lange indeß der Glaube an die moralische Heilkraft äußerer Gebräuche, Processionen, Wallfahrten und Jubelfeyern, an die Befreyung von Sünde und Schuld durch Selbstpeinigungen oder päpstlichen Ablaß, an die Entsündigung eines ganzen sündenvollen Lebens durch Beichte, letzte Oelung und Communion, an das Verdienstliche der Proselytenmacherey, welche Mittel sie auch anwenden möchte, an die Erlösung aus dem Fegfeuer durch zahllose Messen und Fürbitten der Heiligen, — so lange immer noch der Glaube an dieß alles, was den Lehren und Forderungen des Christenthums durchaus fremd ist, herrschend bleibt, und der Segen der Reformation, die uns von diesen Menschensatzungen befreyt hat, nicht anerkannt wird, dürfte eine gründliche Verbesserung von der bloßen Aufklärung des Zeitalters schwerlich zu erwarten seyn. Jansenistische, molinistische, quietistische Streitigkeiten über Lehrmeinungen, theilten den Hof unter Ludwig XIV in Parteyen. Ihm selbst war ein Ungläubiger lieber als der frömmste Jansenist. Dieß wird man kaum wieder erleben. Selbst das, wie man sagt, itzt mit neuem Ansehn bekleidete Tribunal der Sorbonne, wird selten zu Entscheidungen über Glaubensartikel Anlaß finden. Aber nach dem itzigen Stande der gallicanischen Kirche, kann die echte religiöse Aufklärung, besonders aber die wissenschaftliche Theologie, gewiß nur sehr langsame Fortschritte machen.

Frankreich zählt an 300,000 protestantische Familien, oder nach einer andern Berechnung wenigstens vierthalb Millionen Protestanten, von denen über eine Million dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß anhangen *). Unter welchem Druck sie sich, wenn auch mehr und minder, bis in das Jahr 1787 befanden, ist geschichtskundig. Hatten gleich die eigentlichen Verfolgungen aufgehört, die nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, das bekanntlich von Heinrich IV im J. 1686 zu ihrem Schutz ausgegangen war, ihr Leben und Eigenthum in tägliche Gefahr brachte, so war ihre Religion doch nur eine geduldete. Von einer öffentlichen und freyen Uebung derselben war eben so wenig die Rede, als sie an öffentlichen Staatsämtern Theil nehmen konnten. Selbst ihre heiligsten Verbindungen wurden als ungesetzlich, die Kinder nur dann, wenn Ehe und Taufe von katholischen Priestern vollzogen war, als eheliche Kinder

*) Das von M. Rabaut le Jeune, Bruder des oben S. 128. 129. erwähnten würdigen Mannes, herausgegebene sehr schätzbare Annuaire, ou repertoire ecclesiastique a l'usage des églises réformées et protestantes de l'empire français vom Jahr 1807, (das letzte was erschienen ist) giebt folgende Uebersicht: In dem alten Frankreich zählte man 78 reformirte und 63 lutherische; in den neuen Departements 49 reformirte und 63 lutherische Kirchen. Merkwürdig ist das Verhältniß der Prediger. Jene 78 wurden von 171 Predigern besorgt, und an 50 Stellen waren vacant. In den neuen Departements hatten die 49 Reformirten an 430, die Lutherischen an 521 Prediger.

betrachtet. In sofern war das Edict des auch hierin so humanen Ludwig XVI im J. 1787, bey allen beengenden Clauseln, doch schon ein sehr bedeutender Schritt zur Verbesserung ihres Zustandes *). Aber gerade die Feuerprobe, durch welche die Nation während der Revolution gehen mußte, sollte für die Protestanten die Periode ihrer Befreyung werden. Was darüber in der ersten Nationalversammlung, was auch späterhin in dem gesetzgebenden Cörper von einzelnen Rednern gesprochen ist, gehört zu dem Vortrefflichsten, was man über das Thema von der Religions- und Gewissensfreyheit lesen kann, und wenn der ältere Rabaut de St. Etienne, der in der Folge auch ein Opfer des Terrorismus ward, kein andres Verdienst gehabt hätte, als durch seine kräftigen und siegenden Schutzreden die Decrete vom 21. Aug. und 24. Dec. 1789 herbeygeführt zu haben, so würde er in der Geschichte des protestantischen Frankreichs unvergeßlich bleiben. „Niemand — so lauteten jene Decrete — niemand soll hinfort wegen seiner religiösen Meinungen beunruhigt, niemand in der Uebung seiner Religion gestört werden. — Die Nichtkatholischen sind, gleich allen übrigen Bürgern, für alle Civil- und Militairstellen wahlfähig.“

*) Man findet es, so wie alle das protestantische Religionswesen betreffende höchst wichtige Decrete und Actenstücke, nebst jenen Schutzreden, in dem vorbenannten Annuaire.

Je unerwarteter diese neue Lehre allen eifrigen Katholiken erscheinen mußte, je mehr Gefahr in ihren Augen der sogenannten herrschenden Religion darin zu drohen schien, desto mehr athmeten Millionen guter Bürger auf, und da Bonaparte schon als erster Consul, dann auch als Kaiser, bey mehreren Gelegenheiten in eben diesem Geist gesprochen hatte, so darf es nicht befremden, wenn gerade seine protestantischen Unterthanen in ihm den Beschützer ihrer unter den früheren Regierungen so hart gekränkten Rechte verehrten, und sich durch Treue und Gehorsam auszeichneten, was er auch oft von ihnen zu rühmen nicht unterlassen hat. Doch ist so manche seiner Verheißungen, über die man im J. 1807 während meines Aufenthalts in Paris noch hoch erfreut war, nicht, wie ich aus späteren Berichten weiß, so wie man hoffte in Erfüllung gegangen. Seit dem J. 1810 schienen die Angelegenheiten der Protestanten fast ganz in Vergessenheit zu gerathen und viele Reclamationen blieben ohne alle Antwort. Es wollte sogar Manchen scheinen, das Bestreben des Kaisers mit dem Papst Friede zu machen, habe ihn gegen die gerechten Wünsche der Nichtkatholischen kalt gemacht. Die Bourbons kehrten zurück, und bald erweckten die Auftritte in Nismes und besonders in dem südlichen Frankreich bange Besorgnisse. Aber sie gingen schnell vorüber, da auch die neue Regierung die alten Versprechungen erneuerte. Durch Unterstützung des Staats haben viele Gemeinden, welche ihren Gottes-

dienst bis dahin unter freyem Himmel halten mußten, Kirchen erhalten. Viele lange Zeit unbesetzte Predigerstellen sind wieder besetzt. In Nancy hat man selbst gestattet, daß ein evangelischer Prediger, Hr. Cuvier, zugleich Professor an dem Lyceum ist, wogegen sich jedoch im Allgemeinen noch immer die Geistlichkeit sträubt. Mehrere Mitglieder des geistlichen Standes, namentlich die ersten Geistlichen beyder Confessionen, Hr. Göpp und Hr. Boissard, welche zu gleicher Zeit als Präsidenten des Consistoriums eintraten und in den Geschäften wechseln, haben, wie schon früher Hr. Marron, den Orden der Ehrenlegion erhalten. Sogar die Errichtung der Bibelgesellschaften ist förmlich autorisirt, und mehr als hundert Hülfsgesellschaften sind bereits in ganz Frankreich verbreitet. An ihrer Spitze steht als Präsident der Pair und Staatsminister Marquis Jaucort, als Vicepräsidenten die Grafen Boissy d'Anglais und Reinhard, itziger Minister bey dem deutschen Bundestage, der Baron Cuvier, welcher zugleich die Geschäfte des Großmeisters für die protestantischen Kirchen und Schulen besorgt, die Hrn. Marron, Göpp, Stapfer und mehrere der geachtetsten Männer in Paris. Es übertrifft alle Vorstellung, wie viel binnen sechs Jahren zufolge des letzten Jahresberichts von 1825 in ganz Frankreich dafür geschehen, und wie dadurch die Lesung der h. S. auch unter den Katholiken, zum Theil selbst mit Billigung der Geistlichen, verbreitet ist. Für eine

Organisation des gesammten protestantischen Kirchenwesens, mögen indeß noch viele Wünsche übrig bleiben, da es zu sehr an Einheit und Zusammenhang fehlen soll.

Am weitesten stehen, wenn man Straßburg ausnimmt, in Frankreich die protestantischen akademischen Bildungsanstalten, wie Montauban und ähnliche, hinter den unsrigen zurück. Man ist mit den Fortschritten, welche der deutsche Fleiß auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Theologie gemacht hat, wenig bekannt. Die Auszüge, welche ein Geistlicher zu Nismes, Hr. Vincent, in einem Journal liefert, reichen nicht dazu hin, und es wird wohl selbst dafür gesorgt, von der deutschen Theologie keine günstigen Ideen zu erwecken. Besonders läßt es sich itzt eine Gesellschaft unter den Dissenters in England, unter dem Namen der Continental Society angelegen seyn, aus ihrer Mitte Gesandte nach Frankreich zu senden, die das Land durchreisen, um zunächst die protestantischen Geistlichen, nebenbey auch die katholischen zu bearbeiten, und sie besonders vor dem verderblichen Geist zu warnen, dessen man unser Zeitalter und namentlich unsre Kirche anklagt. Einseitige Nachrichten, und Verwechslung stürmischer und unduldsamer Aufklärer, an denen es allerdings in Deutschland nicht gefehlt hat, mit freymüthigen aber gelehrten, ruhigen und bescheidnen Forschern, mögen dazu Anlaß gegeben haben.

Wenn diese brittischen Missionaire überzeugt sind, daß es so vielen wohldenkenden christlichen Predigern in den protestantischen Gemeinden ohne sie nicht gelingen werde, dem Verderben zu steuern, oder wenn in England schon alles so gut steht, um sich nun an das Ausland wenden zu müssen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß sie im echten Geist des Christenthums, der ein Geist des Lichts und der Liebe ist, ihr Geschäft treiben möchten. Aber nach sehr zuverlässigen Nachrichten ist der Geist Vieler von ihnen nichts weniger als frey von Sectirerey, indem ihnen alle, die nicht mit ihren Augen sehen, nicht ihre Sprache reden, nicht auf alle ihre für wesentlich gehaltnen Dogmen schwören, als Feinde des Evangeliums erscheinen. Da es zum Theil junge feurige Männer sind, die durch ihre begeisternden Vorträge die Gemüther aufzuregen verstehen, und in der Hoffnung dadurch die Sitten zu bessern, auch das Unschuldigste verdammen, so ist es natürlich, daß sich in den Gemeinden, die sie besuchen, Parteyen bilden, in den Familien Spaltungen entstehen, das Vertrauen gegen ältere Geistliche geschwächt wird, und ähnliche Auftritte zu fürchten sind, wie in Genf und der Umgegend die sogenannten Mommiers seit längerer Zeit veranlaßt haben, denen zu steuern sich die Obrigkeit schon hie und da genöthigt gesehn hat. Auch manche in großen Massen vertheilten Tractaten tragen dazu bey, die Frömmigkeit mehr zur Sache dunkler Gefühle als heller Einsicht zu machen.

Möchte

Möchte dieß seyn, da das religiöse Bedürfniß gar verschiedner Art in dem Menschen ist. Entfernte man sich nur nicht so oft von dem Sinn echter Liebe und von der Billigkeit im Urtheil über die, die es eben so redlich meinen, nur an der Art und Weise dieser exaltirten Bekehrer kein Wohlgefallen finden können. Ihre Zahl scheint sich auch in Deutschland zu mehren. Mögen wir nie ähnliche Wirkungen davon wie in der Schweiz zu beklagen haben!

„Es sey, sagen sie, in der evangelischen Kirche so viel des Kampfes, so viel des Zwiespalts über Meinungen, daß es nothwendig scheine, endlich alle ihre Glieder durch einen Glauben zu verbinden.“ Aber, möchte man ihnen mit den Worten eines Unbefangenen zurufen: „Der Gott, der kein Gras, kein Blatt dem andern ähnlich schuf, der hat auch die unendliche Mannichfaltigkeit der Geister und der Wege gewollt, auf denen sie zum Ziel gelangen sollen. Wenn Tausend dieselbe Lehre hören, so wird sie doch höchst verschiedene Bilder und Vorstellungen in ihnen erwecken. Das ist aber kein Uebel, wenn nur Alle die Wahrheit aufrichtig suchen. Nach ihr zu streben und zu ringen, und nimmer zu ruhen, gerade das ist der Vorzug unsrer Natur. Koste es auch Arbeit und Mühe, sie ist den Menschen bestimmt in ihrem äußeren, wie viel mehr in ihrem inneren Leben. Die Religion, wenn sie Geist und Leben seyn soll, darf nicht

wie die Elemente der Sprachen, durch ein Gebot mechanisch eingelernt werden."

Das Schlimmste bey allen gelehrten Streitigkeiten, am meisten aber bey den religiösen, ist, daß sich menschliche Leidenschaften mit einmengen; daß hier der Stolz, der Ehrgeiz, die Rechthaberey, dort die Sinnlichkeit, der Vortheil, die geheime Befangenheit in dem Beyfall den man erndtet, in den Schmeicheleyen die man über seine Reden hört, überhaupt das bey allem Schein der Demuth sich nur zu sehr gefallende Selbst das Wort führt. Was ist alles Streben nach Rechtgläubigkeit wenn die Liebe fehlt? Ein kürzerer und leichterer Weg führt den Einen, ein längerer und mühevollerer den Andern zum Glauben. Wer sich am meisten gemüht hat, wer durch alle Versuchungen des Zweifels zur Gewißheit gelangt ist, der wird auch erfahrungsreicher und tüchtiger, aber auch milder und schonender im Urtheil selbst über die Irrenden ans Ziel kommen. Er hat nicht vergessen, wie oft er selbst geirrt hat.

Wer seyd ihr doch, daß ihr alle die richten wollt, die nicht überall eurer Meinung sind? Daß ihr, nicht besser als die Kirche die ihr doch verwerft, euch allein des seligmachenden Glaubens rühmt? Daß ihr euch aufdrängt zu Führern und zu Leitern der Blinden, zu Beherrschern der schwachen Gewissen, und weit mehr nach dem Glauben als nach den Früchten des Glaubens fragt?

Lage unsrer Gesellschaft seit der Erlaubniß zur Abreise.

Neuer Aufenthalt. Ankunft einiger Befreundeter aus dem Vaterlande. Fernere erneuerte und neue Bekanntschaften.

Nach einer Menge vergebener Gänge und unbeachteter Eingaben, erfolgte endlich gegen das Ende des August eine Ordre des Kriegsministers, welche zwar die nachgesuchte Erlaubniß zur Abreise enthielt, aber den Termin auf den zwanzigsten September bestimmte. Ein neuer schmerzlicher Aufschub, da die Lust noch so manches merkwürdige zu sehen, durch die Sehnsucht nach der Heimath bey weitem überwogen ward.

Man gab uns den Rath, aufs neue um Verkürzung des Termins einzukommen. Es gelang uns auch, wiewohl nicht ohne Schwierigkeiten, in das mit vielen Wachen umstellte Kriegsministerium eingelassen zu werden. Hier fanden wir in dem Büreauchef, Hrn. Houel, welcher die Angelegenheiten dieser Art besorgte, einen höchst liebenswürdigen Mann. Sehr theilnehmend an unsrer Lage, versprach er die kräftigste Verwendung, zweifelte auch nicht, daß selbst unser Antrag auf eine kostenfreye Rückreise erfüllt werden würde. „Die Nation ehrt ja sich selbst — sagte er mit französischer Artigkeit — wenn sie wissenschaftliche Männer auf alle Weise begünstigt.“ Gewiß lag es nicht an ihm wenn es anders kam.

Er bat, in wenigen Tagen wieder anzufragen. Wir säumten nicht. Aber als wir das zweyte Mal eintraten, war sein Gesicht nicht wie gestern und ehegestern. In die immer noch wohlwollenden Züge mischte sich Besorgtheit und Bedauern. Der nach Berthiers Abgange zum Kriegsminister ernannte General Clarke, bis dahin Gouverneur von Berlin, auf dessen Befehl wir im May verhaftet und deportirt waren, war eingetroffen, Hr. Houel hatte ihn aber nichts weniger als für uns gestimmt gefunden. „Wie — habe er auf unsre Eingabe erwiedert — diese Herren verlangen noch Vergünstigungen? Wäre es nach ihnen gegangen, kein Franzose wäre lebendig aus Halle gekommen.“ So hatte sich also die Verleumdung gegen uns ausgesprochen; so waren wir — wer mag wissen von wem? — den damaligen Machthabern denunciirt worden.

Unter diesen Umständen war eben so wenig an eine officielle Zurücknahme des Termins, als an die Erleichterung der Reisekosten zu denken. Auch ich sollte bis auf den letzten Augenblick eine Schuld büßen, von der ich mich völlig frey wußte, und die strengste Untersuchung nicht gescheut haben würde.

Ich ergab mich in das Unabänderliche, hatte aber einige Mühe, manchen ungeduldigeren Freund abzuhalten, nicht dennoch neue vergebliche Schritte zu versuchen. Man meinte, es werde so genau nicht genommen werden. Wenigstens bis an die Gränze Frank-

reichs würden wir unbedenklich kommen können, und dadurch an Zeit gewinnen. Die besser Unterrichteten mahnten desto mehr ab. Sie kannten die Schwierigkeit, die selbst Personen vom höchsten Range fanden, Pässe zu bekommen, oder früher als der Buchstabe lautete, Gebrauch davon zu machen. Selbst der von Napoleon zu seinen Jagdpartieen eingeladene Fürst von Dessau, hatte in Straßburg acht Tage still liegen müssen, ehe sein erst nach Paris geschickter Paß von da zurückgekommen war.

Wir hatten indeß nicht versäumt, dem preußischen Gesandten, Herrn von Knobelsdorf aufzuwarten, und wurden einige Tage darauf zur Mittagstafel eingeladen. Unter welchen schwierigen Verhältnissen dieser ruhige und besonnene Mann diesen Posten bekleidete, wie lange er wohl selbst über die Absichten Preußens, sich von dem Joch loszumachen, in Ungewißheit hatte bleiben müssen, um desto unbefangener in seiner diplomatischen Stellung zu reden und zu handeln, ist aus der Geschichte des J. 1806 bekannt. Auch nach dem Bruch war ihm die allgemeine Achtung geblieben. Wer hatte mehr Gelegenheit gehabt alle Verhältnisse genau kennen zu lernen? Daher gab sein Rath den Ausschlag, den bestimmten Termin abzuwarten, um nicht in neue Verlegenheit zu gerathen. Er erbot sich übrigens zu sichrer Beförderung eines Schreibens an die preußische Regierung. Aber was hätten wir in unsrer damals ganz unbestimmten Lage schreiben, worauf hätten wir antragen sollen?

Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß für uns jener Mittag durch den Umstand, daß der General früherhin den Gesandtschaftsposten in Constantinopel bekleidet hatte, und durch die lehrreichen Bemerkungen über das alte Byzanz und seinen itzigen Zustand, ein besonderes Interesse gewann. Zugleich verschaffte er uns einen Kunstgenuß, in dem uns der Gesandte auf eine Sammlung merkwürdiger Gemählde aufmerksam machte. Ein eben damals in Paris anwesender Mahler und Architekt, Herr Melling, ein Schweizer von Geburt, hatte in einer Reihe von Oelgemählden die schönsten Ansichten Constantinopels aufgenommen. Sehr jung in die Türkey gekommen, war er bey einem zwanzigjährigen Aufenthalt der Landessprache vollkommen mächtig geworden, und hatte sich dadurch und durch seine artistischen Geschicklichkeiten ein großes Vertrauen in den ersten Häusern des Reichs, und selbst bey der Sultanin Hhadidge, Schwester Selims III. in dem Grade erworben, daß ihre architektonischen Plane unter seiner persönlichen Leitung in dem Innersten des Serails ausgeführt wurden. Viele eigenhändige Briefe von ihr sahen wir in seiner Wohnung. So würdig der Grabstichel mehrerer französischen Künstler diese Gemählde in einem großen Kupferwerk nachgeahmt hat*),

*) Voyage pittoresque de Constantinople et des Rives du Bosphore, par Melling 1809—1819. Sie enthält im

so möchte ich doch den Anblick der Originale nicht missen, da nicht bloß das Frische der Farben, sondern auch die mündliche Erklärung des höchst gefälligen Meisters noch weit lebendiger die einzig herrliche Lage der Stadt vergegenwärtigte, und es recht augenscheinlich machte, wie es dem Kaiser Constantin gelüsten konnte, seine Residenz auf dem von der Natur so hoch begünstigten Scheidepunct zweyer Welttheile zu versetzen.

Der Aufschub unsrer Abreise verschaffte uns, neben mancher neuen Bekanntschaft, auch das Vergnügen, noch vor unsrer Rückkehr Bekannte aus dem Vaterlande wiederzusehen. Von Seiten sowohl der Universität als der Stadt Halle, hatte man eine Deputation angemessen gefunden, und dazu theils den gelehrten und zugleich so sprachkundigen Professor der Botanik, Hrn. Curt Sprengel, theils den vormaligen ersten Burgemeister, Geheimderath Barkhausen gewählt. Ersterer war durch einen Krankheitsanfall genöthigt worden in Cassel zurückzubleiben. Letzterer — ein, von den Bedürfnissen der Stadt, um die er sich als Vorsitzer des Magistrats bedeutende Verdienste erworben hatte, sehr unterrichteter Mann *),

---

größten Royalfolio 48 Ansichten in 13 Lieferungen, jede Lieferung zu 100 Franken. Ein besondrer Band liefert ausführliche Beschreibung der einzelnen Blätter.

*) S. 3. Th. der Reise. S. 142.

war nur vom Alter und von körperlichen Schwächen zu gedrückt, um sich durch das Labyrinth der Behörden, die man kaum das zehnte Mal zu Hause fand, der Repräsentationen, der Couren mit einigem Erfolg durchzuwinden. Eine Vorstellung, die man Namens der Universität aufgesetzt hatte, war auch nicht geeignet, um in dieser Form etwas zu bewirken, und der ganze Versuch, durch diese Sendung irgend etwas auszurichten, ging für die Vaterstadt verloren. Dieß war indeß das Schicksal aller Deputationen. Nach dem allgemeinen Urtheil haben sie nichts erreicht, als nur die Feste pomphaft machen zu helfen. Was einmal beschlossen war, blieb unabänderlich, und die Constitution des Königreichs Westphalen, ward fast ohne alle Zuziehung der Sachkundigen, entworfen und vollzogen. An den Kaiser war gar nicht zu kommen gewesen. Von Hieronymus hatte Barkhausen anfangs viel Hartes über Halle hören müssen. Doch war der Ton nach und nach milder geworden, und selbst für die Erhaltung der Universität schienen einige tröstende Worte gefallen zu seyn.

Der Senior deutscher Fürsten, Franz von Dessau, kam im Anfang des Septembers an. Ich habe ihn gleich nach seiner Ankunft aufgesucht, und hernach einige Mal im Museum wieder gefunden *). Wie schmerzlich fühlte der alternde Mann, so sehr ihn der

*) S. 1. Hälfte, S. 355.

Kaiser auszeichnete, die Erniedrigung des deutschen Vaterlandes, besonders Preußens, an dem er mit so vielen Banden hing. Der Ausdruck des tiefen Grams lag auf seiner Stirn, und immer traten wenn er sprach Thränen in seine Augen. Er sah alles im trübsten Licht, und meinte, das Ende der Noth sey noch lange nicht gekommen. In Paris machte ihm der Aufenthalt die höchste Langeweile, und wenn gleich bey der den anhaltischen Fürsten angestammten Neigung, der Reiz kaiserlicher Jagden einige Entschädigung hätte bieten können, so hatte er doch Pferde und Hunde, und das ganze französische Jagdwesen so sehr unter seiner Erwartung gefunden, daß ihn auch von dieser Seite nichts ansprach. Es blieb ihm wenigstens die Genugthuung, von seinen Unterthanen durch seinen persönlichen Charakter als der Schutzgeist des Landes verehrt zu werden. Auch denken noch Viele nun auch Gealterte, die das vormalige fast poetische Leben in Dessau und Wörlitz gekannt haben, gern daran, welche schöne Tage er ihnen dort bereitet hat. Wohl hätte man wünschen mögen, daß sein eigner Lebensabend heitrer untergegangen wäre. Dieß aber war ihm nicht beschieden.

Nicht ohne Veranlassung der französischen Behörden, traf auch der damalige Kammerpräsident zu Heiligenstadt, Hr. v. Dohm ein, um sich als Fürsprecher für die ihm anvertraute, zum Königreich Westphalen geschlagene Provinz, auf welche der unerbittliche Daru

unerschwingliche Summen gelegt hatte, zu verwenden. Es war wohlthuend, wenigstens noch einige Stunden mit diesem so treuen und echten Patrioten, über das Unglück des Vaterlandes zu trauern, und sich an den Erfahrungen des Vielgeprüften aufzurichten, wiewohl auch er, wie das Schicksal so vieler war, eine Zeitlang verkannt ward. Was hatte er nicht in seiner langen diplomatischen und Geschäftslaufbahn erfahren! Wie viel Gutes hatte sein reiner Sinn, überall wo sich ihm ein Wirkungskreis eröffnete — zuerst in den Angelegenheiten des deutschen Fürstenbundes, dann in Aachen, in Lüttich, in Cöln, in Rastadt, Goslar, zuletzt in Heiligenstadt — wirken wollen, und wie oft war er bald durch Mißlingen der besten Absichten, bald durch das Unerwartete der politischen Ereignisse, bald durch Undank und Mißtrauen gekränkt und niedergeschlagen. Seine Hoffnungen für Halle waren schwach, und von der neuen Ordnung der Dinge in dem jungen Königreiche erwartete er wenig, so lange, wie es den Anschein hatte, französische Beamte die Hauptstellen einnehmen würden. Wie sehr seine Ahndung in Erfüllung ging ist bekannt. Auch kehrte er nach einigen Wochen eines fruchtlosen Aufenthalts, wie die meisten Deputirten unbefriedigt nach Deutschland zurück.

Spät und sehr zufällig erfuhr ich, daß auch der Graf v. Rumford itzt in Paris lebe. Da ich in den Jahren 1799 bis 1806 die Leitung des Hallischen, einer neuen Organisation sehr bedürftigen Allmosen-

wesens übernommen hatte, so war es mir Bedürfniß, diesen gerade um die Verbesserung der Armenanstalten so hoch verdienten, überhaupt für Menschenwohl so ausgezeichnet thätigen Mann, persönlich kennen zu lernen und ihm für so manche Belehrung aus seinen Schriften *) zu danken.

Es war bey der ganz nahen Abreise nur eine sehr frühe Tagesstunde übrig, und da der Morgen in den vornehmen Häusern von Paris spät anbricht, mir fast unerwartet, sogleich angenommen zu werden, und an dem Theetisch des Grafen und der Gräfin eine so freundliche Aufnahme zu finden. Früh schon in England verwittwet, war er unlängst mit der Wittwe Lavoisiers vermählt, des großen Chemikers, der, als auch er ein Opfer Robespierre's fallen sollte, nur um vierzehn Tage Aufschub — aber vergebens — bat, um eine wichtige Untersuchung enden zu können. Das Publicum schien unzufrieden mit dieser Wahl, da man meinte, die Frau habe viel zu wenig gethan, um den vortrefflichen Gatten zu retten. Auch sprach aus ihren Mienen kein Herz, und eine baldige Trennung hat es bestätigt, daß der Graf selbst die Verbindung bereuen mußte.

Einen desto angenehmeren Eindruck hat die hohe Gestalt, das edle Profil und das so offne und lehrreiche Gespräch des Mannes in mir zurückgelassen. Es

*) S. Benjamin Graf v. Rumford kleine Schriften. Aus dem Englischen. 1. 2. Bd. Weimar 1797. Nebst dem Bildniß des Verf. Die 3te Abhandl. beschäftigt sich mit der zweckmäßigen Beköstigung und Speisung der Armen.

kam natürlich sehr bald auf die großen Schwierigkeiten, welche sich überall den besten Absichten für die ärmere Classe zu wirken, in ihrer Ungelehrigkeit über ihr wahres Beste entgegenstellen. Leider konnte auch ich ihm von dem Erfolg des in meiner Vaterstadt angestellten Versuchs, mit der gesunden und wohlfeilen Speise, die man unter dem Namen der Rumfordschen Suppe in und außer unserm Welttheil mit großem Nutzen eingeführt hat, wenig erfreuliches berichten. Vorurtheil, Scheu vor dem Ungewohnten, der schwer zu besiegende Argwohn, welcher der Opposition der Armen gegen die Wohlhabenden überall zum Grunde liegt, sah in der Wohlthat nur Bedrückung und Beschränkung der Freyheit. Es befremdete den Grafen weniger als ich glaubte. Aber er hatte selbst nur zu viel Erfahrungen dieser Art gemacht.

Ein gebohrner Nordamerikaner, blieb er während des Krieges im brittischen Dienst, und hatte nach dessen Beendigung im J. 1784 den Kriegsdienst ehrenvoll verlassen, aber fortdauernd nach allen Seiten hin auf das wohlthätigste zu wirken gesucht. Durch den Ruf seiner seltnen Einsichten in alle Fächer der Verwaltung und der Staatsökonomie, war der Kurfürst von Pfalz-Bayern im J. 1784 bewogen, ihn nach München einzuladen. Hier fand er einen fast offnen, förmlich organisirten Krieg der Armen und der Bettler gegen das Publicum, namentlich den schrecklichsten Mißbrauch armer Kinder, um durch ihre Mißhand-



C. Mastermaijer fec.

BENJAM: GRAF VON RUMFORD.

lung Allmosen zu erhalten, wovon seine Schriften ein schauderhaftes Gemählde aufstellen. Wie viel seine dortigen Einrichtungen gewirkt, beweiset das nach seiner Idee aufgeführte militairische Arbeitshaus, so wie die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste das Monument in dem von ihm angelegten englischen Garten *). Als Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften in London, hat er in der Folge jedes Streben einer nützlichen Industrie durch reiche Schenkungen aufgemuntert, seit 1802 aber, von allen Behörden hochgeachtet, in Frankreich gelebt, wo er im J. 1814 in seinem Landhause Auteuil gestorben ist.

Auch seine Ideen können mancher Verbesserung fähig seyn. Aber nur der Undank kann vergessen, welch neues Leben er auf mehr als einem wichtigen Gebiet der Staatspolizey geweckt, und wie viel sein Beyspiel angeregt hat. Ich rechne es zu den Glücksfällen meiner Reise, daß ich die Bilder so vieler würdigen Zeitgenossen, die meine Phantasie aufbewahrt, auch durch Sein Bild bereichern konnte.

---

*) Die Inschrift sagt:

Ihm
Der das schmählichste öffentliche Uebel
Müßiggang und Betteley tilgte,
der Armuth Hülfe, Erwerb und Sitte,
der vaterländischen Jugend Bildungsanstalten gab
Lustwandler geh und strebe
Ihm gleich zu seyn an Geist und That,
Und uns an Dank.

Versailles.

Trianon. Sevres.

Es wird ein Tag kommen, wo die Wasserspiegel von Versailles sich in Sümpfe verwandeln, die Springbrunnen verstopft, alle Röhren verschlossen seyn werden. Diesteln werden den Rasen ersticken; Nesseln die Statuen umschlingen; grünes Moos Brust und Wangen der marmornen Götterbilder, vor deren Schönheit man itzt noch bewundernd still steht, zernagen; dichte Baumgruppen werden das Schloß verdunkeln, ihre Wurzeln werden sich in die Spalten drängen, und das Gestein des großen Baues zersprengen. Die Decken der Zimmer werden sich trennen, der Wind wird sie durchheulen, die Ruinen werden wildes Gesträuch umschlingen, und das große Prachtgebäude wird, ein Spiel aller Elemente, in Trümmern zerfallen. Mercier.

War es gleich bis dahin noch nicht gekommen, und wird auch, nachdem das restaurirte Königsthum auch die Restauration von Versailles ernstlich betreibt, die finstere Weissagung nicht, wie es nach der Revolution wirklich den Anschein hatte, in Erfüllung gehen, so war doch, als wir dieses einst berühmteste aller königlichen Schlösser besuchten, der alte Glanz völlig verschwunden, und in den Gärten stieß man schon hie und da auf Stellen, wo es schien, als ob die Zerstörung bereits beginne.

Aber auch das verödete Versailles war zu reich an geschichtlichen Erinnerungen, und bot der Betrachtung über den wunderbaren Wechsel aller menschlichen Dinge zu viel Stoff, um es, da wir Zeit gewonnen hatten, unbesucht zu lassen. Ausführliche Beschrei-

bungen des Aeußern und Innern findet man in einer Menge von Schriften, zum Theil großen Prachtwerken. Fast keine von ihnen entspricht itzt noch dem gegenwärtigen so veränderten Zustande *).

Daß Versailles eine, nach dem allgemeinen Urtheil, unglückliche Phantasie Ludwig XIV war, ist schon oben (S. 276.) bemerkt. „St. Germain — sagt der auch hier wie immer offne und unparteyische St. Simon **) — der vormalige Lieblingsaufenthalt des Hofes, vereinigte alles Herrliche in seinen Aussichten, seinen Wäldern, seinen prächtigen Baumgruppen, seinen reichen und gesunden Wasserquellen, seinen reizenden Gärten. Dieß alles und so viele andere Vorzüge, vertauschte Ludwig mit dem unfruchtbaren, hier sandigen, dort sumpfigen Boden von Versailles, um der Natur durch Kunst und unermeßliche Geldverschwendung, was ihr nicht gegeben war, abzuzwingen, und einen großen aber planlosen Bau aufzuführen, in dem Schönes und Schlechtes, Gefälliges und Widerstehendes im wunderlichsten Contrast mit einander verbunden ward. Selbst das mit einem nicht

*) Eine der neuesten findet man in P. Dounet description des environs de Paris, avec 62 Gravures. Paris 1824.

**) M. s. in den Oeuvres de Louis de St. Simon, Duc et Pair de France, T. I. die Memoires secrets du regne de Louis XIV. p. 138 ff. Wenige Werke sind an Reichthum, Treue und Geist der Schilderungen der Regierungen Ludwigs XIV und seines Nachfolgers diesem zu vergleichen. Der Glanz des Hoflebens scheint das Auge des unbefangenen Beobachters selten geblendet zu haben.

zu berechnenden Kostenaufwand herbeygeführte Wasser, verbreitet in den Gärten eine ungesunde und widrige Feuchtigkeit. Die Gärten selbst, von gewissen Seiten Wunder der Kunst Lenotres, befriedigen doch nur kurze Zeit, und was Millionen erfordert hatte, unterlag oft in den nächsten Jahren den Wechseln eines viel mehr eigensinnigen als geregelten Geschmacks. Wer aber mag sagen, wie viel Summen und wie viele Menschenleben dieß alles gekostet hat?"

Der Weg von Paris nach Versailles führt durch wohlerhaltne am Abend erleuchtete Alleen, und wird bequem in ein Paar Stunden zurückgelegt. Die Stadt selbst, einst sehr volkreich, ist itzt menschenleer, und noch ein Glück für sie, daß durch eine große Gewehrfabrik, in welcher wir vortreffliche Arbeiten sahen, doch noch viele Menschen Beschäftigung und Unterhalt finden. Das Schloß ist von einem außerordentlichen Umfang; gegen die Gartenseite von der schönsten Symmetrie; weniger die Façade nach Paris zu, eine Taube — wie Peter der Große sich ausdrückte — mit Adlersflügeln.

Unsre Stunden für den Besuch dieses großen Labyrinths waren zu abgemessen, um mehr als das Interessanteste, die vormaligen Hauptzimmer, sehen zu können. Auch zeigt man den Fremden gewöhnlich nur diese. Denn alles was ehemals in der großen Gemählde- und Kunstgalerie zu sehen war, ist itzt in Paris mit den Schätzen des Louvre vereinigt. Unendlicher Verschwendung an Gold und Marmor begegnet man

jedoch

jedoch noch überall, aber eben so sehr der Vernachläs-sigung und dem Rost der Zeit, der namentlich die einst so herrlichen Deckengemählde von Le Brun und an-dern großen Meistern verunstaltet hat. In den Gemä-chern, in welchen vordem das Kostbarste, was es an Meublen im In- und Auslande gab, aufgehäuft, und alle Prachtstücke aus dem Nachlaß früherer Regierungen, neben den Erzeugnissen des neuesten Geschmacks aufge-stellt waren, stand nur noch hie und da ein vergessenes Stück, das man bey der Unzahl nicht beachtet, oder für andere Zwecke bestimmt hatte. Dennoch trug noch immer das Ganze genug das Bild vormaliger Größe, um sich eine Vorstellung von dem was es einst war machen zu können.

Es war ein Gewinn, daß gerade an dem Tage unsres Besuchs sich keine Gesellschaft einfand, die uns zerstreut, vielleicht auch um manche Notiz gebracht haben würde. Es lebten noch einige Ueberreste der alten Regierung als Pensionairs in dem Schloß, und hatten den Auftrag, was davon zu sehen erlaubt ist, den Besuchern zu zeigen. Je häufiger sie sich von Frem-den von allen Parteyen, mitunter auch wohl von Werk-zeugen einer geheimen Polizey umgeben sahen, welche die Aeußerungen der Umhergehenden belauschten, desto vorsichtiger waren sie, ehe sie ihrem Herzen Luft mach-ten. Auch der alte Schweizer, den dießmal die Reihe traf, war anfangs ziemlich einsylbig, ward aber bald desto beredter, als er es uns abmerkte, daß wir keine

Verräther seiner Anhänglichkeit an das unglückliche Königshaus seyn würden, dem er einst gedient hatte. Er führte uns von Gemach zu Gemach. „Dieß, sagte er, war die Antichambre an großen Courtagen; dieß waren die Wohn-, dieß die Schlafzimmer; hier stand das Bette der Königin. Durch jene Hinterthür rettete sie sich mit genauer Noth, als die wilde Schaar der Fischweiber von Paris in das Schloß drang. Dort lagen die Zimmer der Oberhofmeisterin, der Prinzessin von Lamballe. Man muß sie gekannt haben, um sie nie zu vergessen."

In einem der Säle standen noch mehrere hohe aber umgekehrte Bilder. Sie erregten unsre Neugier. „Es ist eigentlich verboten," sagte der Alte; kehrte sie aber doch um. Es waren Gemählde Ludwigs und der Königin. „Ach! seufzte er tief, sie waren Beyde so gut, so gut, und — mußten so enden!"

Ich wünschte mich noch mehr in eine frühere Zeit zu versetzen. Aus der Lesung der Regierungsgeschichte Ludwigs XIV in den Memoiren von St. Simon, und dem Privatleben Ludwigs XV, wozu mir die Muße in Pont-a-Mousson Zeit ließ, war mir vieles Einzelne, was sich gerade hier ereignet hatte, im frischen Andenken. Auch der Schweizer, dem ähnliche Fragen über diese so merkwürdige Zeitperiode schon oft vorgekommen seyn mochten, war von allem wohl unterrichtet.

„Die Vertheilung und Bestimmung der Gemächer, sagte er, ist unter allen vorigen Regierungen in der

Hauptsache dieselbe geblieben. Die Vorgänger des letzten Königs haben dieselben Zimmer bewohnt. Ludwig der Große und sein Enkel sind Beyde auf jener Stelle gestorben. In den angränzenden Zimmern wohnte die Maintenon. Wenn der König den Vortrag der Minister angehört, hat sie in jener Ecke gesessen, und wird auch wohl ihr Wort dazu gegeben haben. Es war doch nicht recht, daß sie den König verließ, eh er gestorben war. Die du Barry wäre wohl geblieben, wenn man sie nicht fortgeschickt hätte, als der sterbende Ludwig XV sich mit Gott versöhnen wollte."

Es ward mir wunderbar zu Muthe, als der alte Mann dieses und vieles andre sprach. Bald war mir, als sähe ich eine untergegangene Vorwelt um mich her, und als schritte die hohe Gestalt des zum König gebohrnen Ludwigs kalt und stumm durch diese öden Säle; bald, als wäre ich Zeuge seiner letzten Stunden, und der schauderhafteren seines Nachfolgers.

Während meine Gesellschaft einige noch übrige sehr schöne Gemählde und Plafonds in den Seitenzimmern betrachtete, warf ich mich auf das verblichene Polster eines vergoldeten Lehnstuhls, und ließ so manche der längst abgetretenen großen Schauspieler, die hier ihre Rollen gewechselt hatten, vor meiner Phantasie vorübergehen.

Also hier — dacht' ich — hat der Mann gelebt und gewaltet, der mit allen Anlagen zu einem großen Regenten ausgestattet, und obwohl unbegreiflich in seiner

Geistesbildung versäumt, zum Erstaunen in vielen Dingen unwissend, oft bis zur Kleinlichkeit schwach, dennoch eine lange Zeit die Bewunderung und das Schrecken Europa's war. Hier sind so viele der Befehle unterzeichnet, welche die Ebenen von halb Europa mit Blut bedeckt haben. Hier hat er auf die Eingebungen der Beichtväter und Minister, la Chaise, Telliers und Louvois, gehört, und Hunderttausende seiner Unterthanen aus ihrem Vaterlande verbannt, oder sie der Wuth des Fanatismus Preis gegeben; und die Frau, die, seit sie die Neigung des alternden Monarchen erobert hatte, alles über ihn vermochte, hat die Anmuth ihres Wesens, hat den Zauber ihrer Rede nicht anwenden wollen, um sein eiskaltes Herz für das menschlichste aller Gefühle, Vater aller seiner Unterthanen zu seyn, zu erwärmen. Aber schwer genug hat sie auch gerade hier das scheinbare Glück gebüßt, und es sich selbst und ihrer vertrauten Pflegetochter Aumale nicht verborgen *). Gewiß, viel zufriedner hätte sie ihre Tage in der engen Wohnung ihres ersten Gatten, des unbegüterten und gebrechlichen Scarron geendet, umgeben von dem Kreise geistvoller Besucher, denen sie, wenn die dritte

*) Ihre gesammelten Briefe sind voll davon. Was in der Beylage Nr. XXI. daraus mitgetheilt ist, wird hinreichen, um sich ein vollständiges Bild des elenden Lebens zu machen, womit diese Maintenon die Ehre erkaufen mußte, sich wenigstens von ihrer Dienerschaft als eine Königin behandelt zu sehen, da ihr der Wunsch öffentlich dafür anerkannt zu werden, nie gewahrt ward.

Schüssel fehlte, durch geistvolle Erzählungen reichen Ersatz gab; gewiß, viel glücklicher als in diesen Prunkzimmern, wo ihr das härteste aller Geschäfte oblag, einen alten, von offnen Schäden gepeinigten, nach ihrem eignen Ausdruck „durchaus nicht mehr amüsabeln Mann, amüsiren zu sollen.“ Welcher Erschöpfung mag sie in jenem Kabinet, wo er täglich bis zum späten Abend von ihr unterhalten seyn wollte, erlegen seyn, wenn sie sich endlich allein sah.

Auch die letzten Tage des fünf und siebzigjährigen, kranken, freund- und freudenlosen Monarchen traten mir vor die Seele. Für die Befriedigung eines unbegränzten Ehrgeizes war, nach der Täuschung durch die Ankunft eines persischen Gesandten, kein Mittel mehr auszusinnen; jeder Sinnengenuß war unschmackhaft geworden, der Becher der Lust bis auf den Boden ausgeleert. Alle durch das Blut von Millionen errungene Macht und Größe, hatte mit einer ungeheuern Schuldenlast des Staats, mit dem Elend und den Verwünschungen des Volks geendet *). Da blieb ihm, wie einst dem Salomo des Orients, mit welchem ihn die Schmeicheley oft verglich, von einem so langen Leben nichts als Ausbeute übrig, als die Einsicht, „daß alles, alles eitel sey.“ In diesem Gefühl

*) Im Jahr des Todes Ludwig XIV (1715) war die Staatsschuld in Frankreich an 4500 Millionen stark. Die Volksmenge betrug 19 Millionen. Es fehlte ein ganzes Menschenalter. Männer von fünf und dreyßig bis fünf und vierzig Jahren fanden sich selten. Der Krieg hatte sie gefressen.

Johann v. Müller.

dachte ich, wird er auf jener Stelle, von der ich mein Auge nicht wegwenden konnte, gelegen haben; ohne Sohn, ohne Enkel, ohne Theilnahme hülfreicher weiblicher Wesen, — denn der Tod hatte sie ihm alle geraubt — selbst ohne den letzten Beystand der hochbegünstigten Frau, die, da sie, so bald er die Augen geschlossen haben würde, Demüthigungen von ihren Feinden fürchtete, lieber in ihrem Stift St. Cyr für ihn beten, als seinen letzten Hauch auffassen wollte. Dennoch ist noch einmal in seinen letzten Tagen, mit der auflodernden Lebensflamme, ein königlicher Sinn, der ihn nie ganz verlassen hatte, emporgekommen *). Ruhig hat er dem Tode ins Angesicht gesehen, und, nachdem er mit Gott vor seinem Ende durch die Sacramente seinen Frieden gemacht zu haben meinte, es leicht gefunden zu sterben und mit Würde, wie sie einem Monarchen geziemt, den Urenkel gewarnt, nicht wie er den Krieg zu lieben, und besser als er der Vater seines Volks zu seyn.

Welch eine ganz andre Scene drey und funfzig Jahre später in eben diesen Gemächern! Schon nicht ohne Schaudern hatte ich die Lebens- und Todesgeschichte Ludwig des XV gelesen, dessen schändliche Regierung vorzüglich die Greuel der Revolution

*) Friedrich der Große läßt ihm die Gerechtigkeit ein großer Regent gewesen zu seyn, fast im Uebermaaß widerfahren. Höchst interessant ist die Vergleichung, die er zwischen ihm und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm anstellt. Er endet das Gemählde mit den Worten:

herbeygeführt hatten. Um so stärker fühlte ich mich davon ergriffen, als sich mir an Ort und Stelle alles vergegenwärtigte.

In Trianon hat er die pestartige Krankheit in den Armen einer vom Blatterngift angesteckten jungen Buhldirne eingesogen. Man bringt ihn schleunig nach Versailles. Von Paris eilt der Erzbischof Beaumont herbey, damit die Kirche nichts versäume, die schuldbelastete Seele zu retten. Während der alte Wollüstling noch immer die eiternden Hände nach der von einer Partey eben so begünstigten, als der andern verhaßten Gräfin du Barry ausstreckt, erhebt sich in dem Vorzimmer ein heftiger Streit zwischen ihm und den Ministern. Eh er die Sacramente empfangen kann, muß durch ihre Entfernung das so lange und so öffentlich gegebne Aergerniß gehoben werden. Da sagen die Einen: „Er könnte doch genesen! und dann können wir ihrer nicht entbehren.“ Und die Andern riefen: „Er liegt im Sterben, er darf ohne den Beystand der

---

Ils finirent tous deux en Grands Hommes comme ils avoient vécu, voyant les approches de la mort avec une fermeté inébranlable, quitant les plaisirs, la fortune, la gloire et la vie avec une indifférence Stoique; conduisant d'une main sure le gouvernail de l'état jusqu'au moment de leur mort; tournant leur dernières pensées sur leurs peuples, qu'ils recommandèrent à leurs Successeurs avec une tendresse paternelle; et ayant justifié par une vie pleine de gloire et de merveilles, le surnom de Grand, qu'ils recurent de leurs contemporains. Memoires de Brandenbourg.

Kirche nicht enden. Sie muß entfernt werden." O! des unwürdigen Gaukelspiels! *)

Der alte Schweizer erinnerte sich sehr wohl jener grauenvollen Tage. „Wer sich, erzählte er, damals in diese Zimmer wagte, wagte sein Leben. Mehrere von der Dienerschaft wurden angesteckt und starben. Nur die Prinzessin Adelheid und Victorie fesselte, wie sehr man sie auch warnte, die kindliche Liebe an das schreckliche Sterbebette des Vaters. Sie scheuten sich nicht, ihm die ekelhaftesten Dienste zu leisten, und wichen bis auf den letzten Augenblick nicht von dannen. Als endlich die Gräfin du Barry entfernt, und ein armer Pfarrer herbeygerufen war, um dem Könige die letzte Beichte abzunehmen und die Absolution zu ertheilen, erwartete man jede Stunde das Ende. Der Dauphin und die Dauphine hielten sich entfernt in ihren Kammern. Es war beschlossen, daß die ganze Familie sogleich Versailles, das ein Pesthaus geworden war, so bald der Tod erfolgt sey, verlassen sollte, auch Befehl gegeben, Wagen und Pferde jeden Augenblick bereit zu halten. In dem großen Saal, durch den wir gegangen sind, dem oeil de-beuf, stand im Fenster eine angezündete Kerze. So bald man sie auslöschen würde, sollte alles zum Aufbruch bereit seyn. Es war Nachmittags um drey, als das Lebenslicht und die

*) „Ils agitaient et traficaient de sang-froid en ce moment de la conscience et des remords du roi" sagte der Cardinal de Luynes.

Kerze verlosch. Alle Räume füllten sich. Man glaubte ein Gewitter zu hören, so drängte sich, so lief alles gegen einander. Man las Freude und Schmerz auf hundert Gesichtern. Das junge Königspaar — so hat man mir erzählt — war bey der Ankündigung des Todes betend niedergesunken und hatte ausgerufen: „Wir sind zu jung um zu regieren!“ Der König war zwanzig, die Königin neunzehn Jahr alt. Nach wenigen Stunden war das Schloß wie ausgestorben. Nur einige arme Tagelöhner waren zu bewegen, den schon zerfallenden Leichnam, ohne alle üblichen Gebräuche von Oeffnung oder Einkleidung, in den bereit stehenden bleyernen Sarg zu verschließen, um die Lebenden vor dem Todten zu schützen. So hat man ihn in höchster Eil nach St. Denis gebracht. Auf den Landstraßen ist ihm Spott und Verwünschung gefolgt *).“

Wir sahen noch, ehe wir das Schloß verließen, die prächtige nun auch so verlaßne Kapelle, ein schönes Denkmal des Architekten Mansard. Wie vormals der Hof, gingen wir unmittelbar aus den Zimmern auf die Tribune, dem Hochaltar gegenüber. Man zeigte uns die noch unverletzten abgesonderten Logen an

*) Diese Erzählung stimmt vollkommen mit dem, was ich darüber in den Memoires von Soulavie, Besenval und Mad. Campan gefunden habe, überein. Nur in der Darstellung des Parteykampfs, der das Sterbebette des Königs umgab, weichen sie hie und da von einander ab, wodurch aber im Wesentlichen nichts geändert wird.

den beyden Enden des Chors, in denen der König und die Königin, in denen auch Ludwig XIV und die Maintenon so unausgesetzt täglich die Messe gehört hatten. Dann verließen wir diese öden Säle, in denen die Stille des Grabes wohnte, und jeder Fußtritt, so wie das Verschließen der Thüren dumpf wiederhallte. Unser Führer verließ uns am Fuß der großen Marmortreppe. „Hier, sagte er noch, lag mein treuer Landsmann, der wackre Schweizer in seinem Blut, als er die Furien aus Paris abhalten wollte, hinauf in die Zimmer der Königin zu dringen.“

Gar vieles von der Geschichte der Zeit geht mit dem Leben so alter Diener verloren. Sie sind die lebendigen Chroniken des Innern der Palläste, die oft vollständigere Memoiren schreiben könnten, als die entfernter Stehenden, denen nur zu oft Parteygeist die Feder führt. Was jene unmittelbar unter ihren Augen geschehen sahen, gräbt sich wie Steinschrift tief in ihr Gedächtniß. Den zur Ruhe gesetzten Castellan verödeter Schlösser, zieht die lange Gewohnheit noch immer dahin, wo er einst einen Theil des verloschnen Glanzes auf sich selbst überzutragen gewohnt war. Jede Stelle frischt alte Erinnerungen auf, und selbst seine abgetragene und verschossene Livree, in der er einst täglich mit Fürsten und Königen verkehren und stehen durfte, wo Herzöge und Grafen oft gern gestanden, und Worte und Mienen belauscht hätten, bleibt ihm ein werthes Andenken, das er nicht missen möchte.

Die von dem Hofe vormals so viel und gern besuchten Lustschlösser, zu welchen man durch den angränzenden Park von Versailles gelangt, das große und kleine Trianon, mußten denen, die sie in ihrer früheren Herrlichkeit gekannt, gleich einer traurigen Ruine erscheinen, wiewohl man schon etwas gethan hatte, um die Zerstörungen der Volkswuth in Vergessenheit zu bringen. Es waren liebliche Landhäuser, in denen Kunst und Natur gewetteifert hatten, den Aufenthalt heiter zu machen. Das kleine Trianon hat in der Geschichte Marien Antonettens eine nur zu bedeutende Rolle gespielt. Es mochte wohl übertrieben seyn, was man sich von der Verschwendung von Millionen, zum Aufbau und den innern Schmuck des üppigen Wohnhauses, zu den Amor- und Floratempeln, zu den Carousselsels, zu den höchst sinnvoll erfundnen Gartenspielen aller Art, und zur Anlage des kleinen artigen Müllerdorfs, worin zuweilen der König und die Königin als Müller und Müllerin zu sehen waren, erzählte. — Gewiß aber würde die unglückliche Frau sich manchen Vorwurf erspart haben, wenn sie auf die Warnungen ihrer treuesten Freundin Lamballe gehört, und sich nicht sorglos mit ihren Hofdamen den nächtlichen Besuchen dieser Zaubergärten, bey Concerten und kleinen vielleicht oft ganz unschuldigen Lustbarkeiten hingegeben hätte, nicht bedenkend, daß hundert Augen ihre Schritte bewachten, denen jeder Anlaß willkommen war, ihren Ruf zu beflecken.

Itzt war es ein völlig zerstörtes Elysium in dem man umherwandelte. Und wie hatte es die Volkswuth zerstört! Wie so gar nichts geschont! Ueberall zerfallende Pavillons, umgestürzte und verstümmelte Statuen. Der Fuß trat auf zerbrochne Geräthschaften, einst zu Lust und fröhlichem Spiel bestimmt. Wind und Wetter bleichte und sprengte das Tafelwerk der lieblichsten Kabinette. Diesteln und Nesseln staudeten umher. Verwildertes Gesträuch machte die Wege unwegsam, die vordem zu den schönsten Puncten geführt hatten. Es vereinigte sich alles die Seele zu umdüstern, und auch ohne die feuchte Witterung und den hereinbrechenden Abend, hätten wir nicht länger in diesem verblühten Paradiese säumen mögen.

Der Rückweg führte über Sèvers, berühmt durch seine große Porzellanfabrik. Es war zu spät das Innere zu sehen. Auch hörten wir, das sie itzt von mehreren Fabriken in Paris übertroffen werde. So genügte es uns, einige vortreffliche Kunstwerke zu bewundern, und uns an der äußerst geschmackvollen Aufstellung in dem Waarenlager zu ergötzen. Die Wohlfeilheit mancher sehr gefälligen Arbeiten hätte zum Kaufen versuchen können. Aber es gab nöthigere Ausgaben. Ein etwas beschädigtes kleines Kaminstück, die Aldobrandinische Hochzeit vorstellend, hängt doch noch zum Andenken in meinem Zimmer.

Bruchstücke über das Leben der Pariser und das Leben in Paris.

Meine Erzählung neigt sich zum Ende. Einige flüchtige Blicke auf die Ober- und Unterwelt der großen Weltstadt mag sie beschließen.

Der Aufenthalt war doch lang genug, um wenigstens ein allgemeines Bild von dem Volksleben und der Lebensweise der verschiedenen Stände aufzunehmen, da keine Geschäfte die Zeit beengten, auch keine langen Diners und lästigen Repräsentationen uns, wie oft die westphälischen Deputirten, um die besten Stunden des Tages brachten.

Was man zuvörderst von dem öffentlichen Thun und Treiben auf Straßen und Plätzen gewahr wird, hat zwar einen andern Charakter als in London und Wien, jedoch vieles mit dem gemein, was sich in allen großen Städten wiederholt, und eben wegen der Größe ihres Umfangs und der täglich steigenden Volkszahl wiederholen muß. Daher konnte Boileau in seiner bekannten Satyre, worin er das unruhige und unbequeme Leben in der Hauptstadt schildert, auch hierin seiner Neigung, überall die alten Classiker nachzuahmen, folgen, da er vieles, was um ihn her vorging, nur nach Juvenals Vorbilde, und fast mit seinen Worten beschreiben durfte *).

*) Juvenal Satyr. III. besonders v. 232 sqq.

Schon die unendlich mannichfaltigen Bedürfnisse machen es nothwendig, daß der Verkehr auf den Straßen mit dem Anbruch des Tages beginnen, und die nächtliche Ruhe sich auf wenige Stunden beschränken muß. Diese Ruhe tritt auch in den bewohnteren und volkreicheren Theilen der Stadt kaum vor Mitternacht ein, doch verliert sich das stärkere Gewühl, die Gegenden der Schauspiele ausgenommen, oft schon früher, so daß ich, wenn ich von einem späten Besuch von der Weite des Weges erschöpft, um eilf Uhr in einem noch offnen Laden eine Erfrischung suchte, mich oft mit der Inhaberin allein fand, und, gerade wie späterhin in London, manche Klagen über die schlechten Zeiten anhören mußte. Kein Thema wiederholt sich ja öfter als eben dieß.

Wir wohnten zwar in einer stillen und engen Straße des bons enfans, aber nicht sehr entfernt von dem Louvre, an welchem gerade damals so stark gebaut wurde, daß das Herbeyfahren der Steine, das Schreyen der Fuhrleute, das unaufhörliche Knallen der Peitschen, das Zersägen der großen Marmorblöcke schon in den frühesten Morgenstunden sehr störend ward. Fast mehr noch haben wir eine alte heisere Ausruferin verwünscht, die an der Ecke der Straße vor dem Eingang des uns ganz nahen Palais Royal Posto gefaßt hatte, und mit heiser-kreischender Stimme, in den widrigsten Nasenlauten, alle mögliche Neuigkeiten ausrief, und gewöhnlich mit einem schmetternden

par ordre de S. M. l'Empereur endigte. Wirklich thaten alle Hammerschläge der Steinhauer, alles Rollen der Wagen und Karren, dem Ohre nicht so weh, als dieses Geschrey, und sah man sie erst mit dem gelben mumienartigen Angesicht, so war sie das wahre Ebenbild zu der Klausnerin in Lindholm in Walter Scotts Schloß von Pontefract.

Mit der fünften oder sechsten Morgenstunde begann auf allen Plätzen und an allen Straßenecken der große und der kleine Markt. Am freundlichsten erscheint er mir, wo die während der Nacht herbeygefahrnen und getragnen Blumen und Früchte, in pyramidalischen Anordnungen Reichthum, Schönheit und Geschmack vereinigen. Wenn an andern Stellen die hohen Gerüste mit zehn und zwanzig Stufen, auf welchen das nackte Federvieh reinlich aufgethürmt ist, weniger Anziehendes hatten, so waren sie doch die sprechendsten Symbole der kaum zu berechnenden Consumtion, namentlich des Geflügels *). Mühsam drängt man sich in gewissen Stunden durch die immer wachsenden, ab- und zuströmenden Volksmassen. Man findet es bey der Unzahl von Gaunern und Müßiggängern rathsam, seine Taschen in Acht zu nehmen, da Stehlen und Ueberlisten zu einem förmlichen Handwerk geworden ist.

*) Nach der neuesten Angabe werden jährlich in Paris verzehrt: 549,000 Stück welsche Hühner; 251,000 Kapaunen und Poularden; 2,289,000 junge Hühner; 931,000 Tauben u. s. w.

Nur einen Blick habe ich auf den Sitz der Poissarden und der übrigen Damen der Halle, den berüchtigten Markt des Innocents, der vormals der größte Begräbnißplatz der Stadt war, geworfen, weder geschickt noch geneigt, mich, wie man mir der Neuheit wegen anrathen wollte, in irgend ein Gespräch mit diesen Unholden einzulassen, gegen die wohl der Beredtere und Geübtere nicht aufkommen kann. Die Seiten dieses Markts umgeben die Hallen der Kleider- und andrer Trödler. Die Mitte ist vom frühsten Morgen an mit Gartenfrüchten, Obst und Gemüse, ein Theil mit den unter großen Regenschirmen von Wachstuch sitzenden, zum Theil kolossalen Gestalten jener Fischweiber angefüllt, die eben so wenig als die ekelhaften Ausdünstungen ihrer Waaren zum Verweilen einladen können. Wer das scheußliche Gemählde kennt, das Moritz Arndt von diesen Damen gemacht hat, (Reisen 3. Th. S. 169.) wird sich wohl hüten, sich ihnen zu nahen. Dennoch giebt es vielleicht keinen Theil von Paris, wo sich dichtere Menschenmassen bey Tag und Nacht zusammentreffen, und zum Theil in dem niedrigsten Cynismus ihr Wesen treiben.

Wenn jedoch diese und ähnliche Scenen, die sich täglich erneuen und unter allen Wechseln der regierenden Gewalten erhalten haben, die parties honteuses von Paris genannt zu werden verdienen, so macht das rege Leben der nützlich arbeitenden Classe, was man auch hier, wo viele Werkstätten an den Straßen hinter

ter hohen Fenstern liegen, ungleich mehr als bey uns gewahr wird, einen desto angenehmeren Eindruck. Unter diesen Gliedern des Mittelstandes, die bey emsigen Fleiß sich und ihren Familien die Mittel zur Erhaltung erwerben, soll es eine große Anzahl der rechtlichsten Bürger geben, in deren Häusern, Zucht, Ordnung und Eintracht, bey einer sehr frugalen Lebensweise wohnt. Man erstaunt beynahe, wenn man sieht, in wie kleinen unscheinbaren Wohnungen und Gemächern, die kunstreichsten und feinsten Arbeiten gefertigt werden, die hernach die Märkte von ganz Europa füllen, und den Großhändler und Inhaber von Manufacturen reich machen, deren Erzeugnisse bereits mit den englischen wetteifern, indeß der treue Kunstfleiß kaum die Nothdurft gewinnt. Und doch sind diese häuslichen Arbeiter ungleich besser daran, als die menschlichen Arbeitsmaschinen in jenen Fabriken.

Unter den höheren Ständen ist der Luxus der Lebensweise in einer steten Steigerung. An sich schon pflegt man in den südlichen Ländern ungleich besser, wenigstens mit mehr Aufwand der Tafel zu leben als in dem kälteren Norden. Der Mittelpunct aber von allem, was die verfeinerte Ueppigkeit, wie in der Mode, so in jeder Art von Genüssen hat ausfindig machen können, bleibt doch Paris.

Woran man sich vielleicht am ersten gewöhnt, ohne es anfangs kaum für möglich zu halten, ist das lärmende Geräusch, von dem man unaufhörlich umge-

ben ist, wenn man nicht etwa — wie Viele eben darum vorziehen — in den entferntesten Gegenden der Stadt, wo es schon anfängt ländlicher zu werden, seine Wohnung aufschlägt. Die erste Zeit war es mir fast unbegreiflich, wie es z. B. der Graf v. Schlaberndorf aushielt, an einer Straße zu wohnen, wo das Rollen der Wagen vom Morgen bis Abend fast gar nicht nachließ, und das Verstehen seines Gesprächs oft sehr erschwerte. Ist es gar ein Regentag, so ist von den unzähligen Fiakers, die auf allen großen Plätzen stehen, nicht einer zu haben, wiewohl man, wie es uns selbst einmal begegnete, Gefahr läuft, wieder aussteigen zu müssen, wenn das eine oder das andre schon athemlose Pferd ohnmächtig vor dem Wagen niederfällt. Die Staatscarossen, die Postwagen, die Karren aller Art, die schwerfälligen Tombereaus, welche den Unrath von den Straßen schaffen, durchkreuzen sich unaufhörlich. Das Ausrufen der Kleinhändler, der Savoyarden, der Wasserträger und Wasserverkäufer — denn leider muß man das oft nicht eben erquickliche Wasser kaufen — alle dieß Geräusch und Gewühl endet nicht. Und doch gewöhnt sich das Ohr bald daran, wie der Müller an das Geklapper der Mühlräder, oder an das Rauschen des Wasserfalls. Was immer und immer wiederkehrt, verliert — physisch und leider! auch moralisch — gar bald seine Wirkung.

Was übrigens schon Friedrich Schulz, der im J. 1791 Paris besuchte*), über das Gewimmel in

*) Ueber Paris und die Pariser, S. 41.

den Straßen gesagt hat, namentlich die Bemerkung, daß es doch andrer Art ist, als man es sonst in großen Städten findet, habe auch ich sechzehn Jahr später noch vollkommen eben so gefunden. Namentlich war auch mir die Gefügigkeit des Pariser Volks, sich durch das Gewühl von Pferden und Menschen durchzuzwingen, bewundernswürdig. Oft ward ein Haufen von Fußgängern, ehe man es sich versah, von Wagen die sich in einer engen Straße entgegen kamen um und um eingeschlossen. Dicht daneben ächzten hier Lastträger unter ihrer Bürde; dort drehten sich Obst- und Blumenweiber, große Körbe vor sich hertragend, in die Runde. Hier Polizeysoldaten mit ihrem Gewehr; dort Aufwärter aus den Kaffeehäusern mit Kannen und Tassen auf großen Tellern; dort Lahme auf Krücken, hier Blinde mit ihrem Führer. Hohe zweyrädrige Whiskys und unbehülfliche Karren vermehrten das Gedräng. Und dennoch löste sich alles ohne Unfall und Verletzung auf. Man drängte nicht, wie gewöhnlich unser ungestümer Pöbel; man schalt nicht, man stieß nicht. Jeder ließ sich Zeit und dachte verständig darauf wie er durchkommen könne, ohne den andern zu verletzen. Die Vernunft regierte die Menge, indeß wir uns in solchen Fällen so oft über die Unvernunft unsres Volks, besonders der Weiber zu beklagen haben.

Ueber den Charakter der Nation, und namentlich der Pariser, ist so viel geschrieben, daß kaum eine Nachlese übrig bleibt. Das Eigenthümliche desselben

— große Lebendigkeit, Erregbarkeit und Empfänglichkeit kennt jedermann. Daß der leichte Sinn um so schneller in Leichtsinn übergeht, als bey einem ernsten und schwerfälligen Volk, liegt in der Natur ihres ganzen Wesens. Aber man hat unrecht, wenn man darum an der Tüchtigkeit und Ausdauer in Arbeit und Geschäft zweifelt, und der großen Anstelligkeit nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Wir haben zu der Zeit, wo Deutschland mit Emigrirten überschwemmt war, Gelegenheit gehabt, uns von dem Gegentheil zu überzeugen. Recht Viele widmeten sich ganz andern Beschäftigungen, als solchen, bey denen sie hergekommen waren. Sie ersparten sich dadurch die Beschämung Andern lästig zu werden, weil sie über das Vorurtheil hinweg waren, daß Arbeit jemals schänden könne. Wir nahmen gewöhnlich den Maaßstab zu sehr nach den vornehmeren Classen der ausgewanderten Prinzen, Herzöge, Grafen und Barone, die freylich nicht davon zurückkommen konnten, daß die arbeitenden Stände nur um ihrentwillen da wären, sie dagegen ein angebohrnes Recht hätten, von dem Schweiße des Volks zu schwelgen. In welchem Grade das französische Volk unter der Herrschaft des reichen Adels gedrückt war, davon haben wir in Deutschland kaum eine Vorstellung gehabt. Gewiß wird die große Lehre der Revolution nicht an Allen verloren gegangen seyn; vielmehr darf wohl eine allgemeinere Humanität als der Charakter der itzigen Generation betrachtet werden.

Es war häufig unter uns und in Gesellschaften die Rede davon, ob man wohl in Paris leben möchte? „Ich — erwiederte ich, als einst darüber gestritten wurde — gewiß eben so wenig, als einer aus unserm Kreise. Keiner von uns würde Ersatz für das finden, was uns das Vaterland gewährt. Wird es gleich uns Deutschen weniger schwer, auch in der Fremde bald einheimisch zu werden, so kann doch den ernsten deutschen Charakter die französische Sinnesart schwerlich auf die Länge ansprechen, am wenigsten wie er sich in der Hauptstadt kund thut.

Wäre bloß von dem äußeren Leben die Rede, so bietet dem, der nicht allzu beschränkt in seinen Mitteln ist, unstreitig Paris alles im reichsten Maaß was er verlangen kann; leichter, mein' ich, und behaglicher als in der Hauptstadt Englands. Auch lebt man unstreitig in diesem so gesegneten Lande, selbst weit wohlfeiler als im Norden, und es giebt für den, der nur erst um sich weiß, tausend Mittel seine größeren und kleineren Bedürfnisse zu befriedigen.

Ist die Rede vom geselligen Leben, so mag die Tiefe des Gefühls, die aufrichtige Herzlichkeit, die treue Anhänglichkeit, überhaupt das, was dauernde Freundschaften stiftet, und das Band der Familienverbindungen immer fester zusammenzieht, in dieser Pariser Welt wohl weit seltner als im Vaterlande, gewiß auch als in England, gefunden werden. Einigen Ersatz bietet indeß die Anmuth der Sitten, die

man nicht zu streng bloß Abgeschliffenheit nennen sollte, und die namentlich so viel Einfluß auf das Feine und Gefällige im Ausdruck und der Sprache hat. Daß wir von dieser Seite der Nation gar manches, und ohne Nachtheil für uns, abgelernt, und das Verschwinden so mancher Pedantereyen aus unsern geselligen Kreisen, und dem Conversationsstyl unsrer Briefe gewiß nicht zu beklagen haben, dieß konnte wohl nur zu einer Zeit verkannt werden, als der Haß gegen unsre Unterdrücker sich zu einem ungerechten Nationalhaß gesteigert hatte, der gern jedes gallische Wort als sündhaft verdammt, und eine der gebildetsten Sprachen der Welt lieber ganz aus den Schulen verwiesen hätte.

Faßt man Paris aus dem Standpunct der Wissenschaft ins Auge, so ist es wenigstens ein eben so glücklicher Boden für das Aufblühen und den Wachsthum jeder geistigen Cultur, als London; in mancher Hinsicht noch glücklicher, weil die Benutzung der literarischen und der Kunstschätze so viel leichter, der Zugang zu ihnen so viel freyer ist. Der reiche Engländer kauft sie mit großen Summen. Aber sie verschwinden in seinen verschlossenen Parks, Villens und Museen für das Publicum. In Paris stehen sie Jedermann offen, und gerade in der Periode, wo ich mich dort befand, wo noch alles eroberte Gut beysammen war, war es in diesem Betracht wohl der einzige Ort der Welt für den Literator und Kunstkenner. Dieß gilt aber auch von andern Zweigen der Gelehrsamkeit, vorzüglich den

naturwissenschaftlichen und den Sprachen. Für Gelehrte, die einen solchen Umfang von Kenntnissen und Erfahrungen in sich vereinigen, wie ein Alexander von Humbold, und wie er jeder gebildeten Nation angehören, kann es schwerlich einen Punct geben, von welchem sein Blick alle Gebiete des Wissens so überblicken könnte, und der so viel Mittel darböte, die Schätze des eignen Wissens zum Gemeingut zu machen.

Ob wirklich, wie manche glauben, das Interesse der Franzosen an deutscher Literatur im Steigen sey, kann ich nicht entscheiden. Was ihre Buchhandlungen nach Deutschland senden, steht wenigstens noch immer in gar keinem Verhältniß zu dem, was sie von uns beziehen, oder beschränkt sich auf Ausgaben der Classiker und einige wissenschaftliche Werke. Man hat allerdings einige deutsche Romane übersetzt; einige unsrer Dramen auf die französische Bühne verpflanzt, und bey Menschenhaß und Reue haben die Pariserinnen viel Thränen vergossen. Man kennt ja auch wohl die Namen unsrer ersten Dramatiker und Dichter, und benutzt ihre Stoffe. Aber dieß alles ist noch kein Beweis, daß man einen Begriff von dem Reichthum unsrer Literatur in allen Fächern habe, oder sie gehörig zu würdigen wisse. Am gerechtesten ist man gegen die Leistungen unsrer Naturforscher, Chemiker und Physiologen, und die deutsche Musik hat sich schon lange Zeit eines freundlichen Empfangs zu erfreuen.

Wanderungen durch die Wohnungen der Todten.

Begräbniß-Kirchhof des Père la Chaise. Die Katakomben.

„Das Leben in Paris — sagte der Freund, der bey dem Streit darüber zugegen war — kann man sich gefallen lassen. Nur nicht in Paris sterben!“

Und warum dieß nicht?

„Kaum, erwiederte er, ist der letzte Athemzug gethan, so meldet man es den Unternehmern der Begräbnisse (Entrepreneurs des inhumations et pompes funèbres), die ein ganzes Corps von Leichenbesorgern, Pferden und Wagen zur Hand haben, und unter unmittelbarer Aufsicht des Präfecten der Stadt und eines von ihm ernannten Ordonnateur General stehen. Unverzüglich erscheinen die grauen Männer mit schwarzen Aufschlägen und Kragen. Der Todte wird ihnen übergeben; und von dem Augenblick an bekümmert sich niemand weiter um ihn. Er wird eingekleidet, eingesargt, und je nachdem mehr oder weniger daran gewendet werden soll, bald von Trägern, bald bey größeren Entfernungen auf einem mit einem schwarzen Tuch behangenen Wagen, ohne Sang und Klang, oft im schnellen Trabe zur Gruft geschafft. Nach vier und zwanzig Stunden ist alles abgethan. Häufig wissen die nächsten Nachbarn, und in großen Häusern nicht

einmal die Bewohner, daß jemand gestorben sey. Nach vier und zwanzig Stunden ist man aus dem Andenken verschwunden, als wäre man nie da gewesen."

Das mag wohl oft genug vorkommen. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß, je größer die Menschenmasse ist und der Raum sich erweitert, auf dem sie zusammenlebt, desto weniger nähere Berührungen möglich sind. Selbst in Privathäusern, die von zwanzig bis dreyßig Familien bewohnt sind, wie schon in Mittelstädten wie Leipzig, mehr noch in Dresden, Berlin, Wien der Fall ist, kümmern sich die wenigsten um einander. Wie sollte in einer Stadt von beynah einer Million Einwohnern eine solche Theilnahme erwartet werden, wie sie in kleinen Orten, wo jeder den Andern von Angesicht kennt, fast Bedürfniß wird? Aber gewiß fehlt es auch in Paris nicht an engeren Familienkreisen. Auch da giebt es unstreitig noch genug Eltern und Kinder, Brüder, Schwestern, Freunde, in deren Andenken theure Abgeschiedne noch lange fortleben, wenn auch ihrem Auge die sichtbare Gestalt, weil es die Sitte fordert, oft selbst der enge Raum nothwendig macht, sehr schnell entrückt ist. Der einzelne Mann, der, um ungebundner zu seyn, freywillig oder durch die Umstände genöthigt, den schönsten Verbindungen entsagt hat, muß freylich darauf rechnen, daß er früher vergessen wird. Indem er sich den Schmerz über häusliches durch den Tod zerstörbares Glück hat ersparen wollen, hat er ihn, wenn er stirbt, auch Andern

erspart, da er selbst an allem was ihn umgiebt nur mit lockern Banden hängt. Er muß erwarten, daß mancher seiner Bekannten erst nach Monaten erfahren wird, daß er nicht mehr lebt, da oft Halbjahre hingegangen sind, ohne daß er sich mit ihnen berührt hat.

Daß die Pietät gegen die Todten nicht, wie manche zu hart geurtheilt haben, so ganz aus dieser kleinen Welt verschwunden ist, davon zeugen schon die Feyerlichkeiten, mit welchen man wenigstens itzt wieder Männer von Verdienst bestattet, auch wohl, wie noch neuerlich bey dem Leichenbegängniß des Generals Foy, selbst Sturm und Regen die Bürger und die ersten Staatsbeamten nicht abhält, stundenlang dem Zuge zu Fuß bis zu dem Todtenacker zu folgen. Der vorzüglichste dieser Plätze führt den Namen von dem berühmten und berüchtigten Gewissensrath Ludwigs XIV, dem Père la Chaise, dessen Garten und Landhaus vormals in der Nähe lag. Es ist nicht das einzige Beyspiel, daß Manche, die wohl früher vergessen wären, mehr durch ihren Wohnort oder ihre vormalige Besitzung, als durch das Andenken an ihre Verdienste sehr lange von der Nachwelt genannt werden *).

*) Manche Leser denken hiebey vielleicht unerinnert an ein Beyspiel aus meiner Vaterstadt. Auf einer kleinen Anhöhe, welche gleichwohl die ganze Gegend beherrscht, steht ein an sich unbedeutendes Landhaus, das fortdauernd den Namen Ludwigs et caetera führt, und dabey noch immerfort an einen schon vor 70 Jahren verstorbenen gelehrten Professor der Rechte und Canzler der Universität P. v. Ludwig erinnert. Er hatte, sagt man, die Schwach-

Wenn man bedenkt, daß nach den neueren Mortalitätslisten im Durchschnitt jährlich an fünf und zwanzigtausend Menschen in Paris sterben, so mag man leicht urtheilen, daß die allermeisten eben so unbemerkt der Erde zurückgegeben werden müssen, als sie auf der Erde gelebt haben. Es ist selbst unvermeidlich, daß man auf mehreren großen Begräbnißplätzen sehr weite und tiefe Gruben macht, in diese die Särge so eng als möglich neben einander und auf einander schichtet, bis sie angefüllt sind, sie dann erst mit Erde bedeckt und wieder andre Gruben öffnet. Macht man es denn anders, wenn der Tod seine Erndten auf den Schlachtfeldern hält, oder wenn aus großen Lazarethen täglich Hunderte von Leichnamen weggeschafft werden müssen? Da diese Gruben bis sie voll sind nur mit Brettern bedeckt werden, so wird Merciers doch vielleicht übertreibende Bemerkung, daß die Todtengräber im Winter nur mit Särgen einheizen und sich nur in Todtenhemden kleiden, begreiflich. Weniger war dieß der Fall, als noch in den Kirchen be-

heit, bey jeder Unterschrift seines Namens alle seine Aemter, Titel und Besitzungen anzuführen, und dann mit einem et caetera zu schließen. Da er nun außer dem Benannten nichts war, und nichts besaß, so meinte man, er deute dadurch auf jenen Weinberg unweit der Stadt, und das Haus, worin unten die Kelter und oben ein geräumiger Saal war, welcher, beyläufig bemerkt, vielleicht der schönste Punct ist, um Halle im vortheilhaftesten Lichte zu sehn. So lebt denn auch dieser Gelehrte noch immer im Munde des Volks fort, das von seinen Verdiensten um die Wissenschaft nichts wissen kann und mag.

graben ward und fast jedes Kirchspiel seinen eignen Kirchhof hatte. In den Zeiten der allgemeinen Umwälzung war beynahe aller Anstand verschwunden, um auch hierin das System der Gleichheit geltend zu machen. Itzt ist die Cultur jenes Begräbnißplatzes des Père laChaise fast zur Liebhaberey geworden. Schon gleicht er einem freundlichen Garten, in dem man nur durch die Menge Monumente an seine Bestimmung erinnert wird. Man schmückt die Ruhestätten mit beblümten Rasen und Rosengebüschen; man pflegt sie mit zarter Sorgfalt, und was Klopstock „Daniens schöne Sitte nennt," die

„Freudig hoffend das Grab jährlich mit Blumen bedeckt,"

das zieht auch hier täglich eine große Menge von Besuchern herbey, um frische Kränze oder stille Thränen ihren Geliebten zum Todtenopfer zu bringen. Auch die Begräbnißkapelle Abälards und Heloisens hat man, wie ich eben lese, itzt hieher versetzt. (S. oben S. 113.)

Wie ganz anders tritt aber der Tod — nicht wie der schöne Jüngling mit der verlöschenden Fackel, sondern recht eigentlich als der grausige Knochenmann — dem Besucher der Katakomben entgegen. Noch kurz vor unsrer Abreise durchwanderten wir diese merkwürdige Unterwelt. Es ist oft und viel in deutschen Zeitblättern von ihnen die Rede gewesen. Um so weniger darf ich den Lesern anmuthen, lange in diesen grauenvollen labyrinthischen Gängen zu verweilen.

Als man im Jahr 1785 endlich zu der Einsicht gekommen war, daß die Begräbnisse innerhalb der Stadt und der Kirchen für die Lebenden immer gefährlicher wurden, als namentlich die Umwohner des größten Begräbnißplatzes, auf dem itzigen Markt des Innocens, ihre Häuser von den Ausdünstungen mit einer ekelhaften talgartigen Masse bedeckt sahen, und ansteckende Krankheiten laute Beschwerden veranlaßten, da beschloß man endlich dem Unwesen ein Ende zu machen, die Grabstätten außer die Mauern zu verlegen, und alle Gebeine in große unterirdische Höhlen und Gänge zu sammeln *). Es haben nämlich die aus dem Schooß der Erde hervorgehobenen unermeßlichen Steinmassen, von denen ganz Paris erbaut ist, eine ungeheure Strecke solcher leeren Räume und Höhlen gebildet, auf welchen der größere Theil der Stadt ruht, und eine Generalverwaltung der Steinbrüche nothwendig gemacht hat, um einzelne Stellen vor dem Einsturz zu sichern. Seit man ihnen jene Bestimmung gab, erhielten diese Carriere nach dem Sprachgebrauch der alten Zeit, den Namen der Katakomben **), den man in Rom und

*) Der letzte Todtengräber hatte auf diesem alten Begräbnißort nach seinen Listen im Lauf von 30 Jahren über 90,000 Leichen beerdigt. Nach dem Thuryschen Werk konnte man in den 7 Jahrhunderten, von 1186—1785, Eine Million und Zweymalhunderttausend Todte rechnen, die hier in Verwesung übergegangen waren.

**) Das Hauptwerk über diesen merkwürdigen Gegenstand ist erst nach meinem Besuch der Katakomben erschienen. Es

an andern Orten den Begräbnißhöhlen, besonders der christlichen Märtyrer, gegeben hatte.

Es war ein schwerer Kampf mit der öffentlichen Meinung zu bestehen, ehe man es wagen durfte, Hand an das Werk zu legen, und die Ueberreste so unzähliger Geschlechter, wodurch diese Begräbnißplätze eine Art von Heiligkeit erhalten hatten, ans Licht zu ziehen. Endlich siegte die Vernunft von der Noth unterstützt. Man kann indeß in Thurys Werk nicht

führt den Titel: Description des Catacombes de Paris, precédée d'un precis historique sur les catacombes de tous les peuples de l'ancien et du nouveau continent, par L. Hericart de Thury. Paris et Londres 1815. Das Werk ist antiquarisch, sofern es über alle Katakomben der Vorzeit in allen Ländern der Erde Auskunft giebt; mineralogisch und geologisch, sofern es die physische Beschaffenheit des Bodens beschreibt, auf welchem Paris erbaut ist; historisch in der Geschichte des Anfangs und Fortgangs der Pariser Katakomben, vor, während und nach der Revolution; topographisch durch Beschreibungen und Risse der unterirdischen Gewölbe und Gänge. Man sieht überall, daß der Verf. den Gegenstand mit eben so viel Liebe als Sachkenntniß bearbeitet hat. Wer diese Unterwelt künftig besucht, sollte sich billig durch die Lesung vorbereiten. Außer diesem Werk müssen dem Physiologen, Mineralogen, Anthropologen und Arzt die umständlichen Berichte höchst anziehend seyn, welche Cadet-de-Vaux im Jahr 1783, und Thouret 1789 über diesen Gegenstand, ersterer über die Krankheiten als Folgen der städtischen Begräbnisse, letzterer über die Ausgrabungen des Cimetière und der Eglise des Innocens der Akademie erstattet haben. Man findet sie in dem Journal de physique et d'histoire naturelle, Tome XXXVIII. Juin 1783 et Avril 1791.

ohne Rührung lesen, mit welcher Schonung man die Gräber öffnete, die Särge und Gebeine theils nur bey Nacht, theils selbst mit religiösen Feyerlichkeiten in die von Geistlichen zuvor geweihten Steinbrüche abführte, welche, nachdem sie den Lebenden das Material zu ihren Wohnungen geliefert hatten, nun selbst wieder die Wohnung der Abgeschiedenen wurden.

Man steigt, mit einer Erlaubnißkarte versehen, entweder in der Nähe des Observatoriums, oder an der Barriere de l'Enfer ziemlich schmale Treppen, etwa funfzig bis sechzig Fuß in die Tiefe hinab. Die Gewölbe sind hoch genug, um bequem die Wanderung durch die unabsehbaren Gänge anzutreten; die Luft ist nicht drückend; die Lichter brennen hell; man folgt ruhig dem beamteten Führer. Auch sichert ein in der Mitte der Decke fortlaufender schwarzer Strich den Weg, ohne den man sich leicht in Seitengänge verlieren, vielleicht nie wieder herausfinden würde. Die Hauptgänge laufen unter gewissen Hauptstraßen, besonders der langen Rue und Fauxbourg St. Jaques fort. An den Seitenwänden liest man gerade wie oben die Namen der Straßen und die Nummern der Häuser. Durch diese weiß man genau unter welchem Hause man sich eben befinde.

Was aber diese Unterwelt so schauerlich macht, das sind nun die zahllosen menschlichen Ueberreste. Sie bilden eine lange Mauer, bald von künstlich zusammengeordneten größeren und kleineren Gebeinen, bald von starren, hohläugigen, grinsenden Schädeln, als wollten sie fra-

gen: „Was hat das Leben für Verkehr mit den Todten?“ Man kann stundenlang umhergehn, und nie enden diese Gebeinwände. Unerschöpflich sind die Ideen der Anordner gewesen, die Aufstellung so kunstvoll und symmetrisch als möglich, und diese dunkeln Hallen zum zierlichsten Beinhaus der Welt zu machen. Villoison sah in Tripolitza eine Pyramide von dreytausend Albaneserköpfen, die ein Pascha hatte abhauen und aufthürmen lassen. Was ist dieß gegen die Hundert und aber Hunderttausende unter denen man hier wandelt?

Auf einer Stelle stößt man auf eine hohe Vermauerung. Sie verbirgt dem Auge was sie verschließt. Es sind die Opfer der schrecklichen Septembertage, die man zu Hunderten in diese Steinbrüche schleppte, und dann — gleichviel ob Vornehm oder Gering, Bischof oder Klosterbruder, Frau und Jungfrau — alle durcheinander, hinter dieser Umgebung der Verwesung zum Raube hinwarf. Hie und da sind auch künstlich geformte Altäre errichtet und ein verschloßnes Kabinet enthält mineralogische und osteologische Merkwürdigkeiten.

An Inschriften — sowohl solchen, welche den Ort bezeichnen, wo man die Gebeine gesammelt hat, als an ästhetischen, moralischen und religiösen — fehlt es nicht. Auch sie hat Thury in seinem Werk gesammelt. Hoffende und Hoffnungslose haben ihr Inneres darin ausgesprochen. Wenn man auf einer Seite ließt:

Has ultra metas requieſcunt beatam ſpem exſpectantes,
(Sie ruhen hier der sel'gen Hoffnung harrend.)

so ruft die andre aus Dante's Hölle:

Laſciate ſperanza voi ch'intrate.
(Entsage, wer hier eintritt, jeder Hoffnung!)

Doch dem denkenden Besucher dieses Todtenreichs drängen sich von selbst der Betrachtungen so viele auf, daß es wenigstens der häufigen Mahnungen an die eigne Sterblichkeit nicht bedarf. Es kann auf der Welt kein sprechenderes Memento mori geben!

Aber nicht das allein! Es sind die Geschlechter aus sieben Jahrhunderten, die einst voll frischer Lebenslust, oder auch von Noth und Unruhe umhergetrieben, hier alle zur Ruhe gebracht sind. Jedes der vergangenen Zeitalter würde einen Repräsentanten finden können. Wo kann man mehr an das so ungleiche Loos des Erdenpilgers erinnert werden? Welche Bahnen hat jeder Einzelne durchlaufen müssen! Und wie so ganz anders wäre die Bahn eines Jeden gewesen, hätte er in einer andern Periode gelebt? Keiner konnte die seine sich wählen. Einer nur, der über der Zeit und dem Raume wohnt, hatte bestimmt, wo Jeder das Licht erblicken, „wie lange und weit er wohnen sollte," und wer mag sagen, er habe die verborgnen Wege des Ewigen erkannt? Sie verlieren sich spurlos vor dem Auge der Sterblichen!

Und dann — wie unauflöslich erscheint auch hier, wenn man in dieser großen Gebeinstadt nichts

steht als die Ruinen einer zerfallnen Vorwelt, das größte aller Räthsel — unsre eigne Natur. Keine menschliche Wissenschaft hat es erklärt und vermag es zu erklären, wie sich unter diesen hohlen Schädeln einst eine Welt von Ideen erzeugte, die zu Gedanken, Worten, Thaten gereift, oft auf ganze Zeitalter einwirken, ganze Nationen gestalten und umgestalten konnten. Hat der Tod, wenn das Gehirn nun vertrocknet ist, auf einmal jede Menschenkraft vernichtet? Ist das, was so Großes in dem lebenden Menschen vermochte, so bald er nicht mehr athmet, gleich den Atomen seines Körpers zu den Elementen zurückgekehrt? Ist der Geist, ist die Liebe, die aus diesen Augenhöhlen sprach, mit ihrem Licht auf ewig verloschen? Nein! Wie versuchend sich auch dem Wandrer in dieser Unterwelt ein so trostloser Gedanke aufdringen mag, in dem Innern spricht eine andre Stimme:

θεοῦ γένος ἐσμέν,

wir sind göttlichen Geschlechts!

Und

Leben bleibt und Unsterblichkeit
Ob auch, was Staub ist, vermodert;
Ob die Asche verglimmt in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket, was liebet, was forschet, was späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht.

II.

Die

Rückreise.

Abreise von Paris.

Wir erhielten am letzten August unsre Reisepässe ohne Weigerung. Ich hatte es übernommen, sie aus dem Postbüreau abzuholen. So kurz auch der Ausfertiger meine bescheidene Frage „was dafür zu entrichten sey?“ mit einem barschen Rien! beantwortete, so beruhigend war der Inhalt, da er uns volle Sicherheit verbürgte *). So eilte ich frohen Sinnes, wie mit einem gehobenen Schatz, zu meinen Gefährten zurück.

Je mehr der unabänderlich gebliebene Termin unsrer Abreise heran kam, desto häufiger waren die Berathungen über unsre Rückreise. Die Meinungen theilten sich, ob über Straßburg, in welchem Fall ein großer Theil des vorigen langweiligen Weges zu wiederholen war, oder über Brüssel, Aachen, Cölln, den Rhein hinauf nach Maynz und Frankfurt. Ein unerwarteter Zufall gab den Ausschlag.

Wir hatten sehr viel Freundschaft in dem Hause eines deutschen Kaufmanns, Herrn Langsdorf, Bruders des berühmten Reisenden genossen. Seine freundliche Gattin war die Schwester zweyer meiner Zöglinge, und nahe Verwandte des Staatsraths Koch, dessen

*) Faites passer Mr. N. N. sans lui donner ni souffrir qu'il lui soit donné aucun empêchement, au contraire lui accorder protection et assistance en cas de besoin.

Rath mir gleich bey meinem Eintritt in Paris so wichtig geworden war. Geschäfte des Mannes machten eine Reise nach Deutschland, gerade durch den Theil der französischen Niederlande nöthig, welche die Katastrophe im J. 1806 auf meiner Rückreise von Holland zu sehen mich verhindert hatte. Freudig ergriffen wir Alle den Vorschlag, in so angenehmer Gesellschaft wenigstens bis Brüssel zu gehen. Der reisekundige Mann übernahm alle Besorgungen. Da der Major von Heyden in Pont-a-Mousson zurückgeblieben war, so machten wir mit den Langsdorfs gerade sechs Personen, und waren dadurch in der Diligence vor unwillkommner Begleitung gesichert.

Gegen den zwanzigsten September war alles in Ordnung. Die treue Hülfe unsres unermüdeten Freundes Oerthling, ersparte uns eine Menge kleiner Besorgungen, welche so oft die letzten Stunden vor dem Antritt einer langen Reise bis zur Erschöpfung lästig zu machen pflegen.

Aber auch der mir so theuer gewordne Graf v. Schlaberndorf, wollte mir bis auf den letzten Augenblick Beweise seines Wohlwollens geben. Er veranstaltete, da wir bald nach Mittag abreisen mußten, ein reiches Frühstück in dem Rocher de Cancale. Dieß große uns bis dahin unbekannt gebliebene Gasthaus, führt den Namen von einer Austerbank an der französischen Küste. Es ist das große täglich sich erneuende Depot aller möglichen Gattungen von Schaal-

thieren und Seefischen. Hier ist der Pariser sicher, jede Stunde die besten Austern genießen zu können. Auch pflegen sich täglich viele Hunderte von Liebhabern dieser ausländischen Leckereyen, in einer langen Doppelreihe kleiner und großer Kabinette und Speisezimmer dazu einzufinden. Wenn es unserm Freunde v. Madeweis, der, an der Seeküste von Colberg gebohren, nichts köstlicheres kannte, als was hier in so großer Fülle und Mannichfaltigkeit dem Gaumen geboten ward, allerdings eine sehr schmerzliche Empfindung war, erst in der letzten Stunde unsres Hierseyns die Entdeckung zu machen, wie viel er von dieser Seite entbehrt hatte, so machte der heitere Mann wenigstens gute Miene zu unsern kleinen Spöttereyen und Scherzen über sein Unglück. Dagegen erschwerte der Graf, ohne es zu wollen, durch den unerschöpflichen Fluß seiner Rede, und die hohe Anmuth seines Gesprächs uns Allen die Trennung. So froh der Gedanke an die Heimkehr machte, so hätten wir doch gern den Zeiger zurückgestellt, oder dem Reisewagen einen Aufenthalt gewünscht. Aber er kam mit dem Glockenschlag, und die gebieterische Pünctlichkeit der keine Frist verstattenden Diligence verkürzte den Abschied.

Man sollte jeden Abschied verkürzen und sich immer daran halten, daß die Guten auch getrennt einander nahe bleiben, und sich irgend einmal wieder zu finden hoffen dürfen.

Reise
von Paris nach Brüssel.

So viele bedeutende Orte, welche auf unserm Wege bis in die Heimath berührt wurden, würden der Beobachtung sehr reichen Stoff gegeben haben, hätte nicht die Reise nur ein Durchflug seyn müssen. Da es der Zweck dieser Schrift nicht ist, was man in allen ausführlichen topographischen Werken findet, zu wiederholen, sondern nur den Eindruck, den Selbstgesehenes gemacht, und die Erinnerungen, die es geweckt, mitzutheilen, so wird auch hier die Ausbeute geringer seyn, als sie bey einem längeren Aufenthalt hätte werden können.

Wenn man die Nachtreise nicht scheut, so gebraucht man zu zwey und funfzig Lieux, oder sechs und dreyßig deutschen Meilen von Paris bis Brüssel, nicht mehr als acht und vierzig Stunden. Die Diligence wird nirgends aufgehalten. Morgens, Mittags und Abends findet man auf der Station den Tisch gedeckt, und mit weit mehr Schüsseln besetzt als man begehrt.

Wir stiegen mit dem Schlag Zwey in den Wagen, flogen schnell durch die langen Straßen; waren eh wir es dachten vor der Barriere, wo niemand fragte wer wir wären, oder wohin wir wollten. So lag gar bald die große Weltstadt mit aller ihrer Lust und allem ihren Elend, dessen gesehen und ungesehen es unendlich viel giebt, hinter uns. Jeder überließ sich anfangs, gewiß unter den verschiedenartigsten

Gefühlen, dem stillen Nachdenken. Die nächsten Orte wo Pferde gewechselt wurden, hätten auch bey mehr Zeit kein Interesse gehabt länger in ihnen zu verweilen. Die hereinbrechende Nacht theilte sich zwischen Schlaf und Gespräch. Das warme Frühstück in Roy, dessen Biscuitfabrik ihre Waaren so weit versendet, that uns wohl, aber von den in Masse aufgetragenen und doch so wohlfeilen Poularden, Fischen und Backwerk wurde nicht die Hälfte genossen. In Peronne hatten wir eine halbe Stunde Zeit die berühmten Festungswerke und tiefen Graben zu betrachten, von denen die Stadt, da sie vormals nie hatte erobert werden können, den Namen der unbesiegten Jungfrau (la Pucelle) führt.

Sehr erwünscht war es mir, daß wir gerade in der Mittagsstunde, wo immer etwas länger angehalten wird,

Cambray

erreichten; nicht um die vordem so blühenden Batist- und Kammertuch-Fabriken zu besuchen, wohl aber den Spuren Fenelons nachzugehen. Bekanntlich ward der Unvergeßliche hier mit dem Erzbisthum abgefunden, als er — der so hochverdiente Erzieher des Herzogs von Bourgogne, Enkels Ludwigs XIV, mit dem die Hoffnungen Frankreichs starben, — dem Hofe als Freund der Jansenisten verdächtig geworden war, auch der König treffliche Regierungsgrundsätze im Telemach als eine Satyre auf die seinigen

betrachtete *). Vergeblich fragte ich nach dem alten erzbischöflichen Pallast, den, wie ich irgendwo las, „hintereinander ein Engel und ein Teufel in Menschengestalt bewohnt hatte.“ Denn der ruchlose du Bois war Fenelons Nachfolger. Aber die Revolution hatte diese Wohnung, so wie die Kathedrale zerstört. Vergebens fragte ich nach Fenelons Grabstätte. Eine wüthende Rotte, die im Jahre 1793 Cambray durchraste, hatte auch die Begräbnisse der Erzbischöfe nicht verschont, um die bleyernen Särge zu rauben. Auch Fenelons Gruft war geöffnet; doch hatte man seine Ueberreste nicht zerstreut, und als man sie im J. 1804 bey der Aufräumung der Kirche in dem Grabgewölbe fand, verschloß man sie sorgsam in einen einfachen Sarg, und übergab ihn, bis zu einer vorhabenden feyerlichen Bestattung, der wohlthätigen Vanderburgschen Stiftung zu St. Agnes, welche der Erziehung junger Mädchen bestimmt ist **).

---

*) Das Manuscript des Telemach war nicht einmal zum Druck bestimmt. Aber Ludwig mußte sich doch so sehr dadurch getroffen fühlen, daß er äußerte: Je savois bien par le livre des Maximes des Saints (das freylich keine jesuitischen Maximen enthielt) que Mr. l'Archevêque de Cambray étoit un mauvais esprit, mais je ne savois pas, qu'il fut un mauvais coeur. Je viens de l'apprendre en lisant Telemaque. Il a entrepris de décrier éternellement mon regne.

**) Man wird mit Vergnügen vergleichen, was in Herders Adrastea vom Jahr 1801 (auch in den Werken über Philosophie und Geschichte im 9ten Theil) über Fene-

Wie ein Pilger zu dem Grabe eines Heiligen, den zwar nicht seine Kirche, aber die allgemeine Stimme seiner Nachwelt kanonisirt hat, eilte ich dahin. Da stand ich an der kleinen engen Behausung, nur durch ein Paar dünne Bretter von den Reliquien des heiligen Mannes getrennt, die sie umschloß. Daneben lagen die Bruchstücke seines Grabsteins, und an dem Fuß des Sarges stand seine Büste von weißem Marmor. Sie war mit frischen Kränzen geschmückt. Dafür sorgen immerfort die Zöglinge der Anstalt, eingedenk seiner trefflichen Schrift über die Erziehung der Töchter.

Welch seltne Gaben des Verstandes und des Herzens waren mit so viel Einfalt, Würde und Lieblichkeit in dem Geiste vereint, der einst diese morsche Hülle beseelt hatte! So viel Sinn für alles Große und Schöne! Solch zartes Gefühl für alles Menschliche! Solch ein reiner Geschmack! Solche fürstliche Würde im Umgange mit den Großen! Solcher Muth und solche Kraft, auch Königen die Wahrheit nicht zu verbergen, und selbst die so hoch gestellte Maintenon ihr Inneres wie im Spiegel beschauen zu lassen! Dabey solche Herablassung, solche sich aufopfernde Menschenliebe gegen alle Bedrängte! Solch ein reiches inne-

---

lon gesagt ist. — Welche Gerechtigkeit selbst Voltaire seinem Andenken wiederfahren läßt, sieht man aus seinem Siècle de Louis XIV, besonders Chap. 32—37.

res Leben in echt frommen Gedanken und Gefühlen, ohne Anmaßung und Schein! So reine Hingabe seiner selbst! Solche Selbstverleugnung und Demuth, wenn ihm Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche als Pflicht erschien! Zuletzt solche Freudigkeit zu sterben, so bald er sich frey fühlt von allem was ihn noch an die Erde fesseln könnte. Hat der Undank auch ihn im Leben nicht verschont, und der Sectengeist verfolgt, so ist doch Wenigen eine so ungetheilte Verehrung im Tode geworden. Man nennt Fenelons Namen, wenn man den Gebildetsten, den Tugendhaftesten und den Frömmsten seiner Zeitgenossen nennen will.

Auch die Stadt Cambray hat es nicht vergessen, wie sehr er sie einst durch seine Gegenwart verherrlichte. Man hatte, so lange noch die Gemüther aufgeregt waren, beschlossen, durch eine Art von Apotheose das Andenken, weniger des großen Prälaten als eines der berühmtesten Nationalschriftsteller zu ehren, wogegen der Erzbischof, eingedenk der frommen Demuth die Fenelon eigen war, sich kräftig erklärte. Selbst die Aufstellung eines Denkmals auf einem öffentlichen Platz fand Widerspruch. Endlich hat man sich vereinigt, ihm in der itzigen Kathedrale ein Denkmal zu errichten. Schon im J. 1822 sind seine Ueberreste mit großer Feyerlichkeit, dessen Pomp ein eignes Programm ankündigte, wieder in jene Kirche versetzt, und ruhen nun in dem von geschickten Künstlern gearbeiteten, mit seinem Standbilde geschmückten Mausoleum.



FRAN.^COIS DE SALIGNAC DE LA MOTHE FÉNÉLON

Archevêque Duc de Cambrai:

né en 1651. —— mort en 1715.

Lithog. F. A. Fricke. *gédr. bei F. Fricke.*

WAISENHAUS
BIBLIOTHEK

Wer übrigens auch nur eine Stunde hier verweilen kann, versäume nicht in der seit der Zerstörung der alten Kathedrale, von der nur der prächtige Thurm noch übrig blieb, die itzt dazu eingerichtete Kirche zu besuchen. Er findet darin neue vortreffliche Gemählde aus der heiligen Geschichte von Gerard. Das Colorit ist bloß weiß und grau. Man hält sie aber, wenn man auch noch so nah steht, durchaus für marmorne Haut-Reliefs, und nur in dem Amsterdammer Rathhause erinnere ich mich ein ähnliches eben so täuschendes Thürstück gesehen zu haben.

Wir verließen Cambray gegen Abend, erreichten um neun Uhr das in dem blutigen Freyheitskampf so zerstörte Valenciennes, am frühen Morgen das freundliche Mons, und fuhren dann über die denkwürdige Ebene von Gemappe, wo Dumouriez die entscheidende Schlacht gewann. Auf der letzten Station vor Brüssel, Hall, kamen wir, da Sonntag war, eben zur Messe. In der kleinen Kirche war ein gewaltiges Gedräng; um die Kirche her ein voller Markt mit Waaren aller Art. So theilte sich das Volk zwischen dem Himmel und der Welt. Auf mehreren Thürschwellen saßen preußische Kriegsgefangene, fast nur mit Lumpen bedeckt, die schon seit Jahr und Tag von Ort zu Ort geschleppt waren. Gegen Mittag war auch Brüssel erreicht.

Brüssel.

Sind gleich die Spuren vormaliger Größe und Herrlichkeit, dieser ersten Stadt der vormaligen östreichischen Niederlande, itzt, nach Amsterdam, der größten des Königreichs Holland, noch bey weitem nicht alle verschwunden, so war doch unter Reisenden die sie früher gekannt hatten damals nur eine Stimme, daß sie kaum wieder zu erkennen sey. Nicht sowohl Regelmäßigkeit der Straßen und durchgängige Schönheit der Bauart, nicht bloß die glückliche Lage, die sie sanft an die Hügel lehnt, zwischen welchen sie erbaut ist, als großer Reichthum, daher hohes Leben der Bewohner, Regsamkeit des Handels, allgemeines Interesse für die Kunst, reiche Besitzungen so vieler Klöster, und endlich auch ein glänzender Hof der Stadthalter, hatten Brüssel etwas so großartiges gegeben, daß es sich auch an weit größere Residenzstädte anreihen durfte.

Wir wählten das beste Gasthaus, da es an dem wahrhaft prächtigen Königsplatz lag, und den Namen Hôtel de belle vue trug und verdiente. Dieser bey weitem schönste Theil von Brüssel war das Verdienst des Prinzen Carl von Lothringen, da er als Gouverneur der Niederlande Bürger und Stände bestimmte, die alte Stadt durch die Anlagen eines solchen Platzes zu verherrlichen. Von allen Seiten ist er mit prächtigen in den edelsten Verhältnissen aufgeführten Gebäuden umgeben, zu denen auch das

stattliche Hôtel du Conseil de Brabant und das Gasthaus selbst gehört, dessen Inneres dem Aeußeren so vollkommen entspricht. Ganz in der Nähe liegt der Park, ein großer, öffentlicher, sehr wohl unterhaltner Spatziergang und Garten, in welchem lange Lindenalleen mit französischen und englischen Anlagen wechseln. Das Wetter war uns nicht günstig, um uns öfter in diesem recht einladenden und sehr besuchten Vergnügungsort zu ergehen, so nah er unsrer Wohnung war.

Ich hatte, da man in Brüssel — zwar nicht mehr wie in Paris um fünf oder sechs — aber doch erst um drey zu Mittag speist, in der Zwischenstunde Zeit zum Besuch der in der Mitte des Platzes auf funfzehn Stufen erhöhten Kirche St. Gobert. Erst nachdem die Freyheitsmütze dem Kreuz, und die Vernunftgöttin dem katholischen Cultus hatte weichen müssen, war sie wieder, von dem Erzbischof aufs neue zum kirchlichen Gebrauch geweiht, dem öffentlichen Gottesdienst zurückgegeben. Bis dahin hatte man in Brüssel, wie überhaupt in Belgien, alle das Unwesen das man in Paris trieb fast mehr als irgendwo nachgeäfft, aber theuer genug die neue republicanische Herrschaft, in dem ein großer Theil der Bürger nichts als Heil zu finden meinte, büßen müssen. Furchtbar hatte die Zerstörungswuth in Schlössern, Kirchen und in allen Theilen der Stadt gewüthet, und späterhin die Raubsucht die theuersten Kunstschätze nach Paris geführt.

Die Messe war vorüber. Ein Geistlicher stand noch vor einigen funfzig Knaben, die er mehr unterrichtete als fragte. Er sprach wechselsweise holländisch und flammländisch, das dem Holländischen sehr nahe kommt, und mir besonders im Munde der Frauen noch sanfter zu klingen schien. Das Geheimniß der Dreyeinigkeit verglich er vorzüglich mit den drey Hauptkräften der menschlichen Seele, dem Verstande, dem Willen, dem Gewissen, und tadelte, daß diese Vergleichung in dem neuen Katechismus fehle. Dann wurde vom Agnus Dei und von der Verehrung der Heiligen gehandelt; zuletzt wurden die Gegenstände mehr moralisch „vom Worthalten, von leeren Versprechungen u. s. w.“ Es war ein wunderliches Gemisch von Verstand und Unverstand. Die kleinen Kinder, zum Theil von vier und fünf Jahren, schienen auf alles was er sagte wenig zu achten. Ueberhaupt stand es damals noch in diesem Theil der Niederlande höchst kläglich um den Elementarunterricht. Aber der wohlthätige Einfluß der itzigen Regierung hat auch hier bedeutend zum Bessern gewirkt *).

Bey der Gasttafel machten wir mit einigen Engländern Bekanntschaft. Auch ein Geistlicher von der Hochkirche, Dr. Wellin gehörte zu ihnen; billiger in seinem Urtheil über die verschiedenen Religionsparteyen, als man es an den Episcopalen gewohnt ist. Bereits fünf Jahre ward diese uns sehr an-

*) M. s. Reisen 3ter Th. S. 158. vergl. mit 1. Th. S. 67.

ansprechende Familie von französischer Gewalt hier fest gehalten. Keine Nacht war ihr erlaubt außer der Stadt zuzubringen. Wir fühlten um so lebhafter das Glück unsrer Behandlung und unsrer neuen Freyheit.

Den Nachmittag benutzten wir zu einer Spatzierfahrt nach Laaken, der Schöpfung der würdigen und weniger unglücklichen Tochter Marien Theresiens, der Statthalterin Christine, die in dem dankbarsten Andenken der Niederländer fortlebt. Seit der Herrschaft Napoleons war das Schloß zu einem der vier Kaiserpaläste bestimmt. Die schrecklichen Verwüstungen des Revolutionskrieges hatten auch hier nichts geschont. Von französischen Volksrepräsentanten, besonders dem vormaligen Pariser Trödler Juspié, war auch das geringste von Werth, goldne Leisten, Thürbeschläge, Kamineinfassungen, auf hundert Wagen nach Brüssel geschleppt. Denn durch ausnehmende Pracht bey dem feinsten Geschmack hatte sich dieß Schloß eben so sehr ausgezeichnet, als durch seine äußerst reizende Lage, seine herrlichen Gärten und Wasserspiegel, und die ganze ringsumher lachende Landschaft. Die Wiederherstellung ward beeilt, da man nächstens den hohen Besuch erwartete. Auf dem Vorplatz fand ich alte Bekannte — die Marmorbüsten der römischen Kaiser, die ich vor vielen Jahren in Herrnhausen bey Hannover gesehen hatte.

Wenn eine Empfehlung an den reformirten Prediger Hrn. Charlier, da er abwesend war, fehl-

schlug, so war ich desto glücklicher, in Hrn. Lepetit, den ich als seinen genauesten Freund auskundschaftete, einen tüchtigen Pädagogen zu finden. Er stand als Lehrer in dem Hause eines reichen Banquier Hn. Obermann. Dieser kam auch selbst mit wahrhafter Herzlichkeit und Güte uns Unbekannten entgegen. Hr. Lepetit hatte schon mehrere junge Leute auf Reisen geführt, und da er mit meinen pädagogischen Ansichten und Schriften sehr einverstanden war, so schloß er sich für die ganze übrige Zeit des Aufenthalts mit Innigkeit an.

Wie viele Stellen erinnerten uns in dieser einst so mächtigen Stadt an die Vorzeit. Und an welche Vorzeit! Das ehrwürdige Rathhaus verfehlte nicht, durch seine antike Bauart den Eindruck, wie von dem Alterthum, so auch durch die Erinnerung an die großen Gegenstände, die darin im Laufe dreyer Jahrhunderte verhandelt waren, von der Wichtigkeit der Stadt zu machen. Aber gerade so stand es auch schon da, als man das Blutgerüst vor demselben aufbaute, auf das man den Grafen Egmont aus dem gegenüber stehenden sogenannten Königshause, in dem er gefangen saß, führte, und auf dem er von dem Leben, „der süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens," mitten in der Kraft seiner Jahre — er war erst sechs und vierzig! — scheiden mußte; freylich ein ganz andrer, als ihn uns Göthe gegeben hat, aber immer eins der grausamsten Opfer des unversöhnlichen Philipps von Spanien. Als wir auf dem großen Sablonplatz stan-

den, gedachten wir der vielen tausend Opfer, die hier unter Alba's Henkerbeilen geblutet hatten. In der einer h. Gudula gewidmeten Domkirche ergötzte uns die reiche Glasmahlerey, die man zu den kostbarsten Ueberresten dieser Kunst zählt, und die den Zerstörungen, die auch hier alles zertrümmerten, was nicht noch zeitig genug fromme Seelen gerettet hatten, doch glücklich entgangen war.

Die interessanteste Bekanntschaft aber machten wir an Herrn la Serna Santander, dem mich Herr Marron empfohlen hatte. Ganz Brüssel sprach von diesem Manne mit hoher Achtung. Ein Spanier von Geburt, war er früh mit einem reichen Onkel nach Brüssel gekommen, und hatte als Erbe seiner Bibliothek bloß den Wissenschaften gelebt. Die Revolution riß ihn aus dem stillen Umgange mit den Musen. Ergriffen von dem Unwesen der nichts achtenden Freyheitsmänner, suchte er von Büchern und Kunstschätzen zu retten, was irgend zu retten möglich war. Als die Niederlande unter französische Gewalt kamen, eilte er nach Paris und wußte durch Verbindungen mit den Edleren der Nation es dahin zu bringen, daß das Beste aus den Bibliotheken der zerstörten Klöster der anzulegenden Centralschule anheim fallen sollte. Das verödete und verwüstete Schloß, was die Statthalterin bewohnt hatte, ward der Sitz derselben. Die vormaligen Audienzzimmer wurden in fünf Bibliothekfäle umgestaltet, und die jedes Schmuk-

kes beraubten Wände erhielten itzt eine noch kostbarere Büchertapete. Ein großes Zimmer konnte allein mit Drucken aus dem funfzehnten Jahrhundert angefüllt werden. Sie waren das Lieblingsfach des gelehrten la Serna, der so eben ein wichtiges Werk über den Gegenstand herausgegeben hatte *). Mit gleichem Eifer bildete er ein Museum für die Ueberreste guter Gemählde, ein physikalisches und naturhistorisches Kabinet, und mit Hülfe einiger gleichgesinnten Freunde einen botanischen Garten. Das alles, nebst den Hörsälen für die verschiednen Wissenschaften, fanden wir in dem Schloß vereinigt. Es war äußerst angenehm, diesen Hochverdienten mit dem Ausdruck eines innigen Wohlgefühls unter seinen Schöpfungen wandeln zu sehn, auch über manche gemachte Erfahrung, und wie er aus den schönen Tafelwerken der Klöster, Bücherschränke zusammengeflickt, mit jovialischer Laune sprechen zu hören. Mit vollem Recht hat man ihn den Wenigen zugesellt, die mit Heldenkraft gerüstet, wie eine Eiche im Ungewitter, unerschüttert allein standen, als die Zerstörung rings umher stürmte; der das Eigenthum seiner Mitbürger gegen die Räuber mit starkem Arm schützte, und den Plün-

*) M. C. de la Serna Santander bibliothèque, Tome I—IV et Supplem. Bruxelles 1803. 8. und Dessen Dictionnaire bibliographique, Tome I—III. Bruxelles 1805—7. 8.

derern öffentlicher Güter entschloßne Redlichkeit entgegen stellte *).

In dem Lyceum waren auch hier Ferien. Doch fand ich noch Abends einige zwanzig junge Leute in dem Studiensaal emsig bey der Arbeit, jedoch sehr glücklich, als der Director, ein lebhafter offner Mann, die Zeit etwas abkürzte. Auch er war von dem neuen Lehrplan nicht sehr befriedigt; dagegen fand er das Militairische in der Disciplin sehr zweckmäßig. Keinem falle eine Ausnahme ein, und so regiere sich die Jugend leicht. Junge, unerfahrne und doch meist desto eingebildetere Lehrer und Aufseher, meinte er, hätten gewöhnlich die meiste Schuld an den Ungebühren, weil ihnen der Tact fehle, die Jugend zu behandeln. Nicht ohne Eifersucht sah ich den langen schönen Porticus, im Winter und bey nassem Wetter ein herrlicher Aufenthalt für die Zöglinge, wie er einer jeden Erziehungsanstalt zu wünschen wäre.

Unser neuer Bekannter, Herr Obermann — der auch von Deportation aus eigner Erfahrung zu reden wußte — machte uns einen sehr angenehmen Abend in seinem Hause. Auch wollte er nicht zugeben, daß wir Brüssel verließen, ohne einen Begriff von den Erzeugnissen der berühmtesten dortigen Manufacturen mitzunehmen. Er führte uns zu Madame Kind, der Inhaberin der ersten Spitzenfabrik der Stadt,

*) S. Meyers Briefe aus der Hauptstadt, B. 1. S. 25.

die uns die wunderschönen Leistungen eines unendlich mühsamen Fleißes, die köstlichsten Spitzen, auch ein vor dem unglücklichen Kriege für unsre Königin bestimmtes Spitzenkleid, mit großer Gefälligkeit, ohne die geringste Aussicht auf Absatz vorlegte, und nebst ihrer jungen Gehülfin, mit eben so viel Anmuth als Klarheit, das Technische des Geschäfts, auch den Unterschied der Mechler und Brüßler Kanten, begreiflich zu machen suchte. Hätte ich nur mehr davon begriffen, so würde es mir Freude machen, meine Leserinnen damit zu unterhalten. Die sehr hohen Preise waren übrigens das beste Mittel, die Versuchung, unsern Frauen etwas mitzubringen, zu überwinden.

Antwerpen.

Wir folgten gern der Einladung des Langsdorfschen Paares, ihm bis Antwerpen, dieser in alter und neuer Zeit so wichtig gewordnen Stadt zu folgen. Der Weg führt über Mecheln (Malines), einen erzbischöflichen Sitz. Es ist freundlich und wohlgebaut, und hat eine vorzüglich schöne und heitre Kathedrale, die nach den Stürmen der Revolution, an die wir auf unsrer Reise überall erinnert wurden, schnell genug wieder hergestellt ist. Besonders macht das hohe Chor durch seine Einfassung und die Monu-

die uns die wunderschönen Leistungen eines unendlich mühsamen Fleißes, die köstlichsten Spitzen, auch ein vor dem unglücklichen Kriege für unsre Königin bestimmtes Spitzenkleid, mit großer Gefälligkeit, ohne die geringste Aussicht auf Absatz vorlegte, und nebst ihrer jungen Gehülfin, mit eben so viel Anmuth als Klarheit, das Technische des Geschäfts, auch den Unterschied der Mechler und Brüßler Kanten, begreiflich zu machen suchte. Hätte ich nur mehr davon begriffen, so würde es mir Freude machen, meine Leserinnen damit zu unterhalten. Die sehr hohen Preise waren übrigens das beste Mittel, die Versuchung, unsern Frauen etwas mitzubringen, zu überwinden.

Antwerpen.

Wir folgten gern der Einladung des Langsdorfschen Paares, ihm bis Antwerpen, dieser in alter und neuer Zeit so wichtig gewordnen Stadt zu folgen. Der Weg führt über Mecheln (Malines), einen erzbischöflichen Sitz. Es ist freundlich und wohlgebaut, und hat eine vorzüglich schöne und heitre Kathedrale, die nach den Stürmen der Revolution, an die wir auf unsrer Reise überall erinnert wurden, schnell genug wieder hergestellt ist. Besonders macht das hohe Chor durch seine Einfassung und die Monu-

mente von schwarzem und weißem Marmor einen sehr angenehmen Eindruck.

Antwerpen, das in den Zeiten seiner Blüthe auf zweymalhunderttausend Einwohner geschätzt ward, soll itzt kaum sechzigtausend zählen. Wie contrastiren itzt die hohen zum Theil sehr antiken, zum Theil auch modernen Gebäude, mit der geringen Zahl von Wagen und Menschen, denen man in den breiten, hie und da schon mit Gras bewachsenen Straßen begegnet! Zwar ohne Vergleich mit dem, was einst diese wichtige Handelsstadt war, nährt doch der Handel noch die meisten Einwohner. Als eine Wohlthat für Tausende nannte man uns den seit einigen Jahren neu belebten Schiffbau. Die Werfte wurden erweitert, die Magazine vergrößert. Erst ganz neuerlich war ein Kriegsschiff la ville de Berlin von 62 Kanonen, und den Tag vor unsrer Ankunft ein zweytes von gleicher Größe vom Stapel gelaufen. An mehreren andern, dem Illustre, dem Pacificateur, dem Dalmate, ward mit Eifer gebaut. Wir fuhren mit einem Boot nach dem ersteren, und wurden von dem Kapitain mit großer Gefälligkeit herumgeführt und belehrt. Indeß fanden wir in eben dem Hafen, in welchem im sechzehnten Jahrhundert oft mehr als zweytausend Kauffartheyschiffe gelegen hatten, nur wenige Fahrzeuge. Wie sehr indeß die Stadt unter Napoleons Regierung durch die Eröffnung der Schelde gewonnen, und welchen Vertheidiger sie im Jahr 1814 an Carnot gehabt hat, ist im frischen Andenken.

Die Kathedrale ist unstreitig eins der größten und vollendetsten gothischen Gebäude. Man erstaunt bey dem Eintritt über die Kühnheit, die einen so großen Plan faßte, und über die Kraft die ihn ausgeführt hat. Das Zerstörte war größtentheils wieder hergestellt. Die Glasmahlerey war auch hier ziemlich verschont geblieben. Das Schönste aber fehlte und — so schrieb ich wenigstens damals in mein Tagebuch — „wird wohl nie wiederkehren," — jene großen Kunstwerke von Rubens, seine Abnahme vom Kreuz und so vieles andre, was wir in Paris gefunden hatten. Eine ungleich größere Wirkung mußten sie an dem Ort machen, für den sie bestimmt waren, wo der Meister selbst lebte und mit Liebe für die Geburtsstadt seines Vaters arbeitete, die auch auf einen van Dyk, Tennier und Crayer stolz seyn durfte. Nicht unbesucht blieb das Haus in der Straße die Rubens Namen führt, in dem er mit seinen schönen Frauen, die er in so manchem seiner Werke verewigt hat, gewohnt hatte, und in dem seine meisten Schöpfungen entstanden waren. Wie mußte dem Antwerper Bürger zu Muthe seyn, wenn er — zwar noch unter den hohen Gewölben, die der vandalischen Wuth getrotzt hatten, wandeln, — aber an den ihres Schmucks beraubten Altären nicht mehr durch den Hinblick auf die Engel und Heiligen, die seinem Pinsel entquollen waren, seine Andacht wie seine Väter und Vorväter erwärmen konnte. Fast nichts hatte er damals von dem gefeyerten Mitbürger übrig,

als seine Asche, die in der Familiengruft in der Jacobskirche bestattet ist. Untergegangen ist die Kunstliebe noch nicht. In Privathäusern giebt es bedeutende Sammlungen trefflicher Gemählde. In einem derselben fanden wir eine herrliche Auswahl aus der niederländischen Schule.

Der Lohnbediente würde geglaubt haben seine Bezahlung nicht zu verdienen, wenn wir nicht einen Augenblick vor der Börse, dem Rathhause, und dem ihm über alles wichtigen Calvarienberge verweilt hätten. So nennt man eine an die Kirchmauer des Dominikanerklosters angelehnte sehr große Gruppe von Menschen, Engeln und Heiligen, worin die ganze Leidensgeschichte, Golgatha, das heilige Grab, sogar das Fegfeuer in einer Menge grotesker steinerner Figuren dargestellt ist. Alles, versicherte ein vormaliger Mönch, der den Wächter dieses alten Heiligthums macht, ist nach dem Maaßstabe gebildet, gerade wie es in Jerusalem gewesen. Vom Alter des Werks wußte er keine Auskunft zu geben. Die Kunst hätte an der Zerstörung dieser zum Theil sehr ungestalteten Massen nichts verloren. Desto mehr die fromme Anhänglichkeit an so heilige Gebilde. Und warum sollten nicht auch sie in mancher Brust eine reinere Andacht geweckt haben?

Gegen Abend trennten wir uns ungern von unsern gefälligen Begleitern, und kamen erst um Mitternacht wieder in Brüssel an.

Reise
von Brüssel nach Cölln
über
Löwen, Lüttich und Aachen.

Schnell genug kommt man zwar mit diesen Diligencen weiter. Aber für irgend merkwürdige Orte lassen sie dem Beobachter doch allzuwenig Zeit.

Wir brachen früh aus Brüssel auf. Die nächste Station war Löwen (Louvain). Einer unsrer neuen Reisegefährten hatte noch die vorige — nach seinem Urtheil sehr fehlerhafte — Verfassung dieser alten brabantischen Universität gekannt. „Wenig Aufsicht, sagte er, auf die Studirenden, deren es wohl, wenn man die Schüler der niederen Collegien mitrechnet, an zweytausend geben mochte; wenig ernster Fleiß und viel schlechte Sitten.“ — Das Frühstück ließ wenigstens noch so viel Zeit, die itzt sehr still gewordne Stadt zu durchwandern. Nachdem die holländische Regierung die Universität wieder hergestellt hat, mag sie wohl lebhafter geworden seyn. Damals waren die Universitätsgebäude alle verödet, zum Theil Waarenlager und Magazine für Kaufleute, das große Josephinische Seminar ein Lazareth. Wir gedachten des regen wissenschaftlichen Lebens, das sich besonders unter den Löwenschen Theologen hier vormals geregt hatte. Keine Spur mehr davon! Wird dieß, dacht' ich, vielleicht nach hundert Jahren auch das Schicksal meiner

Vaterstadt seyn, wenn der Untergang ihrer Hochschule, wie es den Anschein hat, unabwendbar ist?

Ueber Tirlemont und St. Tronc in der Nähe des Dorfs Neerwinden, wo im Jahr 1693 die Franzosen die Engländer und Bayern schlugen, und am Ende des Revolutionskrieges die Oestreicher und Bayern besiegten, führte uns der Weg nach Lüttich (Liege). Der Abend war schon hereingebrochen. Daher konnte ich nicht entscheiden, ob die Klage mancher Reisenden gegründet sey, daß es zu den düstersten, schmutzigsten und enggebautesten Städten gehöre, oder ob es, nach Andren, durchaus noch das Ansehn einer wohlhabenden Stadt habe. Was man während des kurzen Aufenthalts im Posthause sprechen hörte, war ein wunderliches Gemisch von deutsch, flamländisch und französisch. Letzteres ward unter dem gebildeteren Theil der Einwohner am meisten, jedoch in einem sehr schlechten Dialect gesprochen. Die gewaltigen politischen Stürme, welche der unruhige Geist der Einwohner vordem so oft herbeyführte, und gegen die auch die redlichen Bemühungen eines Dohm wenig vermocht hatten, waren itzt von der französischen Herrschaft beschworen. Man fügte sich der Gewalt.

Auch in dem durch so viele historische Denkwürdigkeiten ausgezeichneten Aachen (Aix la Chapelle), das wir am Morgen erreichten, blieben uns kaum ein Paar Stunden für das Merkwürdigste. Dieß war unstreitig die Domkirche, weniger zerstört als ge-

plündert, aber immer noch das ehrwürdige, im Innern auch nicht unheitre Denkmal aus Karls des Großen Zeit. Bekanntlich verdankte Aachen ihm seine alte Herrlichkeit. Wenn es noch immer — befremdend genug! — ungewiß bleibt, ob er hier oder wo er sonst gebohren ward, so ward die Stadt wenigstens bald das Kind seiner besondern Pflege. Die Bäder, in denen nun schon seit tausend Jahren so viele und gedrückte Kranke Gesundheit gesucht haben, wurden von ihm erbaut. War er doch selbst oft in den großen Bassins mit seinem Gefolge umhergeschwommen. Die Kapelle aus italiänischen Marmor — daher der Name Aix la Chapelle — der Dom mit goldner Kuppel, darunter die kostbaren Granitsäulen, die ich in dem Museum zu Paris vor dem Apoll von Belvedere fand, und die itzt wenigstens theilweise zurückgekehrt sind, dieß alles war sein Werk, so wie große Freyheiten der Bürger, deren sie sich so viele Jahrhunderte hindurch zu erfreuen gehabt, von ihm stammten. Auch hat er hier seine große Laufbahn beschlossen. Noch an seinem Todestage (den 28. Januar 814) setzte man ihn in einem kaiserlichen Prachtgewande auf einen mit Gold bedeckten Thron, die Krone auf dem Haupt, Scepter und Schild zu seinen Füßen, auf den Knieen ein Evangelienbuch. Dann ward er, nach der Erzählung seines Geheimschreibers Eginhard, in jenem Dom in dem zu seinem Begräbniß erbauten Gewölbe bestattet. Denkmal und Grabstätte bezeichnet itzt nur die einfache Inschrift: Carolo Magno!

Die Reliquien zu sehen, mit denen man itzt wieder alljährlich den Aberglauben an ihre Wunderkräfte nährt, und die Leichtgläubigkeit des armen Volks täuscht, hatten wir weder Neigung noch Zeit. Wir begnügten uns mit dem alten Marmorstuhl, auf welchem die Kaiser saßen, wenn sie hier gekrönt wurden. Die Reichskleinodien hatten wir ja in der Sacristey von Notre Dame gefunden *). Wie hat seitdem wieder alles seine Stelle verändert!

Viel lieber hätte ich bey längerem Aufenthalt die Bekanntschaft eines der interessantesten Männer aus den Zeiten der Revolution, des damaligen Präfecten von Aachen, Alexander Lameths erneuert. Auf der Rückkehr aus seiner Gefangenschaft in Deutschland besuchte er Halle, und brachte mit dem jüngeren Duc d'Aiguillon — der freylich ganz andre Diners gewohnt seyn mochte — einen Mittag bey mir zu. In einer größeren Abendgesellschaft hatte er sich durch die vortreffliche Declamation einiger der schönsten Stellen aus Delille, den er auswendig wußte, alle Anwesenden hoch verpflichtet. Wenige Franzosen habe ich kennen gelernt, die so viel Geist und Lebendigkeit, mit so viel Talent der Rede, so viel Anmuth der Sitten, und einem so edlen Anstande vereinigt hätten. Darüber war nur eine Stimme. Ueber seine politischen Ansichten maße ich mir kein Urtheil an. Zu den Schreckensmännern hätte er nie gehören können.

*) 1ste Hälfte S. 300.

Cölln.

Von Aachen nach Cölln führt der Weg über Jülich, an dessen Befestigung noch stark gearbeitet wurde, abwechselnd durch ebnes fruchtbares Land, dann durch einen langen Eichen- und Buchenwald, bald auf sandigem Boden, bald durch lachende Gefilde, reiche Kornfelder und freundliche Dörfer. Wir kamen ziemlich spät an, und durch Dunkelheit und Regen gestört, konnten wir keinen erfreulichen Eindruck von dieser großen Stadt bekommen. Auch den folgenden Tag, den einzigen den wir hier zubringen mochten, begünstigte uns das Wetter so wenig, daß wir uns schon darum auf das Wichtigste beschränken mußten. Mit großer höchst dankenswerther Bereitwilligkeit, bot sich der reformirte Geistliche Herr Wilsing, an den ich mich, aller Bekanntschaft entbehrend, zutraulich wandte, uns zum Führer an, und ward uns durch seine eigne Persönlichkeit sehr werth. Seine Leitung verkürzte die Wege, und verlängerte dadurch die Stunden. Erst seit zwey Jahren war den Protestanten die St. Antonikirche zu ihrem Gottesdienste verwilligt. Sie ist ungemein freundlich in ihrem Innern. Beyde Confessionen wechseln in der Besorgung. Die Geistlichen wohnen unter einem Dach und führen zugleich die Aufsicht über die Schule, für welche sie, nebst zwey jungen Lehrern, für das Unterrichtswesen sehr thätig bemüht sind. Dieß wenigstens war eine der guten Folgen der damaligen neuen Ordnung

der Dinge. Größere hat die spätere Zeit herbeygeführt, seit Cölln dem preußischen Staat einverleibt ist, und der katholische Theil in einem Spiegel seinen Erzbischof verehrt. Es ist unverkennbar, welch einen wohlthätigen Einfluß die Thätigkeit jenes Staats für das gesammte Schulwesen, auch auf die katholischen Länder gewonnen hat.

Die flüchtige Durchwanderung der Stadt erinnert überall an ihr hohes Alter, so wie ihr römischer Name Colonia Agrippina, an Germanicus Tochter, Nero's Mutter, angeblich die erste Stifterin dieser Colonie*). Unter den öffentlichen Gebäuden stößt man auf nichts so oft als auf Kirchen und nun auch verödete Klöster, die vor der französischen Herrschaft von Tausenden von Mönchen und Nonnen bewohnt waren. In der Ursulinerkirche soll bekanntlich eine Unzahl von Schädeln, und in große steinerne und hölzerne Kasten verschlossener Menschenknochen, die Sage von den Eilftausend Jungfrauen bestätigen. Die Kirche steht, laut der Legende, auf eben der Stelle, wo diese Unglücklichen auf ihrem Rückzuge von Rom nach Britannien unter Anführung der h. Ursula von einer Hunnenschaar zu Tode gemar-

*) Freunde der römischen Geschichte und ihres großen Geschichtschreibers Tacitus, werden hier gern die merkwürdigen Umstände nachlesen, unter denen diese Agrippina gebohren wurde. Annal. I, 40.

tert wurden *). Wohin man blickt, sind die Wände mit Gebeinen und Todtenköpfen künstlich ausgelegt. In der Hauptkapelle stehn diese zu Hunderten hinter Glasfenstern. Andre sind in silberne Kapseln, die oben geöffnet werden können, eingeschlossen, andre mit farbiger Seide, mit Perlen und Atlas reich umwunden. Da knieen denn die Gläubigen, am häufigsten alte Frauen, in stiller Andacht. Das wäre noch begreiflich, da doch jeder Märtyrer für seine Ueberzeugung, wenigstens durch die Gewalt der Idee über die Sinnlichkeit, Achtung einflößt. Wie sich aber in dem katholischen Cultus so viel Widriges und Grausen erregendes, wie sich namentlich in dem Anputz von Gerippen und Schädeln so viel den Geschmack beleidigendes und selbst das Gefühl verletzendes hat erhalten können, das besonders in Italien mit dem idealisch-schönen Gemählden in so grellem Contrast steht, dieß ist mir immer schwer zu begreifen vorgekommen.

Wir eilten, um das größte architektonische Denkmal der christlichen Vorzeit, den weltberühmten Dom zu sehen. Alles was ich darüber in den Ansichten vom Niederrhein, von Georg Forster gelesen hatte, ward itzt mein eignes Gefühl, und die Leser würden verlieren, wenn ich es mit andern Worten als dieses geistvollen

*) Höchst wahrscheinlich ist die Fabel aus der falschen Erklärung einer alten Schrift entstanden, indem man Ursula et XI M. V. (XI Martyres Virgines) für XI Mille Virgines (Eilftausend) genommen hat.

vollen Zeitgenossen, der einen kurzen Irrthum während der Revolution mit langen Leiden büßen, und ohne die bessere Zeit, deren Ideal ihm vorschwebte zu erleben, in Paris sterben mußte.

„Wer kann — sagt er — diesen Tempel besuchen, ohne von dem Schauer des Erhabenen wunderbar ergriffen zu werden? Vor der Kühnheit des Meisterwerks beugt sich der Geist voll Erstaunen und Bewunderung; dann hebt er sich wieder mit stolzem Fluge über das Vollbringen, das einem Menschen gelingen konnte.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Gränzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Wal-

des — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauren, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie würde nicht die Wirklichkeit uns hingerissen haben *)!

Das berühmte Gemählde von Rubens, die Kreuzigung des Apostel Petrus, das er seiner Vaterstadt zum Geschenk gemacht, und gern mit großen Summen zurückgekauft hätte, kannten wir aus Paris. Itzt ist auch dieß zurückgekehrt. Bis dahin mußten sich die trauernden Cöllner mit einer bloßen Copie behelfen. Der schon durch das Alterthum des Werks ihnen über alles heilige Schatz, das Grab der heiligen drey Könige, in Form einer vergoldeten, mit Gemmen und Edelsteinen geschmückten Lade, war glücklicherweise den Räubereyen noch zu rechter Zeit entrissen, eine Zeitlang verborgen gehalten, dann, um von mehreren Verletzungen wieder hergestellt zu werden, in die Privatwohnung eines der gelehrtesten

*) Man hat bekanntlich die Originalzeichnung, welche die Idee des Ganzen, von der nur der kleinere Theil vollendet ist, aufgefunden. G. Müller hat die Beschreibung mit

Männer der Stadt, des itzt verstorbenen Canonicus Wallraf gebracht, mit dessen höchst lehrreicher Bekanntschaft wir den Tag in Cölln beschlossen.

Die Rheinfahrt.

Ankunft in Frankfurt am Main.

Mir war diese so oft beschriebene und besungene Wasserreise nicht neu. Ich hatte sie im J. 1794 von Maynz bis Neuwied, bey der günstigsten Witterung und in der heitersten Stimmung gemacht. Neu aber war sie meinen Gefährten. Dieß gab gegen die kürzere Landreise den Ausschlag.

Leider aber war der Himmel so unfreundlich, der Strom und seine beyden Ufer in solchen Nebel, der sich von Zeit zu Zeit in feinen Sprühregen auflößte, verhüllt, daß nur eine so unermüdliche Geduld und Wißbegierde, wie sie unserm Freunde Hn. v. Wedell, wo es etwas Neues zu sehen und zu lernen gab, eigen

9 Kupfertafeln in groß Folio begleitet. 1818. Nicht minder wichtig und verdienstvoll ist aber das große Werk von S. Boisserée, Ansichten, Risse und einzelne Theile des Domes zu Cölln, mit Ergänzungen nach dem Entwurfe des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und Vergleichung ihrer vorzüglichen Denkmale. Die 1 und 2e Lg. enthält 8 Kupfert. nebst Text gr. Imp. Fol. Stuttgart u. Leipzig. Die Ausgabe auf feines Papier 88 Rthlr. 12 Gr., auf Velinp. 71 Rthlr. 12 Gr., auf ord. Druckp. 35 Rthlr. 18 Gr.

Männer der Stadt, des itzt verstorbenen Canonicus Wallraf gebracht, mit dessen höchst lehrreicher Bekanntschaft wir den Tag in Cölln beschlossen.

Die Rheinfahrt.

Ankunft in Frankfurt am Main.

Mir war diese so oft beschriebene und besungene Wasserreise nicht neu. Ich hatte sie im J. 1794 von Maynz bis Neuwied, bey der günstigsten Witterung und in der heitersten Stimmung gemacht. Neu aber war sie meinen Gefährten. Dieß gab gegen die kürzere Landreise den Ausschlag.

Leider aber war der Himmel so unfreundlich, der Strom und seine beyden Ufer in solchen Nebel, der sich von Zeit zu Zeit in feinen Sprühregen auflößte, verhüllt, daß nur eine so unermüdliche Geduld und Wißbegierde, wie sie unserm Freunde Hn. v. Wedell, wo es etwas Neues zu sehen und zu lernen gab, eigen

9 Kupfertafeln in groß Folio begleitet. 1818. Nicht minder wichtig und verdienstvoll ist aber das große Werk von S. Boisserée, Ansichten, Risse und einzelne Theile des Domes zu Cölln, mit Ergänzungen nach dem Entwurfe des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und Vergleichung ihrer vorzüglichen Denkmale. Die 1 und 2e Lg. enthält 8 Kupfert. nebst Text gr. Imp. Fol. Stuttgart u. Leipzig. Die Ausgabe auf feines Papier 88 Rthlr. 12 Gr., auf Velinp. 71 Rthlr. 12 Gr., auf ord. Druckp. 35 Rthlr. 18 Gr.

war, dagegen ausdauern konnte. Während wir uns in der Kajüte, so viel wir auch dabey verloren, in das Unabänderliche fügten, ich auch einige ruhige Stunden zur Fortsetzung meines Tagebuchs benutzte, stand Er unverdrossen, die Karte des Rheinlaufs und das Fernrohr in der Hand, im Vordertheil des Schiffs, und war schon glücklich, wenn zuweilen einige helle Momente ihn etwas von den alten Burgen entdecken ließ, welche die hohen Ufer längst des Stromes verherrlichen.

Als wir Neuwied erreicht hatten, stieg ich ans Land, und sah noch einmal den Ort und so manchen seiner Bewohner, durch die er schon vor dreyzehn Jahren so viel Interesse für mich gewonnen hatte. — Mehr darüber künftig, wenn mir noch Zeit bleiben sollte, Bruchstücke aus den Tagebüchern einer früheren Rheinreise mitzutheilen. — Meine Gefährten zogen es vor bis Coblenz zu schiffen, und mich am nächsten Morgen unter den schönen Rebenhügeln von Rüdesheim zu erwarten. In dem Hause des itzt in Wiesbaden lebenden und so wohlthätig wirkenden Kirchen- und Schulraths, Hrn. Schellenberg, fand ich die alte Gastlichkeit wieder. Auch sah ich die erlauchte Mutter des itzigen Fürsten und seines Bruders, des ausgezeichneten brasilischen Reisenden und Naturkundigen, des Prinzen Maximilian, auf ihrem Landsitz Monrepos. Erst seit 1824 hat sie ein Leben voll der bittersten Erfahrungen geendet. Schon bey der früheren Bekanntschaft fand

ich ihr Haar vom Gram über häusliche Leiden und die härtesten Kriegsbedrückungen gebleicht. Dennoch war ihr Muth nicht gebrochen. Immer hatte sie eine Frömmigkeit, in der Licht und Wärme im schönsten Verein war, und die sich auch in mehreren ihrer geistlichen Lieder ausgesprochen hat, aufrecht erhalten. Die herzliche Theilnahme einer solchen Dulderin, war, wenn ich damit die so viel leichteren, und so bald vorübergegangenen Prüfungen verglich, eben so rührend als beschämend.

Sehnlichst harrten am folgenden Vormittag die Freunde meiner Rückkehr. Denn weder ein leichtes Fuhrwerk noch Fahrzeug war von Neuwied bis Rüdesheim zu finden. Erst hinter Ehrenbreitstein, wohin mich Herr Schellenberg begleitete, nahm mich ein ziemlich leichter Nachen auf. Das Wetter war rauh und naß, und der Wind, der in das kleine luftige Segel wehte, vermehrte nicht erfreulich das Schaukeln des Fahrzeugs. Es wollte mir fast bang zu Muthe werden, doch versprach der Schiffer mich sicher zur Stelle zu führen. Auch ward der Gedanke, immer näher dem Ziele zu kommen, immer weiter weg von dem Lande, aus dem dem Vaterlande das Unglück kam, so vorherrschend in der Seele, daß er sich während der einsamen Fahrt zu einigen Strophen ausbildete, die, da sie auch jener Zeit angehören, in den Beylagen eine Stelle finden mögen *).

*) S. Beylage Nr. XXIV.

Die Vorangeschifften standen schon mit wehenden Tüchern am Ufer. Es dünkte mich ein Vorspiel des Wiedersehens der Geliebten in der Heimath. Gemeinschaftlich sahen wir dann noch die Ueberreste der alten Burgen, von denen man sich am Ort so viel Fabelhaftes erzählt; versahen uns mit einem guten Vorrath jener prächtigen vollgereiften Trauben, aus welchen der köstliche Rüdesheimer gewonnen wird; eilten dann froher als das erste Mal nach Maynz, um einen dort zurückgelassenen bequemen Gefährten in den Zeiten der Noth — unsern Reisewagen — wieder zu finden, und kamen Tags darauf wohlbehalten in Frankfurt an.

Hier empfingen uns die Freunde, deren Wünsche uns vor fünf Monaten in das Exil begleitet hatten, eben so wohlwollend als bey unsrer ersten Durchreise *), und um so mehr erfreut, da unsre Befreyung kaum so bald erwartet war. Briefe von den unsrigen, unter denen vorzüglich einer, der mir durch die Nachricht von der Vermehrung meiner Familie, Beruhigung über oft schwer gefühlte Besorgnisse brachte, trugen nicht wenig dazu bey den Muth noch mehr zu beleben.

Von dem Staatsrathe Hrn. v. Beugnot war eine Antwort auf mein Schreiben, und eine Einladung nach Cassel eingegangen.

Sehr unverhofft ward auch hier eine frühere Bekanntschaft erneuert, indem ich zufällig erfuhr, daß

*) 1. Hälfte S. 76 ff.

sich die verwittwete Herzogin von Würtemberg Franciska eben in Frankfurt aufhalte.

Ihr Gemahl Carl Eugen, ein Fürst von sehr kräftigem, nur zu oft durch Leidenschaften aller Art zur despotischen Willkühr ausgeartetem Willen, besuchte im J. 1782, wie mehrere Universitäten so auch Halle in der zweyten besseren Periode seiner Regierung, die in der ersten mit Recht so verhaßt war. Ihn begleitete seine Freundin, damals noch als Gräfin v. Hohenheim, und machte, wie der Herzog, der eben in jener Zeit ganz in seiner neuen Stiftung der Carls-Hohenschule zu Stuttgart lebte, sich mit seltenem Interesse mit unsern Erziehungsanstalten bekannt. In Folge eines Gesprächs mit ihr über die deutsche Literatur, gab sie mir den Auftrag, eine Auswahl des Vorzüglichsten für ihre Handbibliothek zu entwerfen. Hiedurch, und bald nachher durch einen im Namen des Herzogs an mich erlassenen Ruf zum Professor der geistlichen Beredtsamkeit an jener Carlshohenschule, kam ich in Briefwechsel mit der Gräfin. Daß ihre früheren Verhältnisse zu dem Herzog dem Tadel nicht entgehen konnten, dieß hat vielleicht späterhin niemand so tief gefühlt als sie selbst. Sie sprach darüber, nachdem ich das Glück gehabt hatte ihr Vertrauen zu gewinnen, in ihren Briefen mit einer Offenheit, Gemüthlichkeit und Beschämung, die wohl geeignet war ihren Fehltritt vergessen zu machen, um so mehr, da das Zeugniß unparteyischer und freymüthiger Beobachter, die ihr näher standen, ihre Echtheit verbürgte.

Bekanntlich hatte der Herzog im J. 1787 an seinem funfzigsten Geburtstage, ein höchst merkwürdiges Ausschreiben zum Verlesen auf allen Kanzeln erlassen, worin er als reuiger Sünder auftretend, seine Jugendvergehungen beichtete, Besserung gelobte, und was er verschuldet durch ein ganz dem Wohl seiner Unterthanen gewidmetes Leben gut zu machen versprach. „An dieser Veränderung hatte,— schreibt der neueste Historiograph Würtembergs — seine zweyte Gemahlin vorzüglichen Antheil. — Sie war die Tochter eines Hrn. von Bernerdin. Seine Dürftigkeit zwang sie, ihre Hand einem häßlichen aber reichen Edelmann von Leutrum zu geben, welchem sie der Herzog entführt, erst zu seiner Gesellschafterin, im J. 1786 zu seiner Gemahlin, und endlich zur Herzogin selbst erhob. Weniger durch körperliche Reize als durch einen sehr gebildeten Verstand, angenehme Sitten, und die Kunst sich in alle seine Launen zu fügen, und ihm im Gewande der liebenswürdigsten Weiblichkeit zu erscheinen, erlangte sie eine unbeschreibliche Gewalt über ihn, die sie zwar auch zum Vortheil ihrer Familie, aber vorzüglich zum Besten des Landes anwendete. Sie lehrte ihn die Annehmlichkeiten eines stillen Lebens schätzen, mäßigte seine Leidenschaften, beförderte alle gute und nützliche Anstalten, verhalf dem Verdienst zu seinen Rechten und war eine Wohlthäterin der Armen *).“

*) K. Pfaff Geschichte Würtembergs 2ter Band 2te Abth. S. 541. Hiermit stimmt der Verf. der „Geheimnisse

Ein solcher Sinn sprach sich auch in der uns Beyden gleich unerwarteten Unterhaltung in Frankfurt aus, so wie früher in allen ihren Zuschriften. Da die Bekanntmachung einiger Bruchstücke die Bescheidenheit der im Jahre 1811 Verstorbenen nicht mehr verletzen kann, so mag man sich aus dem was sich daraus zur Mittheilung eignet, selbst davon überzeugen *). Unstreitig gehört sie unter die Edleren in der Reihe der Frauen, die das Opfer der Verführung der Großen dieser Erde geworden sind, und von denen nur wenige in gleichem Grade ihren Einfluß, weit mehr für Andre als für sich selbst, zur Wohlthat gemacht haben. Dieß hatten zwar viele doch bey weitem öfter in ihrer Gewalt, als rechtmäßige, aber bloß durch die Politik verbundene Gemahlinnen. Dennoch gehörten die Franciskens und Valieren immer nur zu den seltnen Erscheinungen.

Noch vor meiner Abreise von Frankfurt erwartete mich ein neuer Kampf. Ich erhielt ein mir nachgeschicktes Schreiben von meinem vieljährigen Freunde, dem ehrwürdigen Königl. Oberconsistorialrath Nolte in Berlin, mit der ihm aufgetragenen Anfrage, „ob ich, da der König in Berlin eine allgemeine Lehranstalt zu errichten beschlossen habe, geneigt seyn würde, eine Professur unter gleichen Bedingungen wie in Halle anzunehmen?“ Unter welcher Regierung hätte ich

---

eines mehr als 50jährigen würtembergischen Staatsmannes,“ Heilbronn 1799, ganz überein.

*) S. Beylage Nr. XXII.

lieber leben mögen, als der, deren Schutz und Milde ich so lange erfahren hatte? Auch an alten mir eng verbundenen Freunden hätte es damals in Berlin nicht gefehlt, und an einem neuaufblühenden Institut zu arbeiten, hat immer einen eigenthümlichen Reiz. Aber wie schmerzlich mußte auf der andern Seite die Trennung, nicht allein von der Vaterstadt — denn diese findet man überall wieder wo man wirken kann — aber wohl von Anstalten, denen die Hälfte meines Lebens gewidmet war, und die gerade in dem Augenblick eines, mit den eingetretenen Verhältnissen näher bekannt gewordenen Fürsprechers bedurften. Ich suchte mir indeß Ruhe zu erringen, und verschob die Antwort und den Entschluß, bis ich in Cassel erfahren würde, ob man für Halle etwas bedeutendes zu thun bereit sey. Um so mehr ward die Abreise dahin beschleunigt.

Cassel.

Die zur Organisation des neuen Königreichs bestimmten Staatsräthe und nachmaligen Minister, Siméon für die Justiz, Beugnot für das Innere, Jollivet für die Finanzen, La Grange für das Militair, waren schon in voller Thätigkeit. Ohne alle genaue Kenntniß des aus zehn Ländern zusammengesetzten Königreichs, konnten sie sachkundiger Deutschen nicht entbehren. Desto schlimmer, daß dennoch auch Franzosen, die zum Theil in manchen unentbehr-

lieber leben mögen, als der, deren Schutz und Milde ich so lange erfahren hatte? Auch an alten mir eng verbundenen Freunden hätte es damals in Berlin nicht gefehlt, und an einem neuaufblühenden Institut zu arbeiten, hat immer einen eigenthümlichen Reiz. Aber wie schmerzlich mußte auf der andern Seite die Trennung, nicht allein von der Vaterstadt — denn diese findet man überall wieder wo man wirken kann — aber wohl von Anstalten, denen die Hälfte meines Lebens gewidmet war, und die gerade in dem Augenblick eines, mit den eingetretenen Verhältnissen näher bekannt gewordenen Fürsprechers bedurften. Ich suchte mir indeß Ruhe zu erringen, und verschob die Antwort und den Entschluß, bis ich in Cassel erfahren würde, ob man für Halle etwas bedeutendes zu thun bereit sey. Um so mehr ward die Abreise dahin beschleunigt.

Cassel.

Die zur Organisation des neuen Königreichs bestimmten Staatsräthe und nachmaligen Minister, Siméon für die Justiz, Beugnot für das Innere, Jollivet für die Finanzen, La Grange für das Militair, waren schon in voller Thätigkeit. Ohne alle genaue Kenntniß des aus zehn Ländern zusammengesetzten Königreichs, konnten sie sachkundiger Deutschen nicht entbehren. Desto schlimmer, daß dennoch auch Franzosen, die zum Theil in manchen unentbehr-

lichen Kenntnissen völlig unwissend, angestellt waren, wobey es an Mißgriffen nicht fehlen konnte. Daß die neue Staatsmaschine gleichwohl bald genug in Gang kam, war wenigstens ein Beweis für die glückliche Wahl und die strenge Arbeitsamkeit der Organisatoren.

Zufolge der in Frankfurt vorgefundenen bereits oben erwähnten Einladung des Staatsraths v. Beugnot*), eilte ich unverzüglich zu ihm, und fand ohne Schwierigkeit Gehör. In einem andern Theil des großen Zimmers war auch Herr Siméon im Gespräch mit einem Fremden, ohne daß ich ihn kannte. Hr. von Beugnot hatte zwar unsrer Unterhaltung in Paris nicht vergessen, aber seine Ansichten hatten sich merklich geändert. Ich merkte gar bald, daß er sowohl über unsre Hallischen Institute als über meine Person Nachrichten eingezogen hatte. Waren die letzteren gleich nicht unvortheilhaft für mich, so hielt er sich doch fest überzeugt, daß ich den westphälischen Dienst verlassen würde. „Ich hätte mich — hieß es nun — der besondern Gnade meines Königs zu erfreuen gehabt. Er habe, als er durch Halle gekommen, das Quartier in meinem Hause genommen. Es werde mir an einer Anstellung nicht fehlen. Man werde vielleicht mehr für mich thun, als man hier unter den itzigen Umständen zu thun im Stande sey." Ich erwiederte, daß die Dankbarkeit gegen den König von Preußen in meinem

*) Man findet das Schreiben selbst in der 1sten Hälfte dieser Reise. S. 394.

Herzen unauslöschlich seyn werde; daß ich auch, nach einem bereits in Frankfurt erhaltenen Schreiben, an einem Ruf nicht zweifeln dürfe, daß aber meine Anhänglichkeit an die väterlichen Stiftungen und die Universität Halle eben so unwandelbar sey, und daß ich mich nur von ihnen trennen würde, wenn ich die Hoffnung ihnen nützlich zu bleiben aufgeben müßte.

„Da liegt es! — erwiederte er. — Ich habe mich von allem genau unterrichtet, und meine Meinung von den dortigen Instituten hat sich sehr herabgestimmt. Es ist zu vieles was ihnen entgegensteht. Sie haben keine eignen Fonds. Mit ihrem Geist kann man eben so wenig zufrieden seyn. „Habt ihr nicht — hier fing sich seine natürliche Lebhaftigkeit an noch mehr zu steigern — habt ihr nicht den berühmten Wolf aus Halle vertrieben? — Hat man es nicht bey euch darauf angelegt, durch euer Büchermonopol alle Buchhändler Deutschlands um ihre Nahrung zu bringen? — Sind nicht aus den Schulen eine Menge schlechter Subjecte hervorgegangen? — Wir haben genug Universitäten, genug Schulen im Lande, die eigne Fonds und mehr Verdienst haben.“

Es war nicht schwer eine Antwort zu finden, und zugleich sehr leicht, der Quelle aller dieser Anklagen auf die Spur zu kommen.

„Ich müsse bedauern, erwiederte ich, daß dem Hrn. Staatsrath gerade eine so unzuverlässige Quelle in die Hände gekommen sey. Ich erinnerte mich sehr wohl,

alle diese Angaben in dem bekannten Werk von Mirabeau *) gelesen zu haben, der neben vielem Richtigen eine Menge flüchtig aufgefaßter Gerüchte, ohne alle historische Kritik, niedergeschrieben und über Dinge geurtheilt habe, die er weder gekannt noch untersucht hätte. Was von Wolf gesagt sey, sey zwar in der Hauptsache wahr. Man werde aber wohl gerecht genug seyn, was vor mehr als achtzig Jahren geschehen, nicht für den itzigen Geist der Universität zu halten. Ueber den Bibelverkauf im Waisenhause dürfe man nur alle Buchhändler Deutschlands abhören, ob sie darin die mindeste Kränkung ihrer Rechte gefunden, oder ob es etwa nicht erlaubt sey, nützliche Schriften um die geringsten Preise in Umlauf zu bringen? Daß aber viele Zöglinge der Hallischen Schulen mißrathen wären, dieß möchten sie wohl mit allen Schulen gemein haben. Uebrigens dürfe ich hoffen, man werde auch recht viele Tüchtige im Lande kennen lernen, die unsre Schulen gebildet hätten."

Herr Siméon hatte indeß den Fremden entlassen und mischte sich, nachdem ich ihm genannt war, in das Gespräch. Eine Landkarte lag auf dem Tisch. „Sehen Sie selbst, äußerte Hr. v. Beugnot, indem er darauf hinwies, ob in einem so beschränkten Reich fünf hohe Schulen bestehen können?" — „Wenn wir — erwiederte der ruhigere Mann — die

*) Mirabeau la Monarchie prussienne. Deutsch: v. Mauvillon. 1—4. Bd. 1793 ff.

Mittel finden sie zu erhalten — warum nicht? Die Universitäten sind der Heerd der Gelehrsamkeit, und je mehr Gelehrsamkeit im Lande, desto besser für das Land. Es kommt nicht auf die Menge der Studirenden an. Je mehr Lehrstühle vorhanden sind, desto mehr gute Köpfe werden darauf Aussicht haben, und sich bestreben sie auszufüllen."

Dieß war doch wenigstens wieder ein Wort, an dem sich die durch jene Anklagen so niedergeschlagne Hoffnung wieder aufrichten konnte. Ich will nicht wiederholen, was ich zur Unterstützung dieser liberalen Ansicht und für unsre eignen Angelegenheiten sagte. Es konnte nur dasselbe seyn, was in dem bereits in Paris übergebenen Memoire enthalten ist *).

Uebrigens erweckten zwar die Gesinnungen und Aeußerungen beyder Männer bey dem Abschiede Vertrauen; aber die Aussichten wurden doch nicht heller. Man versprach zu thun was möglich sey. Mir empfahl man reiflich zu überlegen, ob ich im Lande bleiben oder was man doch für das wahrscheinlichste halten müsse, es verlassen werde, und worüber man Nachricht erwarten wolle. Man wies mich endlich auf die bald zu hoffende Ankunft des jungen Königs, die mir im Fall des Bleibens Gelegenheit geben würde, wieder selbst nach Cassel zu kommen. Daß übrigens meine Vorstellung, was aus Halle werden würde, wenn man ihm einen so

*) Man findet es in der 1sten Hälfte der Reise S. 415.

bedeutenden Theil seiner Erwerbsquellen entzöge, nicht ganz ohne Wirkung geblieben war, bewiesen die bald hernach an die französische Intendantur eingehenden Aufforderungen, über diesen Gegenstand Bericht zu erstatten. Für mich war in diesem Augenblick nichts zu thun übrig. Noch war der Ausgang nicht zu berechnen, und wohl selbst denen ungewiß, die am nächsten am Ruder saßen. So beeilte ich die Abreise mit einem zwischen Fürchten und Hoffen getheilten Herzen.

Die Rückkehr.

Einen Abend, reich an vielfach schönen Erinnerungen aus früher Jugendzeit, gewährte mir auf meiner Durchreise in Eisenach, das Wiedersehn zweyer meiner ältesten Schulfreunde, itzt sehr hochverdienter Männer, des Canzlers und seines Oheims, des Geheimderath und Consistorialpräsidenten Thon*). Unser Lebensweg hatte sich zwar in verschiedenen Richtungen, aber doch in manchen Beziehungen nicht unähnlich, durch gute und böse Tage fortgewunden. Die gegenseitige Theilnahme, die sich oft auch nach den engsten Schulfreundschaften so leicht verliert, war unter uns von Zeit zu Zeit durch briefliche und per-

*) Letzterer ist Verf. der trefflichen Beschreibung der Wartburg, von der so eben die 4te Ausg. erschienen ist. Alle Besucher dieses in alter und neuer Zeit so merkwürdigen Bergschlosses, sollten sich dadurch auf die Ansicht vorbereiten, oder doch nachher über das Gesehene belehren.

bedeutenden Theil seiner Erwerbsquellen entzöge, nicht ganz ohne Wirkung geblieben war, bewiesen die bald hernach an die französische Intendantur eingehenden Aufforderungen, über diesen Gegenstand Bericht zu erstatten. Für mich war in diesem Augenblick nichts zu thun übrig. Noch war der Ausgang nicht zu berechnen, und wohl selbst denen ungewiß, die am nächsten am Ruder saßen. So beeilte ich die Abreise mit einem zwischen Fürchten und Hoffen getheilten Herzen.

Die Rückkehr.

Einen Abend, reich an vielfach schönen Erinnerungen aus früher Jugendzeit, gewährte mir auf meiner Durchreise in Eisenach, das Wiedersehn zweyer meiner ältesten Schulfreunde, itzt sehr hochverdienter Männer, des Canzlers und seines Oheims, des Geheimderath und Consistorialpräsidenten Thon*). Unser Lebensweg hatte sich zwar in verschiedenen Richtungen, aber doch in manchen Beziehungen nicht unähnlich, durch gute und böse Tage fortgewunden. Die gegenseitige Theilnahme, die sich oft auch nach den engsten Schulfreundschaften so leicht verliert, war unter uns von Zeit zu Zeit durch briefliche und per-

*) Letzterer ist Verf. der trefflichen Beschreibung der Wartburg, von der so eben die 4te Ausg. erschienen ist. Alle Besucher dieses in alter und neuer Zeit so merkwürdigen Bergschlosses, sollten sich dadurch auf die Ansicht vorbereiten, oder doch nachher über das Gesehene belehren.

sönliche Berührungen wieder belebt, und der Rückblick auf das Jugendleben bot einen so reichen Stoff, daß auch dießmal die Stunden des Wiedersehens nur zu schnell verschwanden. Wie gern hätte man sie gegenseitig verlängert! Aber je näher Halle desto größer die Sehnsucht! Ich eilte schnell durch Gotha, Erfurt und Weimar, so viel Einladendes jede dieser Städte unter andern Umständen gehabt hätte; besonders Gotha, durch einen dritten gleichzeitigen Schulfreund, den verehrten, wie den freundlichen Musen so auch der Freundschaft stets treu gebliebenen Minister Vanderbeck.

In Naumburg harrte schon meiner Ankunft ein theurer Verwandter, damals noch als benachbarter Landprediger, itzt Generalsuperintendent in Eisenach, D. Nebe, an dessen so glücklicher Bildung ich näheren Antheil gehabt hatte, und der sich fortdauernd durch ein anerkannt vielseitiges und kräftiges Wirken für Kirche und Schule eben so viel Achtung als Verdienst erwirbt. Von ihm begleitet trat ich, am 9. October in stiller Abendstunde in den tief gerührten Kreis der Meinigen ein. Thränen wehmüthiger Freude erstickten die Worte. Für das, was das Innerste der Herzen in solchen Augenblicken bewegt, wenn der Sturm vorüber, der Hafen erreicht, der Hausvater geborgen ist, und wieder Weib und Kind an das Herz drückt, hat die Sprache keinen Ausdruck.

III.

Actenmäßiger Bericht

über

die Lage der Stadt Halle

und meine eigne

seit

meiner Rückkehr aus Frankreich

bis zur

Wiederherstellung der Universität.

Nunc meminisse juvat.

So sehr ich mich der Theilnahme meiner Mitbürger über meine glückliche Rückkehr zu erfreuen hatte, so war doch die Stimmung seit dem Eintritt der neuen Regierung nichts weniger als froher geworden. Alle Cassen waren durch die kaum zu erschwingende Contribution von 38,000 Rthlr. erschöpft. Die Ausgaben für die Lazarethe, so wie für die französische Commandantur und Intendantur, welche letztere seit dem October 1806 bis zum Februar des Jahres 1808 die meisten Zimmer meines Hauses einnahm, und meine Familie nöthigte im Pädagogium zu wohnen, dauerten fort. Die Gehalte der Professoren und Beamten waren seit der Occupation nicht mehr ausgezahlt, und diese befanden sich um so mehr in der größten Verlegenheit, da sich noch gar nicht absehen ließ, ob und wie man, bey dem Mißtrauen gegen sie sich ferner ihres Dienstes bedienen werde. Die nach Memel deputirten Professoren Schmalz und Froriep, hatten zwar ein sehr huldreiches Königl. Antwortschreiben zurückgebracht, das jedoch nur Einigen zu einer Anstellung bey der in Berlin zu errichtenden Lehranstalt Hoffnung machte *). Sie selbst verließen Halle bald, und früher noch Wolf und Schleiermacher.

*) Man findet es in der Beylage Nr. XXIII.

Die seit dem September organisirende Regierung der vier französischen Staatsräthe in Cassel (la Regence), schien zwar gegen Halle nicht, wie man fürchtete, feindlich gesinnt, forderte vielmehr bald Vorschläge, wie der Stadt aufzuhelfen sey. Auch waren meine Vorstellungen von der traurigen Lage der Professoren nicht ohne Erfolg geblieben. Noch im December erschien ein Decret, wonach die Gehalte vom October an wieder ausgezahlt werden durften. Daneben aber ließ doch die zweifelhafte Sprache, in welcher von der Wiederherstellung der Universität gesprochen wurde, noch immer mehr fürchten als hoffen. Ueberhaupt aber ward der Schmerz über die Trennung von Preußen immer lebhafter empfunden, je deutlicher aus vielen Maaßregeln hervorging, daß auch der neue Regent nur unter dem Einfluß Napoleons regieren, daß französischer Geist, daß ungewohnte französische Formen, alles aus seinen Fugen rücken, und nur zu bald überall die Oberhand gewinnen würden.

Es war indeß von Seiten des akademischen Senats nichts versäumt, um den Organisatoren die hohe Wichtigkeit, sowohl der höheren Lehranstalten als der Frankischen Stiftungen, ins Licht zu setzen. Der Geheimderath Eberhard hatte eine vortreffliche Vorstellung verfaßt, welche sich nicht minder durch Bündigkeit und Klarheit, als durch die Sprache, deren er so sehr auch im Französischen mächtig war, auszeichnete. Auch ließen ihr die Minister in einem Antwortschreiben

an den Intendanten Clarac, der selbst ein sehr thätiger Fürsprecher der Stadt war, alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie schrieben:

„Nous avons lu avec beaucoup d'attention le Memoire de Messieurs les Professeurs de la ville de Halle. — Nous ne pouvons qu'approuver les bonnes intentions, dans les quelles il a été redigé. Les vues judicieuses et les projets d'amélioration qui y sont indiqués, nous ont paru fort sages, et nous nous empresserons de le mettre sous les yeux de S. Majesté aussitôt son arrivée. La reputation et l'éclat d'un établissement si important, ne peuvent manquer d'interesser ce Prince en sa faveur."

Dagegen sprachen doch einige Privatschreiben, sowohl des Hrn. v. Beugnot *), als des Hrn. Moßdorf, eines sehr würdigen deutschen Mannes, der in den Büreaus der Organisatoren arbeitete, noch immer sehr unbestimmt. Nachdem er mir seinen Wunsch, daß ich Halle nicht verlassen möchte, in sehr verbindlichen Ausdrücken mitgetheilt hatte, fuhr er fort:

„Uebrigens sage ich Ihnen unverholen, daß das künftige Schicksal der dortigen Universität um so ungewisser zu seyn scheint, als sie nun einmal ein gewisses Vorurtheil gegen sich hat. Die provisorische Regierung selbst will ihre Aufhebung nicht. Allein wird sie der König nicht ohne weiteres befehlen? Einmal, weil sein Bruder Ursach zu haben glaubt, gerade mit Halle unzufrieden zu seyn, und

*) S. das Original in der Beylage Nr. XXV. Auch darin ward Gehalt und Sprache jenes Memoirs gepriesen.

zweytens, weil man, da man nicht alle Universitäten beybehalten kann, dem Könige rathen wird, mit Aufhebung derjenigen den Anfang zu machen, welche schon seit langer Zeit nicht sehr frequentirt wurden, oder welche, wie das seit der bekannten Katastrophe mit Halle der Fall ist, schon ihrer Auflösung nahe gekommen sind. Ganz anders ist es mit den eigentlichen Schul- und Erziehungs-Anstalten. Man kann deren, meiner Meinung nach, nie zu viele in einem Reiche haben, so beschränkt auch seine Gränzen seyn mögen. Wenn Sie daher, selbst im Falle der Aufhebung der dortigen Universität, bloß mit Beybehaltung der Ihnen bisher anvertraut gewesenen Direction der übrigen Unterrichts- und Schulanstalten ein sorgenfreyes Leben Sich versprechen können, o so bleiben Sie doch ja in Ihrem Vaterlande. Alle gutdenkende Westphälinger werden Sie wegen dieses Entschlusses und wegen Ihrer Aufopferung glänzenderer Aussichten dankbar segnen. Rechnen Sie übrigens zutrauensvoll auf die Unterstützung des Herrn v. Beugnot und seiner Collegen, die jedes Verdienst zu schätzen wissen."

Man wird es begreiflich finden, daß bey dieser Unentschiedenheit auch der Entschluß über meine eigne künftige Lage vertagt werden mußte. Indeß hatte ich nicht gesäumt, S. M. dem Könige von Preußen meine tief gefühlte Dankbarkeit für die mir schon in Frankfurt zugekommene Einladung nach Berlin auszudrücken, zugleich aber auch um Frist für meine letzte Erklärung zu bitten, da es für den Augenblick scheine, als könne ich für die hiesigen Anstalten nützlicher in Halle, als an jedem andern Ort thätig seyn. Hierauf erhielt ich folgendes höchst gnädige Kabinetsschreiben:

Hochehrwürdiger Rath, besonders lieber Getreuer! Auf Euer Schreiben vom 10. v. M. bezeuge ich Euch meine herzliche Theilnahme an der Rückkehr aus Eurem ehrenvollen Exil nach Halle, und lasse zugleich den angeführten Bewegungsgründen für die Suspension Eures Entschlusses, über die an Euch ergangene Aufforderung nach Berlin zu der neu zu errichtenden Lehranstalt zu kommen, vollkommne Gerechtigkeit widerfahren. Ich bewillige daher auch gern Euren Antrag, die Euch verliehene Stelle bey dem Oberconsistorio und Oberschulcollegio, auf so lange als die Umstände es gestatten, unbesetzt zu lassen, und versichre dabey den Frankischen Stiftungen meine immerwährende Theilnahme. Ich verbleibe Euer gnädiger König.

Memel, den 7. Nov. 1807.

Friedrich Wilhelm.

Wie viel ruhiger konnte ich itzt der Zukunft entgegensehn, und die Winke erwarten, welche die göttliche Vorsehung mir durch den Ausgang dessen geben würde, was itzt noch im Dunkel lag. Auch fehlte es nicht an Beschäftigung. Der an die neuen Behörden zu erstattenden Berichte, der anzufertigenden Tableaus und Etats war kein Ende, und der zu solchem Zweck ungewohnte Gebrauch der französischen Sprache erschwerte die Arbeit.

Indeß kam die Zeit immer näher, wo die provisorische Verwaltung durch die Ankunft des Königs

Hieronymus eine bestimmte Richtung erhalten und die neue Constitution ins Leben treten sollte. Er traf am 8. December in Cassel ein. Die Huldigung durch Deputirte aus allen Provinzen und Ständen ward vorläufig auf den 20sten angeordnet. Dem erhaltenen Befehl gemäß, veranlaßte der Intendant Clarac die Wahl. Der akademische Senat beauftragte den Geh. Rath Eberhard und mich, und da ersterer zurücktrat, Hrn. Prof. Voigtel. Auch der Oberbergrath und Prof. Reil schloß sich an uns an, um wo möglich seine Ideen über eine bessere Organisation des gesammten Medicinalwesens geltend zu machen.

Wir kamen, da der Termin bis zum ersten Januar verschoben ward, zu früh an. Doch ging die Zwischenzeit nicht ganz verloren. Die Minister gaben in den Abendstunden Assembléen, und die Deputirten waren für immer zur Theilnahme eingeladen. Hier hatte man oft Gelegenheit, die Angelegenheiten der Stadt zur Sprache zu bringen. Am häufigsten sahen wir die Herren Siméon und Beugnot in denselben Zimmern. In dem ersteren erblickten wir den ausgesprochensten Charakter eines echten, in der alten Ordnung der Dinge aufgewachsenen französischen Rechtsgelehrten und Staatsmannes. Er sprach stets höchst ruhig, besonnen, kalt ohne abzuschrecken, bestimmt ohne eigensinnig auf seiner Meinung zu beharren, billig auch gegen ihm fremde Ansichten, durch Einfachheit und Zuverlässigkeit Vertrauen erweckend. Herrn

v. Beugnot kennt man schon aus meiner frühern Beschreibung. (1ste Hälfte S. 387 ff.) Es war interessant in Beyden den Contrast der Ruhe und der Lebendigkeit wahrzunehmen; zu sehen, wie zuweilen die fast kolossale Gestalt, mit dem mehr kleinen, gedrungenen, schon sichtbar alternden Collegen, im lebhaftesten Gespräch begriffen, daherschritt. Seine Sprache war fast immer rednerisch; gegen Einige voll ministerieller Vornehmheit, gegen Andre in belobenden Phrasen beynahe verschwenderisch. Auch an sonderbaren Mißverständnissen fehlte es bey diesen Assembléen nicht. Denn die französischen Bedienten schrieen den Namen jedes Ankommenden in den Saal hinein, und da sie sich schwer in die Aussprache finden konnten, so gab es bey ähnlich klingenden, wie Campe, Kant, Franke, selbst bey den Ministern, die mit der deutschen Literargeschichte wenig bekannt waren, manche wunderliche anachronistische Verwechslungen der Personen.

Herr v. Beugnot gedachte mehr als einmal unsrer ersten Bekanntschaft. Nous avons disputé a Paris — wiederholte er oft; — und dann fand sich immer sehr bald ein Uebergang zu wissenschaftlichen Gesprächen. Man konnte eine große Universalität der Kenntnisse in dem Manne nicht verkennen, der gewiß im französischen Sinne recht classisch gebildet war. Joh. v. Müller, freylich leicht von dem ersten Eindruck ergriffen, schrieb sogar an den berühmten Orientalisten v. Hammer in Wien: „Eilf Cahiers Ihrer Tausend

und Einer Nacht werden von dem bey weitem gelehrtesten und genialsten Manne in diesem Lande, mit dem größten Enthusiasmus gelesen. Es ist der französische Staatsrath und einstweilige Finanzminister v. Beugnot."

Am wenigsten Geschmack konnte er dem gelehrten Studium der Theologie abgewinnen, was oft zwischen uns zu lebhaften Debatten Anlaß gab. Besonders schien er sich von der Dogmatik die sonderbarsten Vorstellungen zu machen und — da er es immer sehr wohl mit mir meinte — so ermahnte er mich auch, dieser unnützen Beschäftigung zu entsagen und mich auf Moral und Erziehungslehre zu beschränken. Als ich ihm aber bemerklich machte, daß gerade die recht getriebne Dogmatik, schon als eine Geschichte des menschlichen Geistes, in seinen Richtungen auf die wichtigsten und erhabensten Gegenstände alles Denkens und Forschens, ein nicht geringes Interesse habe, nahm er die Idee mit einigem Beyfall auf, und versprach sie weiter ins Auge zu fassen.

Der Werth beyder Organisatoren ist auch der itzigen Regierung nicht entgangen, wie sie denn auch wohl Beyde im Herzen immer mehr royalistisch gesinnt waren.

Ich habe so eben des berühmten Schweizers J. v. Müllers gedacht. Er war fast gleichzeitig mit uns in Cassel angekommen. Nach dem Unglück Preußens hatte er Berlin, wo ihn Napoleon kennen gelernt, verlassen, um einen Ruf nach Tübingen zu folgen.

Noch auf der Reise traf ihn eine Einladung des Kaisers nach Paris, und er ward dadurch bestimmt, den Posten eines Minister-Staatssecretairs in westphälischen Diensten anzunehmen — die unglücklichste Wahl für einen Gelehrten, der zu solchen Geschäften am allerwenigsten geeignet war, dieß auch bald genug selbst fühlte, und jene Stelle mit der Generaldirection des öffentlichen Unterrichts vertauschte. Es war wohl natürlich, daß ich, nachdem mir die Gesinnungen der neuen Regierung gegen mich bekannt wurden, und der Kampf des Bleibens oder Scheidens täglich zunahm, nicht unterließ, mir den Rath eines solchen Mannes zu erbitten. Was ein so bedeutender Zeitgenoß darüber urtheilte, aus welchem Gesichtspunct ihm überhaupt die damalige Zeit und die nächste Zukunft erschien, — dieß aus seiner Antwort zu erfahren, wird, auch abgesehen von dem Eindruck den sie auf mich machen mußte, nicht ohne Interesse seyn.

„Niemand — schrieb er mir noch denselben Abend — fühlt Ihren Kampf mehr als ich — und dieß aus eigner Erfahrung. Was ich als westphälischer Minister zu sagen hätte, müssen Sie längst von Andern — namentlich von Ihrem und meinem Freunde Herrn v. Dohm — gehört haben. Was Müller aber Niemeyern sagen würde, ist: daß gewiß Achtung und Liebe Ihnen auf beyden Wegen entgegenkommen werde; daß aber, wenn die herrlichen Institute in Halle perenniren sollen, Sie zunächst da bleiben

müssen — und dann soll auch wohl A. H. Frankens Segen zum guten Theil auf Ihnen ruhen. Sodann, daß bey aller Verehrung und herzlicher Anhänglichkeit für Preußens unglücklichen Regenten, doch itzt Preußen nicht anders betrachtet werden kann, als ein gelähmter Staat, dessen Herstellung wir nicht erleben dürften; daß, wie Sie selbst wissen, von den Gemüthern in Westphalen Ihnen doch eine große Zahl, und die Besten, ergeben sind. Mit einem Wort aber: Urtheilen Sie selbst! Es giebt Lagen, worüber keine fremde Stimme entscheiden kann. Persönlich möchte ich Ihnen aus dem 37sten Psalm zurufen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! wie bisher. Aber ich fühle auch was es Ihrem Herzen kosten wird. Was wird es ihm aber auch kosten, wenn Waisenhaus und Pädagogium und Universität sinken, und Sie dann das Bewußtseyn zu haben glauben werden, Sie hätten zu ihrer Rettung etwas beytragen können. Der Geist Gottes über Sie!

Ihr Freund J. v. Müller."

Man wird bemerken, daß er der Universität nur wenig erwähnte. So gern er alle gelehrte Institute erhalten hätte, wie seine Briefe aus jener Zeit deutlich beweisen *); so sehr es sein Gram war, vielleicht bald eins nach dem andern aufgelöst zu sehen, so nahm ich doch in späteren Unterhaltungen mit ihm deut-

*) S. im 7. Th. seiner Werke die Briefe a. den J. 1807 u. 1808.

lich wahr, daß ihm jede andre Universität, daß ihm besonders Göttingen und Helmstädt näher lagen als die arme Friederike, wie er sich in einem jener Briefe an seinen Bruder ausdrückt, und daß ihm namentlich in der theologischen Facultät das Treiben und die Anwendung der historischen Kritik auf die ältesten biblischen Schriften — befremdend genug in einem Historiker! — fast anstößig war. Ungleich mehr Theil nahm er an den Frankischen Anstalten, von denen er, ohne sie noch gesehen zu haben, so wie von ihrem Stifter mit Begeisterung sprach.

Kaum hatte ich dieß Schreiben erhalten, auch durch Hrn. Staatsrath v. Dohm erfahren, daß die Stimmung für Halle mit jedem Tage besser werde, als zu der von mehreren adligen Deputirten erbetnen Audienz der 21. December von dem König bestimmt wurde. Weder den Deputirten der Universität noch den übrigen bürgerlichen Standes war die Nachricht davon zugekommen, vermuthlich weil der Adel geglaubt hatte, daß er allein courfähig sey. So erfuhren wir die Präsentation erst nachdem sie vorüber war. Abends bey der Assemblée erkundigte sich Herr v. Beugnot nach unsrer Aufnahme bey dem Könige, und war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß man uns nichts gemeldet habe. „Wie — rief er aus — die Universitäten keine Audienz? Wenn in Paris die Universität zum König geht, so öffnen sich den Deputirten die Flügelthüren, und sie werden mit der

größten Auszeichnung empfangen." Dann suchte er voll Unwillen Hrn. Siméon auf, ging wieder stark bewegt mit ihm auf und ab, erzählte ihm was er gehört, worauf Beyde zu uns mit der Versicherung zurückkehrten, daß wir Tags darauf das Nähere erfahren sollten.

Und so geschah es! Durch den Grafen v. Blumenthal wurden wir auf den 23sten um zwey Uhr auf das Schloß zur Audienz beschieden. Hier empfing uns der Königl. Oberkammerherr, meldete uns, daß der König das Saaldepartement und namentlich die Deputirten der Universität Halle zuerst sprechen wolle, empfahl mir auch, sogleich das Wort zu nehmen. Bald bildete sich ein großer Halbkreis. Wir erhielten unsre Plätze nah an der Thür der königlichen Gemächer. Als der Huissier das bey der Ankunft des Königs bey den Franzosen übliche Le Roi! ausgerufen hatte, erschien er selbst. Wir wurden ihm zuerst vorgestellt und genannt. Ich sprach, mehr auf eine Antwort als eine Anrede vorbereitet, wie es mir der Augenblick eingab, nach den gewöhnlichen Glückwünschungsformeln, „von den Hoffnungen der Stadt, in ihm den Beschützer und den Wiederhersteller einer hohen Schule verehren zu dürfen, die sich von jeher durch Patriotismus und Anhänglichkeit an ihre Regenten ausgezeichnet habe, wie denn auch, was im Lauf des Krieges habe mißfallen können, nur aus dieser Quelle geflossen sey."

Mit großer Aufmerksamkeit ward dieß und was ich sonst noch hinzufügte angehört. Dann erwiederte

der König: „Man habe allerdings Ursach gehabt, mit den Studirenden unzufrieden zu seyn. Er selbst sey davon bey seiner Anwesenheit in Halle Zeuge gewesen. Er kenne aber die Verdienste, welche die Lehrer der Universität sich seit langer Zeit um die Wissenschaften erworben, und sey entschlossen, in seinem Reich alles was diesen Zweck befördere, zu beschützen und aufzumuntern. Die einzige Bestimmung der Lehrer und der Studirenden müsse nur nie aus den Augen verloren werden; es müsse alle Einmischungen in das Politische fern von ihnen bleiben. Er traue uns zu, daß wir in diesem Geiste lehren und wirken und so dem Vaterlande geschickte und treue Bürger erziehen würden. Er werde daher gern der Protector der Universität Halle seyn, auch alle ihre Privilegien, so weit sie mit der Constitution verträglich wären, nicht nur erhalten, sondern selbst vermehren."

So ging eine fast aufgegebene Hoffnung in Erfüllung, und unsre ersten Berichte in die Vaterstadt konnten so viele Verzagende aufrichten. Ich sage nichts von den getheilten Empfindungen, welche in jener entscheidenden Stunde mich und meine Freunde durchdrangen.

Der Zwischenraum bis zum Tage der Huldigung, ging, sowohl bey der freundlichen Theilnahme an der errungenen Wiederherstellung der alma mater, von Seiten Aller die es wohl mit Halle meinten, als in dem Umgange mancher wohlwollenden Familien, unter denen ich die des sel. Pred. Götz, in dessen Hause wir wohnten,

und des Hrn. Gen. Sup. Rommel aufs dankbarste gedenke, schnell und angenehm genug vorüber. Auch fehlte es nicht an häufigen Berührungen mit mehreren geistreichen Männern, wie Coninx, Blum aus Hildesheim, des Abt Henke*) u. m. A. Die Abend- und Morgenstunden verkürzten mir und meinem heitern, und so theilnehmend-geselligen Mitdeputirten Hn. Prof. Voigtel, die gegenseitigen Mittheilungen über das was jeder gesehn und gehört hatte. Schwer aber gewöhnte sich unser Auge und Herz an das neue Wesen, den prunkenden Glanz des Hofes, und den absprechenden Ton so vieler französischen Ankömmlinge, die auf Kosten der Deutschen ihr Glück machen wollten und machten.

An meinem Entschluß und meiner künftigen Stellung nahm unter den höheren Beamten niemand mehr Antheil und war offner gegen mich, als der verewigte Staatsrath v. Dohm, der, wenn seine deutsche Einfachheit den Fremden mehr angesprochen hätte, eben so sehr geschickt als bereit gewesen wäre, für die Angelegenheiten der Universitäten zu wirken.

Am Morgen des Huldigungstages, den 1sten Januar 1808, erschien bald nach Mitternacht vor mei-

*) Die Verfasser der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des sel. Henke“ haben es (S. 99.) nicht unbemerkt gelassen, daß es mir gelang, diesen trefflichen Mann durch das von Halle übersandte Eberhardsche Memoire (s. ob. S. 484.) zu überzeugen, wie grundlos man uns im Verdacht gehabt, als wollten wir Halle auf den Ruinen andrer Universitäten, namentlich Helmstädts, wieder aufrichten, da im Gegentheil für die Erhaltung aller und namentlich dieser darin auf das kräftigste gesprochen war.

meinem Bette — zwar Gottlob! kein Militair par ordre de l'empereur wie am 18. May 1807 — wohl aber ein höflicher Secretair des Herrn Siméon, mit der Aufforderung, mich früh um sechs Uhr bey dem Minister einzufinden. „Daneben, sagte er, wünscht dieser zu wissen, ob die Fahne, welche den Halloren bey Regierungsveränderungen geschenkt werde, gemahlt oder gestickt seyn müsse, um sie noch schleunigst anfertigen zu lassen, da man auf ihre Ankunft ein besondres Gewicht lege*).

Der Minister empfing mich nach seiner Weise sehr wohlwollend, und machte mir mit wenigen Worten, wie er immer die Kürze liebte, bekannt, „daß mich der König, im Fall meiner Zustimmung, zum Canzler der wiederhergestellten Universität, und um mehr Einheit in die Verwaltung zu bringen, zum beständigen Rector mit einer sehr bedeutenden Gehaltsvermehrung ernannt habe." Dann aber ging auch er sogleich auf die Wendischen Ankömmlinge über, fast verlegen wie man sich gegen sie zu benehmen, wie man sie durch das große Gedräng in den Huldigungssaal bringen werde, worüber ich ihn denn

*) An demselben Tage wurde im Westphäl. Moniteur Nr. III. ihre Erscheinung als eine der Merkwürdigkeiten bey der Huldigungsfeyer erwähnt. „Auch sind — hieß es — deputés du *Harz*, (statt Halle) enfans des anciens Vandales, qui ont traversé les siècles avec la simplicité des moeurs et presque le costume de leurs peres, angekommen." Manche anwesende Pfänner wollte es doch ein wenig befremden, daß ihre Lohnarbeiter die Aufmerksamkeit so viel mehr als sie selbst auf sich zogen.

bald beruhigen und versichern konnte, daß dieß, da sie nicht schüchtern wären, und bey ihrer nationalen Furchtlosigkeit keine Schwierigkeit haben werde.

Ich glaubte unter diesen Umständen in einer so unerwartet schnellen Wendung, und bey dem so nahen Antheil, den ich an der neuen Ordnung der Dinge zu nehmen aufgefordert wurde, den ruhig erwarteten Wink der Vorsehung über meine nächste Bestimmung nicht mehr verkennen zu dürfen, und da ich, nach dem Kabinetsschreiben meines bisherigen Monarchen, von Seiner Seite keine Mißbilligung des Beharrens auf meinem Posten zu fürchten hatte, auch der Wunsch so vieler mit mir eng Verbundener dadurch in Erfüllung ging, so nahm ich getrost an was mir angetragen ward. Die Bekanntmachung der Wiederherstellung der Universität durch die öffentlichen Blätter ward unverzüglich bewilligt, dem Senat die frohe Nachricht sogleich mitgetheilt, und nach wenigen Tagen die Rückreise angetreten. Nicht ohne dankbare Rührung kann ich der Aufnahme in Halle, und vorzüglich von denen gedenken, deren Jahre und Verdienste ältere Ansprüche an den mir übertragenen Geschäftskreis machen konnten. In der That rechneten sie mir zu hoch an, was doch nur Schuldigkeit gewesen war, und was jeder von ihnen, wenn ihn die Umstände und Verhältnisse — ich möchte selbst sagen, das anfängliche widrige Schicksal — eben so wie mich begünstigt hätten, für die allgemeine Sache gethan haben würde, mit der ja ohnehin das persönliche Interesse so nahe zusammenhing.

Dem vollständigen Bericht, welchen ich dem von Memel nach Königsberg zurückgekehrten Monarchen über die Lage von Halle und meine eigne erstattete, und worin ich zugleich um meine Entlassung bat, war ein halboffizielles Schreiben, des in jener Zeit für den preuß. Staat so kräftig und wohlthätig wirkenden Ministers v. Stein begegnet. Es enthielt die Geneigtheit S. M. des Königs, „mir eine Stellung in dem geistlichen und im Schuldepartement anvertrauen zu wollen, die mir den weitesten Wirkungskreis eröffnen würde." Dieß wäre wohl geeignet gewesen, mich den gefaßten Entschluß bereuen zu lassen. Aber so schwer der innere Kampf mit mir selbst und manchen meiner Umgebung auch war — nach ruhiger Ueberlegung hielt ich es itzt für unrecht, einer Regierung, die dem kaum auf freyen Fuß Gesetzten mit solchem Vertrauen entgegen gekommen war, das nur eben gegebne Wort zu brechen. Daneben berechnete ich die sehr schwierigen Verhältnisse, in welche ich mit älteren, in Geschäften weit erfahrneren und sehr verdienten Staatsdienern hätte treten müssen; prüfte meine Kräfte; überlegte, daß das unvermeidliche Uebermaaß von Arbeiten, an welche ich nie gewöhnt war, mich von aller literarischen Thätigkeit zurückbringen würde; brachte endlich auch in Anschlag, daß die nunmehrige Entfernung von Halle, den Instituten für die kaum ein neues Interesse gewonnen war, leicht nachtheilig werden dürfte. Im tiefsten mit Wehmuth gemischten Gefühl der Dankbarkeit, eröffnete ich dieß dem hochver-

ehrten Minister, wohl ahndend, daß ich, bey seiner patriotischen Stimmung gegen alles was mit französischen Wesen zusammenhing, seinem Mißfallen durch die Ablehnung eines so ehrenvollen Antrags im ersten Augenblick schwerlich würde entgehen können. Mein Schreiben blieb, wie zu erwarten war, ohne Antwort *).

Um so beruhigender war das K. Kabinetsschreiben, und zugleich das beste Mittel, mich über alle unfreundliche Urtheile, die jenseit der Elbe über den Uebertritt in den westphäl. Dienst gefällt wurden, und selbst sehr theure Freunde kalt gegen mich machten, zu trösten.

H. N. l. G. Ich lasse den Beweggründen, welche Euch nach Eurem Schreiben vom 1sten d. bestimmt haben in die Dienste des Königs von Westphalen zu treten, vollkommne Gerechtigkeit widerfahren und wünsche Euch Glück zu den bey dem neuen Landesherrn zum Besten der Fränkischen Stiftungen und der Universität ausgewirkten Beschlüssen. Zugleich bewillige ich die erbetne Entlassung aus meinen Diensten und versichre Euch dabey, daß ich dessen ungeachtet an Eurem fernern Schicksal und an dem Gelingen Eurer rühmlichen Anstrengungen zum Besten der Menschheit den wärmsten Antheil nehmen werde als Euer gnädiger König. Königsberg, den 27. Januar 1808.

Friedrich Wilhelm.

*) In einem späteren Gespräch in Leipzig, nach der großen Völkerschlacht, schien auch Hr. v. Stein mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In gleichem Sinn erhielt ich bald mehrere Zuschriften höchst achtbarer Männer aus dem preußischen Staate, unter welchen ich ein etwas später eingegangnes von dem damaligen Chef des geistlichen Departements Minister v. Massow, um so mehr zu erwähnen mir zur Pflicht mache, je mehr Proben des ausgezeichneten Vertrauens ich während seines ganzen Ministeriums, von diesem stets das Beste wollenden, höchst redlichen Staatsdiener erhalten habe, den nur das Unglück und die Verhältnisse der Zeit aus seinem Posten entfernen konnten *).

Es wäre Ungerechtigkeit und Undank, wenn ich verschweigen wollte, daß die westphälische Regierung sowohl die Universität, als besonders auch die Frankischen Stiftungen, bis in das Jahr 1812 mit vieler Liberalität behandelte. Die letzteren hatten dieß gewiß dem hohen Interesse zu danken, welches der preußische Monarch stets an ihnen genommen hatte, und, nach der Erschöpfung so mancher vormaligen Hülfsquellen, recht eigentlich ihr Erhalter geworden war. Ich unterließ nicht, dieß bey allen Gelegenheiten durch den Abdruck der darüber erlassenen Kabinetsordern, den neuen Ministerien, und als der König im

*) Ich hatte, als der Minister v. Massow, so wie der von seinem König so hoch geachtete Minister von der Recke, der Verhältnisse wegen aus dem Ministerio traten, dem Ersteren, als meinem vormaligen Chef, der auch während der Deportation so thätig für mich zu wirken versucht hatte, meine neue Lage gemeldet, und ihm zugleich mein Bedauern über die seinige bezeugt. Seine treffliche Antwort findet man unter den Beylagen Nr. XXVI.

J. 1808 die Anstalten besuchte, Ihm selbst bemerklich zu machen, worauf ich von Ihm die Antwort erhielt: „Er achte die Dankbarkeit gegen unsern vorigen Wohlthäter und werde nicht hinter demselben zurückbleiben.“ Ob es aber dem kleinen, durch die großen darauf angewiesenen Donationen so beschränkten Staat möglich gewesen seyn würde, auf lange Zeit Wort zu halten, ist sehr zu bezweifeln.

Was ich in den nächsten sechs ruhigeren Jahren Freudiges und Schmerzliches erlebt, mit welchen Schwierigkeiten der Kampf zu bestehen, wie viel Mißtrauen von Seiten der Deutschen und der Französischgesinnten zu überwinden war — davon zu reden, liegt außer den Gränzen dieser Schrift. Auch bey und nach der Rückkehr unter den preußischen Scepter, fehlte es nicht an Gelegenheit, sowohl von mißverstandenem Patriotismus, als von der Beweglichkeit menschlicher Gemüther, und dem augenblicklichen Vergessen bisheriger Verhältnisse, sobald man an Gunst und Einfluß zu gewinnen hoffte, manche sehr unerwartete Erfahrungen zu machen. Doch auch dieß ist überstanden. Ich habe unendlich mehr Ursach zu danken als zu klagen, und da mit dem glücklichen Ausgang meiner für jene Zeit pflichtmäßigen Bemühungen, und dem Wiederaufleben unsrer Friedriciana, von meinem amtlichen Leben ein für mich sehr wichtiger Act endet, so mag auch hier der Vorhang fallen.

Ich segne die Vorsehung, die mich von weit Größerem, als ich zu erleben hoffen durfte, Zeuge seyn ließ,

meinen angestammten König im Kampf
für die gerechte Sache mit Sieg gekrönt,
und die deutsche Freyheit gerettet.

IV.

Beylagen.

Nachträge und Erläuterungen.

I.

Rousseaus schwache Selbstvertheidigung

über die

Unterbringung seiner Kinder im Findelhause.

(S. ob. S. 32.)

„Während ich über die Pflichten des Menschen philosophirte, mahnte mich ein Ereigniß, über die eignen ernster nachzudenken. Therese, meine Haushälterin, wurde zum dritten Mal schwanger. Zu aufrichtig mit mir selbst, zu stolz in meinem Innern, als daß ich durch meine Werke, meine Grundsätze hätte verleugnen mögen, fing ich an über die Bestimmung meiner Kinder nachzudenken, so wie über meine Verbindungen mit ihrer Mutter nach den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit und der Vernunft und selbst nach denen jener Religion, die rein, heilig und ewig wie ihr Urheber ist, aber von den Menschen befleckt, indem sie vorgaben sie zu reinigen, aus der sie aber durch ihre Formulare nichts weiter als eine Buchstaben-Religion gemacht haben.

Wenn ich mich in meinen Resultaten irrte, so ist nichts so erstaunenswerth als die Zuversicht der Seele, mit welcher ich ihnen folgte. Hätte ich zu jenen mit schlechten Anlagen gebohrnen Menschen gehört, die taub sind gegen die sanfte Stimme der Natur, in deren Innern nie ein wahres Gefühl der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit aufkam, so wäre die Verhärtung zu erklären. Aber diese Wärme des Herzens, dieses so lebhafte Gefühl, diese Leichtig-

keit Verbindungen zu knüpfen, diese Kraft, mit welcher sie sich meiner bemächtigen, diese grausamen Schmerzen, wenn sie zerrissen werden müssen, dieses mir angebohrne Wohlwollen für meines Gleichen, diese brennende Liebe zu dem Großen, dem Wahren, dem Schönen, dem Rechten, dieser Abscheu vor dem Bösen in jeder Art, diese Unmöglichkeit, zu hassen, zu schaden und selbst es zu wollen, diese Rührung, diese lebhafte und süße Bewegung, die ich bey dem Anblick von dem was tugendhaft, edel und liebenswürdig ist, empfinde, alles dieses — wie kann es sich in derselben Seele mit jener Entartung vereinigen, welche gewissenlos die süßesten der Pflichten mit Füßen treten läßt? Nein, ich fühle es und sage es laut, dieß ist nicht möglich. Nie, auch nicht einen Augenblick hat J. J. Rousseau ein Mensch ohne Herz und Empfindung, ein unnatürlicher Vater seyn können. Ich konnte mich irren, aber nie verhärten. Wollte ich meine Gründe auseinandersetzen, so würde ich leicht zu viel sagen. Da sie mich verführen konnten, so würden sie auch viele andere verführen und ich will die jungen Leute, die mich lesen möchten, nicht der Gefahr aussetzen, durch denselben Irrthum verleitet zu werden. Es genüge mir also, zu sagen, daß, indem ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung (!!) übergab, weil ich sie selbst nicht erziehen konnte, indem ich sie dazu bestimmte, lieber Handwerker und Bauern zu werden, als Abentheurer und Glücksritter, ich als Bürger und Vater zu handeln meinte. Ich sah mich als ein Mitglied der platonischen Republik an. Mehr als einmal hat mich seitdem der Kummer meines Herzens gelehrt, daß ich mich betrogen habe; aber weit entfernt, daß meine Vernunft mir dieselbe Zurechtweisung gegeben hätte, habe ich oft dem Himmel gedankt, sie da-

durch vor dem Schicksal ihres Vaters gesichert zu haben, und zugleich vor dem Schicksal, das sie bedrohte, wenn ich sie hätte verlassen müssen. Hätte ich sie der Madam D—y oder der Madam L—g übergeben, welche aus Freundschaft oder aus Großmuth, oder aus irgend einem andern Motiv sich ihrer in der Folge annehmen wollten, würden sie da glücklicher geworden, würden sie wenigstens zu braven Leuten erzogen seyn? Ich weiß es nicht. Aber davon bin ich gewiß, man würde sie dahin geführt haben, ihre Eltern zu hassen, ja vielleicht zu verrathen!! Es ist hundertmal besser, daß sie sie nie gekannt haben.

Mein drittes Kind wurde also ins Findelhaus gebracht wie die ersten, eben so auch die beyden folgenden; denn ich habe in allem fünf Kinder gehabt. Diese Einrichtung schien mir so gut, so vernünftig, so angemessen, daß wenn ich mich ihrer nicht öffentlich rühmte, so geschah es einzig aus Rücksicht für die Mutter. Aber ich sagte es allen denjenigen, denen ich unsere Verbindung bekannt gemacht hatte; ich sagte es Diderot. In der Folge theilte ich es auch andern mit, und das frey, offen, ohne irgend eine Art von Nothwendigkeit, da ich es ja leicht der ganzen Welt verbergen konnte. Denn die Gouin war eine brave Frau, sehr discret, auf welche ich vollkommen rechnen konnte. Der einzige meiner Freunde, dem ich mich zu eröffnen gedrungen fühlte, war der Arzt Thyerri, welcher sich meiner armen Tante in einem ihrer Wochenbetten, wo sie sehr krank war, annahm. Mit einem Wort, ich machte kein Geheimniß aus meinem Verfahren, nicht allein weil ich niemals etwas meinen Freunden verbergen konnte, sondern auch weil ich durchaus nichts unrechtes darin fand. Alles erwogen, wählte

ich für meine Kinder das Beste oder das was ich für das Beste hielt. Ich hätte gewünscht, ich wünschte es noch, erzogen und verpflegt worden zu seyn, wie sie es sind." —

Würde man es für glaublich halten, daß dieß der Verfasser des Emil geschrieben haben könne, wenn man die Erziehung in den Findelhäusern kennt, selbst wenn sie erträglich ist, wenn es nicht wörtlich in seiner späteren Confessions zu lesen wäre?

II.

Prachtwerk

über die französische Expedition nach Aegypten.

(S. 55.)

Von dem größeren Kupferwerk der Description de l'Egypte sind 3 Livraisons erschienen. Sie enthalten

Antiquités,

Etat modérne,

Histoire naturelle in 2 Sections, wozu noch eine dritte erwartet wird.

Der Preis des bis itzt erschienenen beträgt, nach den mir durch die Güte des Hrn. Hofrath und Bibliothekar Reuß zu Göttingen zugekommenen Nachrichten 3634 Franken oder nah an 1000 Rthlr. Möge die Vorsehung diesen würdigen Greis noch lange der Bibliothek, als einen theuren und schwer zu ersetzenden Besitz erhalten!

Ein für sich bestehendes Werk ist:

Denon voyage dans la basse et la haute Egypte pendant les campagnes du Gen. Bonaparte. Vol. I. Text. Vol. II. Kupfer. Paris 1802 sq. Preis 385 Fr. (gegen 100 Rthlr.)

III.

François Alexander,

Herzog de la Rochefaucold.

(S. 91.)

Er war Mitglied der constituirenden Versammlung, und hatte vorzüglichen Antheil an dem Beschluß über die Aufhebung des Feudalsystems. Sehr wichtige Anträge über die Verbesserung der Hospitäler, des Armenwesens und ähnlicher Gegenstände gingen von ihm aus. Nach dem 10ten August 1792 entfloh er nach England, dann nach Amerika. So entging er der Wuth der Terroristen. Nach Robespierre's Fall kehrte er nach Frankreich zurück. Hier lehnte er alle öffentliche Stellen ab und lebte bloß der Bearbeitung und Ausführung wohlthätiger Entwürfe. Namentlich war er einer der thätigsten Beförderer der Impfung der Schutzblattern.

IV.

Abälard und Heloise.

(S. 107.)

Die Geschichte dieser so gefeyerten Personen fällt in das elfte Jahrhundert. Abälard oder Abeillard, war 1070 unweit Nantes gebohren, und starb 1142 als Benedictiner in seiner Stiftung, dem Kloster St. Marcel unweit Chalon. Für die Philosophie und Theologie jener Zeit ist er unstreitig eine höchst merkwürdige Erscheinung. Noch sehr jung eröffnete er in Paris Vorlesungen über Rhetorik, Philosophie, Theologie, und kaum ist es irgend

einem Lehrer gelungen, eine so ungeheure Zahl von Schülern, sowohl in der Hauptstadt als wo er sonst lehrte, um sich versammelt zu sehen, und eine solche fast bis zur Anbetung gesteigerte Verehrung zu genießen. Wenn eine Zeitlang sein Liebesabentheuer, während dessen er sich selbst vernachlässigte, ihn um seinen guten Ruf brachte, so kehrten doch Schaaren von Wißbegierigen zurück, so bald er selbst wieder mit Ernst zu lehren anfing. Als Redner, Dialectiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog nannte man ihn unter die Ausgezeichnetsten seines Zeitalters, und selbst der Widerspruch den seine mehr philosophischen Ansichten der Theologie erfuhren, erhöhte nur die Meinung von seinem Scharfsinn und der Originalität seines Geistes.

Von seinem Charakter und seinen Sitten hat er jedoch weder durch sein Leben, noch durch die hinterlassene Geschichte seiner Leiden (Historia calamitatum) ein sehr vortheilhaftes Bild hinterlassen. Er klagt sich selbst seiner frühern Neigung zu einer sehr sinnlichen Lebensweise an. Schon vierzig Jahr alt, wird er der Verführer eines jungen, schönen, dabey sehr wißbegierigen und fast gelehrten Mädchens, jener gefeyerten Heloise, die ihr Oheim, Fulbert, ein reicher Kanonikus, seinem Unterricht übergeben hat. Mit recht sichtbarem Wohlgefallen spricht er von allen den Künsten die er angewendet, um nur jede Gunst von ihr zu erhalten, die sie ihn übrigens nicht schwer gemacht zu haben scheint, und von dem unkeuschen Sinnenleben, dem sie sich in der Einsamkeit überlassen hätten. Zwar sucht er den Oheim durch die Vollziehung der Ehe, nachdem Heloise einen Sohn gebohren hat, zu versöhnen. Aber auch dieß stellt den Erzürnten nur auf kurze Zeit zufrieden. Von Abälards Feinden und den Neidern seines Ruhms immer wieder aufgeregt, erwacht die

Rache aufs neue. Wie grausam sie Fulbert nahm, wie er den Unglücklichen nächtlich in seinem Bette von gedungenen Menschen überfallen, und entmannen ließ, wie sich nun nach und nach die glühende Leidenschaft in Beyden Liebenden in ein mehr geistiges Verkehr verwandelte, dieß ist der bekanntere Theil seiner Geschichte, die den Stoff zu mehreren Romanen und Elegieen gegeben hat. Heloise selbst wünscht nicht einmal, daß das Ehegelübd bekannt werde, da es ihn in den Augen seiner Schüler herabsetzen könne. Beyde wählen nun das Klosterleben, und der zum Theil noch vorhandene Briefwechsel, der übrigens mehr den Charakter trockner Reflexionen, als empfindsamer Schwärmereyen an sich trägt, hat mehr Interesse durch die Veranlassung als durch seinen Inhalt.

In Popens berühmten Epistel, Heloise an Abälard, hat gewiß Herder sehr richtig, wenigstens stellenweise, nur den Ausdruck einer sehr unplatonischen und vielmehr sapphischen Liebeswuth, als einer durch Vernunft und Religion geheiligten Liebe gefunden.

Die vollständigsten Nachrichten über dieß alles, findet man theils in Bayle Dictionaire unter dem Artikel: Abälard; theils in der aus dem Englischen von S. Hahnemann übersetzten Geschichte des Abälard und der Heloise, nebst beyder echten Briefen nach des d'Amboise Ausgabe von F. Berington, Leipzig 1789. Den Verf. hat strenge Wahrheitsliebe geleitet. Er hat über der Schattenseite die hellen Puncte nicht übersehen. Nur wird der Styl oft ermüdend, und hat in der Uebersetzung noch mehr verloren.

V.

Ein Lied

der Gefangenen im Palais Luxenburg.

(S. 126.)

Calme nos allarmes
Prête nous tes armes
Source des vrais biens,
Brise nos liens!
Entens les accens
De tes enfans
Dans les tourmens;
Ils souffrent, et leurs larmes
Sont leur seul encens!

Prens notre défence
Dieu de l'innocence
Près de toi toujours
Elle trouve secours.
Tu connais nos coeurs
Et les auteurs
De nos malheurs;
D'un sort qui t'offense
Détruis la rigueur.

Quand la tyrannie
Frappe notre vie,
Fiers de notre sort
Mepriſant la mort,
Nous te béniſſons!
Nous triomphons
Et nous savons
Qu'un jour la patrie
Vengera nos noms!

VI.

Die Unabhängigkeit des Geistes von den Wechseln des äußeren Lebens

über 1 Joh. 2, 17.

Eine Predigt,

gehalten in der dänischen Kapelle zu Paris am 30. August 1807.

(S. 131.)

Was uns vereinigt, so oft wir uns zur Anbetung Gottes versammeln, das hat nichts gemein mit den äußeren Verhältnissen des Lebens. Es ist nicht eine Sorge für etwas Irdisches und Vergängliches, die uns da beschäftigt; es ist nicht die Verwandtschaft des Bluts, oder die Aehnlichkeit des Standes, des Geschäfts, des Vaterlands, oder der Neigungen und Bestrebungen, die uns da zusammenführt. Es ist etwas Höheres, worin wir uns begegnen, der Glaube an Gott, das Bewußtseyn der sittlichen Würde unsrer Natur und die Hoffnung auf eine Dauer unsers Daseyns jenseits der Gränzen des Lebens auf Erden.

Auch ich, ein Unbekannter, in ein fremdes Land ohne es zu denken oder zu wollen, durch eine mir selbst noch unerklärbare Schickung versetzt, von Unbekannten umgeben, die ich nie sah, vielleicht nie wieder sehen werde, komme mir dennoch auf dieser Stelle nicht vor wie ein Fremdling. Unser Glaube, theure Freunde, unsre Gesinnungen, unsre Erwartungen verbanden uns, eh wir uns sahen. Sie sind die Losung, an welcher wir uns in jedem Erdstrich erkennen, und wie eine Brüderfamilie vereinigen würden. Darum darf ich getrost von dem reden, was mir das Herz

bewegt, sicher, wenigstens von allen denen verstanden zu werden, welche auch ein Bedürfniß des Herzens in dieses stille Heiligthum geführt hat.

Ein inhaltvolles Wort aus dem Munde des geliebtesten der Schüler des Erlösers, soll unserm gemeinschaftlichen Nachdenken den Weg bahnen:

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! Wer Gottes Willen thut wird ewig bleiben.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! — Die Lehre ist so alt, als die Welt. Alle, die über das Wesen des Irdischen und seinen unaufhörlichen Wechsel ernsthaft nachgedacht, oder sich auch nur von Zeit zu Zeit dem Geräusch des Lebens, oder den Berauschungen sinnlicher Genüsse entrissen haben, selbst die am meisten vom Schicksal begünstigt schienen, sind zuletzt immer an dieß Ziel ihrer Erfahrungen gekommen, daß nichts, was die Erde dem Menschen giebt, dauernd bestehe; daß alle ihre Freude und Herrlichkeit, nach Augenblicken oder Jahren ihrem Ende zueile; daß jede zu sichere Rechnung auf das Ungewisse der Zukunft trüge; daß, was jeder Macht zu trotzen, was unzerstörbar schien, oft wenige Stunden auf immer vernichten können. Warum sollt' ich die alte Lehre hier mit neuen Beweisen unterstützen wollen — hier, wo sie die Geschichte der Vergangenheit lauter als irgendwo gepredigt hat; wo jeder Punct, auf den das Auge fällt, jede Trümmer vernichteter Größe, jedes Denkmal der alten, jedes Werk der neuen Herrlichkeit, jede Umgestaltung des Schicksals der Tausende die leben, und der Hunderttausende die nicht mehr sind, es laut wiederholt: die Welt vergeht mit ihrer Lust! Der Glanz ihrer Größe verbleicht; Herrschergeschlechte sind untergegangen; ihre Tyronen lie-

gen in Trümmern. Neues ging aus dem Alten hervor; es wird vergehen, wie das Alte vergangen ist!

Wer aber Gottes Willen thut wird ewig bleiben. — Es giebt etwas Unabänderliches mitten in den unendlichen Veränderungen der äußeren Welt. Es ist ewig in seinem Ursprung, denn es kommt von Gott. Es ist ewig in seiner Dauer, denn es ist das Eigenthum eines unsterblichen Geistes. Wenn den Geist eines Menschen jener göttliche Sinn, der in dem Erlöser wohnte, über das Irdische erhebt, wenn der heilige Wille, dessen Gesetz in uns redet, die Regel seines Wählens und Handelns ist, so kann keine Gewalt von Außen, kein Wechsel der Umstände und Schicksale, sein inneres Wesen verändern. Es bleibt unwandelbar sich gleich, wenn sich auch ringsumher alles bis zum Unkenntlichen verwandeln sollte.

So werden wir auf jene Unabhängigkeit des Geistes von allen Wechseln des äußeren Lebens geführt, welche der Gegenstand unsrer Betrachtung seyn soll. — Sie offenbart sich in der Unabhängigkeit der Grundsätze — des Strebens und Wirkens — der Freudigkeit und des Muths.

Daß der Mensch zur Einsicht dieser Unabhängigkeit gelange, ist einer der großen Zwecke der Religion, die wir bekennen, und sie uns zu erwerben wird am sichersten gelingen, wenn wir uns dem Einfluß des göttlichen Geistes von dem sie stammt überlassen. Großes vermag der Mensch durch seine Vernunft. Die Weisheit entfesselt ihre Schüler von vielen Banden, die den, der blind durch das Leben geht, gefangen halten. Aber dem frommen Sinn gelingt es doch allein, den Grad der inneren Freyheit zu erringen, von welcher das Evangelium uns das höchste Urbild aufgestellt hat.

Unabhängig von den Wechseln der äußeren Welt bleiben zuerst die Grundsätze eines Geistes, der überall nur thun will, was er als Gottes Willen erkennt. Dieß bringt Einklang und Festigkeit in sein Denken und Urtheilen. Die gemeine Klugheit der Welt, die sich am lautesten der Aufklärung rühmt, setzt gerade darin ihren Ruhm, in jeder Veränderung der Lage und der Umstände eine Regel ihres Urtheils zu erblicken. Je mehr Gewandtheit sie besitzt, Allen Alles zu werden, je mehr Vorahndungsgabe naher Veränderungen, um bey Zeiten Gesinnungen aufzuopfern, die einst nützlich waren, itzt gefährlich werden könnten; je mehr Geschicklichkeit in unentschiedenen Verhältnissen, die eigne Meinung zu verbergen und selbst scharfe Augen zu täuschen, desto mehr glaubt diese Klugheit der Welt erreicht zu haben. Sie hat also, genau zu reden, gar keinen Grundsatz für ihre Urtheile und für ihre Entschlüsse, man müßte denn der klugen Berechnung des äußeren Verlustes oder Gewinns diesen Namen geben. Sie ist nur dienstbar der flüchtigen Gegenwart, und unfähig, heute zu sagen, wie sie morgen gesinnt seyn wird, weil sie alle die Zufälle noch nicht kennt, die sie bestimmen werden.

Wie hoch steht über dieser Unterwerfung unter den Wechsel der Zeit der, welcher nur das eine Gesetz des Denkens und Handelns anerkennt, das unwandelbar und ewig ist wie Gott, der Urquell aller Wahrheit und alles Rechts. Mag sich die Welt um ihn her wie sie will gestalten, mögen die herrschenden Meinungen diese oder jene Richtung nehmen, mag bey der Aeußerung gewisser Grundsätze alles zu gewinnen oder alles zu verlieren seyn — immer kann man vorher wissen, wie sich der unerschütterliche Charakter des Frommen äußern werde. In die verworrensten Zeiten fiel das Leben des Erlösers auf Erden. Parteyen kämpften

mit Parteyen. Ihm selbst ward bald geschmeichelt, bald ward er bedroht. Größe, Gewinn an Macht und Ehre bot ihm das Volk; Auszeichnungen wären ihm gewiß geworden von den Mächtigen, wenn er ihres Sinnes gewesen, und die Fülle der Kräfte, die in ihm wohnte, ihrem Dienst gewidmet hätte. Selbst den hohen Zweck, für welchen er arbeitete, hätte er vielleicht schneller und umfassender erreicht, wenn er den Arm irdischer Macht hätte benutzen wollen. Aber wie hätte etwas so wandelbares als die Ereignisse der Zeit, etwas so unzuverlässiges als der Beyfall der immer wogenden Menge, etwas so vergängliches als die Krone eines Fürsten, seinen Sinn beugen, seine Urtheile leiten können? Unbeweglich steht er auf dem festen Grunde seiner Ueberzeugung. Es giebt nur Eins für seine Wahl, das was Wahr und Recht ist. Wie er gedacht, wie er die Gesinnung der Menschen beurtheilt, wie er das, was die Erde giebt — Reichthum, Ehre und Gewalt, — gewürdigt hat, da er zuerst auftrat als ein gefeyerter Lehrer des Volks, so denkt er, so urtheilt er noch als er vor seinen Unterdrückern steht, und, jedem Hohn und Spott hingegeben, ein Hohngelächter der Menge, das Leben aufopfert, aber nicht die Wahrheit.

Aus den Grundsätzen, oder jenen festen Regeln, nach welchen sich das innere Handeln des Menschen bildet, geht das äußere Streben und Wirken hervor. Sie sind die befruchtenden Keime, die nur den Boden erwarten, aus welchem sie hervortreiben, und glückliche Zeitumstände, unter welchem sie gedeihen können. In sofern scheint es allerdings, als wäre auch der Tugendhafteste und Frömmste von dem Zeitalter abhängig, und vermöchte mit dem reinsten und ernstesten Willen nichts, wenn eine harte tyrannische Zeit seine Bestrebungen hemmte. „Konnte, sagt ihr,

der Heilige des Evangeliums die Menschen erleuchten, als eine überlegene Macht dem Lichte wehrte, zu leuchten? Konnte er seine Zeitgenossen der Tugend erhalten, wenn ein unaufhaltsamer Strom der Sittenlosigkeit alles mit sich fortriß? Konnte er mit seinem vollen Herzen voll Liebe, Güte und Gerechtigkeit alle dem Elende steuren, daß die Kriege über Länder und Nationen führen, und das Recht da geltend machen, wo die Gewalt entschied? Hat er mit seinen Thränen, und selbst mit seinem Blut und Leben, sein unglückliches, zerstörtes, unterjochtes Vaterland retten können? Werden wir mehr als er vermögen?"

Nicht dieß, meine Brüder! Aber dennoch kann, wenn wir überall nur den Willen unsres Meisters zu thun entschlossen sind, unser Streben und Wirken unabhängig von allen äußeren Wechseln bleiben. Schon darin sollen wir uns von den Kindern dieser Welt unterscheiden, daß, indeß sich ihre Grundsätze stets nach dem Geist ihrer Zeit, und wäre er auch der verwerflichste, bilden, und ihre äußere Thätigkeit dem Drange der Umstände weichend, sich diesem verwerflichen Geiste zum Werkzeuge hingiebt, wir dagegen nie etwas beschließen und ausführen, wobey wir die Grundsätze verläugnen müßten, die wir allein als die rechten erkannt haben. Giebt es etwas verächtlicheres, selbst in den Augen der Menschen, als sich seines Freundes, seines Wohlthäters, seines Königs, seines Vaterlands zu schämen, weil sie unglücklich sind, oder für schnöden Gewinn Verräther an seiner Pflicht zu werden? Und wir als Christen sollten fähig seyn, Gott, oder der Stimme Gottes, die zu uns durch unser Inneres spricht, untreu zu handeln, wenn auch eine Welt damit zu gewinnen wäre? Wohl können wir in Lagen kommen, in denen wir uns gehemmt fühlen auszuführen, was wir ausführen möchten,

in denen wir verstummen müssen, wo wir sonst geredet hatten, wo wir zu schwach sind zu helfen, wie wir vormals helfen konnten. Wir ruhen dann von dem äußeren Werk. Aber nur kraftvoller wird unser inneres Leben, und in den Zeiten dieser äußeren Ruhe reifen die Plane für eine neue Wirksamkeit, wenn die Nacht vergangen seyn wird, in der niemand wirken konnte.

Doch selbst die trübsten Zeiten lassen allen besseren Menschen noch ein weites Feld ihrer Thätigkeit übrig. Wie viel oder wenig in ihnen durch ihr Bemühen und Handeln ausgerichtet, wie reich die Erndte ihrer Thränensaat ausfallen werde, das überlassen sie dem Herrn. Ihr Streben geht still und ruhig, wie in den glücklichsten Zeiten, fort. Sie wissen, die Menschheit, das Vaterland bedarf der Ausharrenden gerade am meisten dann, wenn viele muthlos zurücktreten. Je weiter sich die sittliche Verderbniß verbreitet, je mehr Gefahr da ist, daß das Licht der Wahrheit untergehen könnte, desto kräftiger kämpfen sie gegen den Geist der Welt. Je mehr das Land und der besondre bürgerliche Verein, dem sie angehören, bedrängt ist, desto mehr stellen sie sich an die gefährlichsten Posten, und suchen selbst in der Auflösung noch das Gesunde zu retten. Aber es ist dabey ein weises und bedachtsames Thun — nicht eine leidenschaftliche Heftigkeit, die das Unmögliche möglich machen, das Unabänderliche durch ohnmächtige Empörung umgestalten möchte. Neue Ordnungen der Dinge können unwiderruflich festgestellt seyn. Was die Vorsehung zugelassen hat, will der, welcher gewohnt ist in dem was geschieht ihren Willen zu vernehmen, nicht gewaltsam vernichten. Daß nur bey allem Absterben dessen, was vielleicht ohnehin nichtig war, bey allem Wechsel der Formen, welche die Zeit bildet und umbildet, das was ewig zu blei-

ben allein werth ist, vom Untergange gerettet werde, — dieß bleibt das einzige Ziel seines Strebens. Wo so gesinnte Menschen zu einem festen Verein sich an einander schließen, da wird oft, was dem Zaghaften unwiederbringlich verloren schien, erhalten, und kann, wenn die Außenwelt wieder eine neue Gestalt gewann, nur desto fröhlicher aufblühen.

Läßt also auch das Bessere, woran wir vormals auf der Welt unsre Lust und Freude hatten, in dem Strom der Zeit untergehen, laßt um uns her eine neue ungewohnte Welt sich bilden — jede ihrer Gestalten wird zwar, wie in den Spiegel vorüberziehende Gegenstände, so in unsre Seele ihr Bild werfen, aber das Ewige in uns, das unser eigentliches Wesen ausmacht, soll es nicht verwandeln. Es giebt keine Zeit, in welcher die Behauptung seiner Selbstständigkeit, seines Glaubens, seiner Tugend unmöglich wäre. Durchforscht die lange Reihe vorübergegangener Zeitalter. Hat nicht jedes seine Heiligen gehabt, die gleich hellleuchtenden Sternen uns selbst aus den dunkelsten Zeitperioden herüberstrahlen. Haben nicht auch mitten in dieser Königin der Städte — in jenen Jahren der Umwälzung — heldenmüthige Seelen dem Geist ihrer Zeit widerstanden; unbezwingbar der mit allen Drohungen und Schrecken gerüsteten Gewalt; unüberwindlich der lockenden Verführung durch Ehre und Reichthum; fest haltend an dem, was ihnen das Rechte schien, wenn auch keiner daran gehalten hätte; nur hangend am Leben, so lang es möglich war, es würdig zu behaupten. Wohl haben auch von ihnen wie zu den Zeiten des ersten Christenthums, „viele Spott „und Geißeln erlitten, dazu Gefängniß und Bande. Sie „sind gesteinigt, zersleischt, durchbohrt und durch das „Schwerdt getödtet. Sie sind umhergezogen in dem Kleide

„der Armuth und der Schmach; haben gekämpft mit Man„gel, mit Trübsal, mit Ungemach, in der Verbannung, „auf den Bergen, in den Klüften, in den Höhlen der „Erde: — hohe Seelen, deren die Welt nicht werth „war; — " *) aber auch sie haben das Zeugniß erhalten, daß sie aus den Stürmen ihrer Zeit sich das Köstlichste retteten, das hohe Bewußtseyn Treue und Glauben gehalten, und ihre Pflicht redlich erfüllt zu haben.

Es ist also keinem Zweifel ausgesetzt, daß der Mensch seine Grundsätze, so wie sein Streben und Wirken, von den Veränderungen der äußeren Welt unabhängig machen kann. Aber hat er auch seine Freudigkeit und seinen Muth in seiner Gewalt? Kann selbst die Religion, wenn sie auch die herrschende Vorstellung und Empfindung seiner Seele ist, die natürlichen Gefühle des Schmerzes und der Wehmuth unterdrücken, und — will sie es? Kann man also nicht eben so fromm und tugendhaft seyn, wie es die Heiligsten waren, und sich dennoch unter gewissen Umständen tief unglücklich fühlen? Hat doch auch sie das Elend ihrer Zeit oft zu Boden gedrückt. Selbst wenn sie standhaft genug waren, eignes Unglück, Verlust, Beraubung, körperliche Schmerzen zu ertragen, so hat der Jammer, der ihr väterliches Land der Verheerung zur Beute hingab, ihr Herz gebrochen, und mancher kräftige Geist hat nicht Kraft genug gehabt, den Untergang des Staats zu überleben. Ach! wie vermöchte auch der schwache endliche Mensch sich eine ununterbrochene Ruhe zu erringen, welche allein das Eigenthum des höchsten Geistes bleibt,

*) Ebr. 11, 36 — 39.

des allein Seligen und Gewaltigen, der hoch über alle Wechsel des Vergänglichen erhaben ist.

Nein, meine Brüder, die menschlichste aller Religionen, die wir bekennen, sie fordert es am allerwenigsten, daß der Mensch sich betäube im Unglück, und daß das Böse nicht schmerzlicher auf ihn wirken soll, als das Gute. Aber wie es Heilungsmittel und Stärkungen giebt für die Schmerzen und Schwächen des Körpers, so kann auch der Geist sich aufrichten, wenn er die Hand nicht zurückstößt, die diese Religion ihm anbietet, nicht um ihm seine eigne Anstrengung zu erlassen, sondern nur um ihn zum Bewußtseyn zu bringen, wie viel er durch Gott vermag, wenn er seine Kräfte sammeln, und unverwandt nach dem Ziele der Vollendung hinblicken will, das ihm gesteckt ist. Gestehen wir es nicht selbst sehr oft, daß wir hätten danken sollen, wo wir klagten, und zittern, wo wir uns einer blinden Hoffnung hingaben; daß sich in den bittersten Erfahrungen Quellen des Segens, in den glücklichsten Ereignissen Quellen des Unglücks für uns öffneten, die wir nicht ahndeten; daß dicht an unsre Freuden der Schmerz, dicht an unsern Schmerz die Freude gränzte, die nicht zu theuer durch sie erkauft wurde. Solche Lehren giebt uns aber die ernste Stimme der Religion, wenn sie uns, noch ehe wir selbst die Erfahrung machen, an den Unbestand, an das Vergehen der Welt, an die Nichtigkeit des zu sichern Vertrauens auf dieß Vergängliche, erinnert. Solche Ueberzeugung giebt uns der Glaube an eine zwar unerforschliche aber stets weise und gnädige Weltregierung, an einen unaufhaltbaren Fortschritt zum Besseren, für jeden, der nicht träge still steht; an die veredelnde Kraft der härtesten Prüfungen; an die künftige Enthüllung aller Räthsel dieses Lebens. Aus ihr geht die Freudigkeit und

der Muth hervor, welcher sich selbst der Trübsal rühmen, Schmach und Schande aller Ehre und allem Gewinn vorziehen, und sich selig preisen kann, gewürdigt zu seyn, um der Wahrheit und des Rechts willen Leiden und Verfolgung ertragen zu müssen.

Wem tritt das Andenken an den Erlöser nicht auch hier von selbst vor die Seele? Er, der sich nicht schämte menschlich zu fühlen, zu klagen, zu weinen, wo die Natur ihren Tribut verlangte, er, der auch die Freude nicht verbarg, wenn ihm sein Werk gelang, erscheint er uns nicht dennoch immer mäßig, besonnen, nie sicher gemacht durch den Beyfall der Menschen, aber auch immer gerüstet mit Muth, unerschrocken sein Geschäft treibend, unverzagt auch bey dem größten Widerstande? Eben dieser freudige Muth theilte sich auch denen mit, die sich nach ihm bildeten. Wir haben — das ist ihr eignes Bekenntniß — wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist wohl bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. — Wir gehen durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und durch gute Gerüchte; als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe! wir leben; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts besitzen, und denen doch alles angehört *). Als der thätigste der Apostel, seinem Berufe getreu, den Weg nach Jerusalem an-

*) 2 Cor. 4, 8—10. 6, 8—10.

tritt, und sich losreißen muß aus den Umarmungen seiner weinenden besorgnißvollen Freunde, verbirgt sich ihm zwar nicht die Gefahr: „Ich gehe im Geist schon gebunden hinauf nach Jerusalem, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Nur warnende Stimmen sagen mir, Bande und Trübsal warteten meiner.“ Aber dennoch verläßt ihn sein Muth nicht. „Ich achte der keines, halte mein Leben auch selbst nicht für zu theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.“

Kann sich die Unabhängigkeit echtreligiöser Menschen von den Wechseln des äußeren Lebens deutlicher und würdiger offenbaren? Wer könnte diese Erhabenheit ihrer Seele über das Irdische wahrnehmen, ohne sich nicht selbst an ihr zu stärken, und Muth zu fassen, wie auch der eigne Weg durch das Leben beschaffen seyn mag — gerad und eben, oder verschlungen und gefahrvoll — jeden Tag zu nehmen, wie es Gott beschließt, und dann fröhlich und getrost seine Bahn zu durchlaufen?

Niemand, meine Brüder, vermag den hohen Frieden auszusprechen, welcher das Erbtheil eines Geistes ist, der sich diese Unabhängigkeit, von welcher ich bisher geredet habe, zu eigen gemacht hat! Fremd muß er auf immer denen bleiben, die mit allen ihren Wünschen und Neigungen dem nichtigen Wesen der vergänglichen Welt angehören, und eben daher in jedem Augenblick durch das, was sie giebt oder nimmt, zur Freude oder Traurigkeit gestimmt werden. Selbst in denen kann keine reine ungemischte Empfindung herrschend werden, die zwar wohl das Höhere kennen, aber auch zugleich im Einverständniß mit dem bleiben möchten, was den Sinnen gefällt und das schwerere Opfer erläßt. Aber je fleckenloser die Seele bleibt, je kla-

rer das Bewußtseyn, der inneren Stimme des Gefühls über das, was in jedem Verhältniß das Würdigste ist, immer treu geblieben zu seyn, je williger die Ergebung in alles, was Gott fügt und sendet, je wohlthätiger durch diese ruhige Fassung auch rings um sich her wirkend — desto weniger wird irgend eine Veränderung des Schicksals, den Geist um die innere Freyheit bringen können, gegen welche keine Macht und Gewalt der Erde etwas auszurichten vermag.

Diese Unabhängigkeit erhalte auch uns, theure Freunde, mäßig im Glück, und im Unglück getrost. Alles Sichtbare wird auch für uns vorübergehen mit aller seiner Lust und mit allen seinem Schmerz. Jedes Werk menschlicher Größe und Herrlichkeit eilt doch zuletzt seiner Auflösung entgegen. Die Mächtigsten, die Unüberwindlichsten erliegen wenigstens endlich dem letzten Feinde, so bald es im Rath des Herrn des Lebens und des Todes beschlossen ist, und untergehen wird, vielleicht früher als sie, früher als wir es selbst erwarten mögen, was sie für unzerstörbar gehalten haben. Alles aber was wir, dem heiligen Willen Gottes gemäß, in uns und außer uns hervorbringen, das wird unvergänglich seyn.

VII.

Demois. de Chalabre.

(Aus den Friedenspräliminarien von Huber. 9. Bd. S. 29 ff.)

(S. 137.)

Ein Beyspiel von der Wirkung politischer Leidenschaften ist Demois. de Chalabre. Sie ist ein Typus so vieler ähnlichen Metamorphosen, welche die Revolution er-

zeugt hat. — Unstreitig hat diese Person sehr wesentlichen Einfluß auf Robespierre'n gehabt, und viel dazu beygetragen, ihn ärger zu machen, als er schon aus den Händen der Natur ging; — überhaupt scheint ihn, der aus Feigheit die Männer floh, wenn sie nicht blinde Jünger, oder von seiner Willkühr abhängige Schurken waren, der ausschließliche Umgang mit fanatischen Schwestern nicht wenig an den Abgrund von Raserey befördert zu haben. Das revolutionelle Temperament solcher Geschöpfe war unersättlich, und indeß den eitlen Menschen abgöttische Liebkosungen kitzelten, forderten sie ihn unaufhörlich zu frischen Beweisen patriotischer Kräfte auf. Schon im Jahre 1790, wo Demois. de Chalabre und Robespierre sich einander kennen lernten, war der Patriotismus dieser Person wirkliche Uterinwuth, die Robespierre'ns revolutionelle Bemühungen noch immer zu lau und schläfrig fand. Sie schloß sich an ihnen, weil seine patriotische Hitze sich doch noch am meisten der ihrigen näherte. — An physische Liebe muß man hier gar nicht denken; gerade sie hätte alles verdorben: aber der höchste Grad geistiger Inbrunst fand von Seiten der Demois. de Chalabre statt, und war bey ihr aufrichtiger als bey ihm. — Sie war die natürliche Tochter eines berüchtigten Spielers von der bekannten Familie Chalabre. Recht wohl erzogen, cultivirte sie einige angebohrne Talente, als Musik und Mahlerey, mit glücklichem Erfolg. Eingebildeter Geist und zwanzigtausend Livres Einkünfte setzten sie in Stand, den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Lande mit Annehmlichkeit einen Zirkel von Freunden bey sich zu sehen. Sie war wohlthätig, und lebte übrigens in einer für Paris seltnen Eingezogenheit. Der Tod hatte sie eines geliebten Anbeters beraubt, eben als sie sich mit ihm vermählen sollte, und seit-

dem schien sie allen Ansprüchen auf das männliche Geschlecht entsagt zu haben.

Die Revolution brach aus, und Dem. de Chalabre interessirte sich mit allen ihren Landsleuten für diese große, so heilsam scheinende Begebenheit. Wahre Menschenliebe belebte sie; kein Opfer wäre ihr zu groß gewesen; mit Freuden hätte sie ihre ganze Habe auf den Altar des gemeinen Bestens gelegt. Bald riß das jugendliche Bedürfniß, mit voller Seele an einem Gegenstande zu hangen, sie tiefer in die Ereignisse hinein, und die Revolution ward ihr einziger Gedanke, ihre einzige Leidenschaft, die sie um so heftiger verzehrte, je mehr Hindernisse ihr Geschlecht einer unmittelbaren Theilnahme entgegen setzte. Schon im Sommer 1790 hatte die Revolution den Kopf der Demoiselle de Chalabre so sehr eingenommen, daß ihre Freunde den gänzlichen Verlust ihres Verstandes fürchteten. Sie schlief nicht mehr, sie aß und trank nicht, um Tag und Nacht zu lesen und wieder zu lesen, was nur Rasendes geschrieben wurde. Marat steckte in ihrem Arbeitsbeutel und unter ihrem Kopfküssen. Endlich gewöhnte sie sich gar an die Lectüre des zotenhaften Père Duchêne, den sie nicht nur selbst, sondern auch Andern vorlesen konnte. Ihre jungfräuliche Schüchternheit war verschwunden, sie gesticulirte und heulte wie eine Mänade. An Raisonnement ließ sich bey ihr nicht mehr denken; ihr Urtheil war sogleich gefällt; sie wußte nur zu jauchzen und zu wüthen, und der älteste Bekannte, der nur in Worten um ein Haar breit von ihr abwich, schien ihr ein Aristokrat, war ihr verhaßt und verdiente erwürgt zu werden. Dieser Zustand hat nachher noch drey Jahre lang beständig zugenommen, und es ist mir unbegreiflich, wie eine menschliche Natur ihn aushalten kann, ohne zu Grunde zu gehen. Ein sechs

Jahre lang anhaltendes Fieber, dem unaufhörlich Nahrung gegeben wird, das jedes Heilmittel verabscheuet, sich am täglichen Anblick von Hinrichtungen, in Jacobinersitzungen, und schlaflose Nächte hindurch mit ascetischer Politik berauscht, scheint über die Kräfte unsrer Vorstellung zu gehen; — und dennoch lebt ein Geschöpf in dieser steten Fieberhitze. — Jedoch ist ihre Gestalt in eben dem Grade häßlich geworden, wie ihre Seele abscheulich. Die Natur hatte sie mit einer vortheilhaften Physiognomie, mit geistvollem Auge, schlankem Wuchse, und vielen andern Reizen ausgestattet. Jetzt wird ihr Anzug schmutzig, die Haltung ihres Körpers frech und grob. Die Fülle ihrer Arme verfällt; ihr Gesicht wird braun und hager; wüthend treten, wie Feuerräder, ihre Augen aus dem Kopfe hervor, und die Muskeln ihres Mundes ahmen die krampfhaften Zuckungen Robespierre'ns nach. Sie gleicht dem Skelette einer Furie; man schreckt vor ihr zusammen und würde sie in die letzte Epoche des weiblichen Alters setzen, sie, die etwa dreyßig Jahre zählt, wenn nicht die Heftigkeit ihrer Gebehrden sie um etwas jünger machte, als die physische Häßlichkeit besagt. —

Sie hatte Robespierre'n in dem Hause K** gesehen, ohne daß sich Beyde besonders kennen lernten oder sprachen. Aber Dem. de Chalabre machte sich in ihrer finstern Einsamkeit mit Schreiben Luft. Von den Convulsionen ihres Patriotismus ergriffen, schrieb sie an alle bekannte Patrioten damaliger Zeit, an Petion, Brissot, Gregoire, die aber nicht lange ihrem Enthusiasmus entsprachen. Sie ließ diese im Stiche, um ihre Leidenschaft ausschließlich auf Robespierre'n zu heften. Herrn B**, dem sie ihr Zutrauen geschenkt, und der sie wie ein Vater liebte, wurden die Briefe zur Bestellung übertragen, er hatte die

Er-

Erlaubniß sie zu lesen, und zu kassiren, wenn er es rathsam fand. Es waren wirkliche Dithyramben, Psalme, Hymnen, politisch-apokalyptische Rasereyen. Zum Spaß gab B** einige derselben an Robespierr'n ab; und siehe! der Funke zündete. Sie hatte das unaussprechliche Glück, den Schreckensmann in ihrer Sommerwohnung zu Belville zu empfangen. Welche Herzensergießungen von ihrer Seite! Freylich erwiederte Robespierre sie nicht; aber daß sie ihm behagten, erhellet aus dem zwischen Beyden von 1790 bis zu seiner Katastrophe fortgesetzten Umgange; und zuverlässig hat sie auf den wesentlichen Bestandtheil dieses Menschen auch wesentlichen Einfluß gehabt. Sie warf ihm vor, daß er zu weichherzig, zu nachgiebig sey; und Robespierre ließ sich ermuntern, und sah daneben gern, daß man auf Rechnung eines zu guten Herzens schrieb, was Furcht oder schlaue Tücke war. — So ganz entschiedene Charaktere wie Fräulein Chalabre, die durchaus nur eine Farbe haben, sind selten. Es war rein abgezogner Fanatismus ohne Zusatz; und da sie in dieser Hinsicht Robespierre'n überlegen blieb, so mußte sie ihm nothwendig etwas von ihrer Electricität mittheilen. Sie hat ihn also wüthender, grausamer gemacht; aber Plane vorzeichnen, konnte sie nicht. Robespierre besaß mehr Verschlagenheit, Lauersamkeit und Kenntniß der Personen; man kann also nicht sagen, daß sie ihn geleitet habe.

Um ihrem Abgotte näher zu seyn, bezog sie ein Haus auf der Place des victoires, in welchem seine Druckerey etablirt wurde, die unter der Direction des berüchtigten Revolutionsrichters Nicolas stand. Auch ist klar, daß Robespierre die Finanzen der Demois. Chalabre benutzt hat, bis ihm andre Ressourcen und die Finanzen des Staats jene entbehrlich machten.

VIII.

Ueber die Telegraphen.

(S. 144.)

Selbst die außerordentliche Schnelligkeit der Mittheilung durch die Verbesserung unsres Postwesens, welche alles, was man hätte denken und erwarten können übertrifft, kann der telegraphischen nicht gleich kommen, oder sie in sehr wichtigen Fällen entbehrlich machen. Auch ruht der Erfindungsgeist nicht. Die Telegraphie wird immer vollkommner und sichrer. In England ist neuerlich versucht, den Zweck durch die schnellste Fortpflanzung der Stimme durch neuerfundene Sprachröhre noch unfehlbarer und vollständiger zu erreichen. Binnen einer Stunde soll auf diesem Wege eine Nachricht in einer Entfernung von 900 englischen Meilen mitgetheilt werden können.

Wer sich von dem Anfang und Fortgang dieser so wichtigen Erfindung näher unterrichten will, findet sowohl eine sehr vollständige Belehrung über die verschiedenen Methoden und Versuche, als eine sorgfältige Nachweisung der darüber vorhandenen älteren und neueren Schriften in G. C. B. Busch schätzbarem Handbuch der Erfindungen, 12ter Th. S 39.

IX.

Göthe über Voltaire

in den Anmerkungen zu Diderots Vetter Rameau.

(Nachtrag zu S. 175.)

„Die Eigenschaften sind mannichfaltig die man von einem geistvollen Manne fordert, und die man an ihm bewun-

dert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannichfacher als bey andern Nationen.

Tiefe, Genie, Anschauung, Fähigkeit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Delicates, Ingeniöses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correctheit, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesanschauungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung durch Ausführung streitig machen. Alles was übrigens durch Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise Geisteswerke hervorbringt, hat er besessen, und dadurch seinen Ruhm so weit verbreitet.

X.

Züge des Edelmuths von Voltaire.

(Nachtrag zu S. 180.)

Voltaire stand, besonders während seines Aufenthaltes in Berlin, in dem Ruf eines fast ins Niedrige gehenden Geizes und einer unmäßigen Habsucht. Auch als Schriftsteller ward häufig über die Beweise davon gegen seinen Verleger geklagt. Um so unerwarteter ist die Erzählung, welche der Königl. Sächs. Bibliothekar Herr Ebert im 1sten Stück des 1sten Bandes, der Ueberlie-

ferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, mitgetheilt hat. Daraus sowohl, als aus den eignen Briefen Voltairs an den Buchhändler Walther, geht hervor, daß er diesem nicht nur seine Einwilligung zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke gegeben, sondern daß, ob er wohl zum Behuf dieser neuen Ausgabe alle seine Schriften noch einmal sorgfältig durchgesehen und sie mit Zusätzen bereichert hatte, dennoch dabey von gar keinem Honorar die Rede gewesen war. Sogar erbietet er sich, vierhundert Exemplare selbst zu kaufen, und baar zu bezahlen. Die ganze Correspondenz ist höchst interessant und charakteristisch. Sie giebt zugleich einen Begriff von der damaligen Lage des Buchhandels und des literarischen Verkehrs. Auch einige Briefe an Gottsched sind darin aufgenommen.

XI.

Herders Urtheil über Rousseau,

in den Briefen über das Studium der Theologie 28. Br.

(Nachtrag zu S. 182.)

„Ueber Rousseau werde ich vielleicht härter urtheilen, als man es erwarten wird, wenigstens bin ich kein so blinder Verehrer von ihm, daß ich, wie viele, ihm, ich weiß nicht für welchen Himmelsgesandten, den vollkommensten Erklärer und Märtyrer menschlicher Wahrheit u. s. w. hielte. Mich dünkt, er war mehr Märtyrer seiner Krankheit, seines philosophischen Egoismus, und einer sonderbaren menschenfreundlich-menschenfeindlichen Laune. So beredt er ist, so oft declamirt er, insonderheit von sich selbst,

jenem großen Moi, daß seine Natur zuerst ausspricht. Auch sind einige seiner Hypothesen, in der Allgemeinheit, in der er sie vortrug, ob er sie gleich nachher immer mehr einschränkte, wohl nicht zu retten gewesen. Im Reich der Todten aber wird sein Feind Voltaire ihm nicht mehr ableugnen, daß er ein starker, kühner Geist, ein beredter Mann und ein strenger eifriger Liebhaber dessen gewesen, was er für Wahrheit ansah. Seine Beredtsamkeit, sein Haß gegen die Laster der Gesellschaft und der Gelehrten, seine feurige Liebe zu einem Ideale von Tugend und Redlichkeit, ob er sie gleich mit saurer Sonderbarkeit vermengte, werden ihn immer für einen Colossus unter den Schriftstellern unsers Jahrhunderts darstellen, von dem es Schade ist, daß jugendliche Fehler und Unglücksfälle ihn in manchem Gefühl für sein ganzes Leben verdarben, und die Blüthe seines Daseyns zu einer herben Frucht machten. In diesem Betracht sind seine Confessions das warnendste Buch für einen jungen Menschen, das seyn kann. Es zeigt nicht nur, was für einen bösen Einfluß Verirrungen der Jugend auf das ganze Leben haben, und welchem gefährlichen Labyrinth man sich aussetze, so bald man ohne Grundsätze die gemeine Bahn der Gesellschaft verläßt: sondern bey Rousseau selbst wird offenbar, aus welchen trüben, traurigen Quellen das Schimmern jener Lieblingsgrundsätze geflossen ist, die man nachher in seinen Schriften bewundernd anstaunte. Man sollte seine Schriften nicht anders als hinter seinen Confessionen lesen. Die ersteren als schöne Declamationen eines vom Wege verirrten Einsamen über ein paradoxes Thema. Was Wahrheit in ihnen ist, wird sich dann theilweise von selbst aufdringen und man wird diese eingeschränktere bewährte Wahrheit desto mehr lieben. Sein Emil ist voll von Beobachtun-

gen und Lehren für die Menschheit; sein Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars in demselben hat schöne Stellen über Gott, Gewissen, die Stimme der Natur und die Vortrefflichkeit des Evangeliums, bey allen Zweifeln, die er dagegen vorträgt. Diese haben ihm Verfolgung zugezogen, und sein sonst nützliches Buch dem Feuer überantwortet. Sie stehen aber in hundert andern Büchern, die überall gelesen werden, und beziehen sich meistens auf den Hauptzweifel, daß die geoffenbarte Religion nicht allgemein sey, welches sie auch, als Geschichte, offenbar nicht seyn konnte und nicht seyn wollte.

XII.

Taubstumme.

(Nachtrag zu S. 194.)

Die Neuere Zeitschrift für Kunst und Literatur vom J. 1825. Nr. 79 — 81. enthält über diesen Gegenstand einen sehr interessanten Aufsatz unter der Aufschrift: Fragmente aus Paris im J. 1822 von F. Neumann. Er theilt die Bemerkung mit, welche sich ihm bey dem Besuch des Taubstummeninstituts nach Sicards Tode aufgedrungen, wie es scheint im Allgemeinen mit Unparteylichkeit und richtigem Beobachtungsgeist.

Die Methode, lediglich durch Handstellungen, und die mannichfaltigste Fingerlegung eine der Schrift gleiche, das mündliche Sprechen entbehrlich machende Mittheilung zu erreichen, ist im J. 1823 in einem eignen durch Kupfer erläuterten Werk entwickelt. Es erschien unter dem Titel: Syllabaire dactylologique, ou Tableau d'une lan-

gue manuelle' a l'Usage des sourds-muets. 4. Etwas ganz ähnliches hatte schon Wolke vorgeschlagen, und überhaupt den Gegenstand mit deutscher Gründlichkeit in einem eignen Werk bearbeitet, von dem freylich die Franzosen keine Notiz nehmen und doch so viel daraus lernen könnten. Es führt den Titel: C. H. Wolke Anweisung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, nebst Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde. Leipzig 1804. — Auch Mütter junger Kinder, Haus- und Schullehrer werden viele lehrreiche Winke für den ersten Unterricht darin finden. Wie viele treffliche Schriften werden doch so früh vergessen!

Mehr declamatorisch als gründlich ist die Eloge historique de l'Abbé de l'Eppée pour M. Bazet. Paris 1821. Indeß enthält doch die Schrift vieles von den Freuden und Leiden des Mannes, das bisher weniger bekannt war.

Das Leipziger Taubstummeninstitut, von dem König von Sachsen gegründet, hatte zuerst Hr. Heineke zum Vorsteher, dessen Wittwe, ganz in seine Methode eingeweiht, es in Verbindung mit Herrn Petschke fortsetzte. Es besitzt itzt ein sehr angemessenes Local, und hat sich der besondern Theilnahme der städtischen Behörden, so wie in Herrn Reich eines sehr thätigen Vorstehers zu erfreuen, und kein Besucher wird es unbefriedigt verlassen.

Mehrere den Gegenstand betreffende Schriften findet man genannt in meinen Grundsätzen der Erziehungs- und Unterrichtslehre, III. Theil §. 132.

XIII.

Die Pariser Gefängnisse, der Tempel und la Force.

(M. s. oben S. 209.)

Das alte Gebäude, das schon in den frühesten Zeiten den Namen le Temple auch la tour du Temple führt, war bereits im 12ten Jahrhundert der Sitz der Tempelherrn. Den Hauptthurm erbaute 1212 der Schatzmeister des Ordens Hubert. Auch der Königl. Schatz ward hier oft aufbewahrt. In der Folge war es das Eigenthum des Maltheserordens und Sitz des Priors. Im J. 1792 war es bekanntlich der letzte Aufenthalt Ludwig XVI und seiner Familie vom 11. Aug. 1792 bis zu seiner Hinrichtung am 21. Jan. 1793. Im J. 1811 ist es gänzlich demolirt.

Das Gefängniß la Force (auch la grande Force) führt den Namen von einem früheren Besitzer des Hotels Duc de la Force. Man bestimmte es ums Jahr 1754 zu einer Militairschule, für die aber bald ein andres Hotel gewählt wurde. Im J. 1780 trat es auf Neckers Antrag an die Stelle zwey andrer höchst ungesunder Gefängnisse, und bekam zugleich eine angemessenere und anständigere Einrichtung. In den furchtbaren Mordtagen war es der letzte Aufenthalt der unglücklichen Opfer der Schreckensregierung. Hier war es auch, wo die Prinzessin Lamballe gemordet wurde.

Von beyden Gefängnissen, so wie von allen übrigen in Paris, giebt Dulaure histoire physique civile et morale de Paris depuis les premieurs Temple historiques jusqu'a nos jours. Paris 1822. Vol. I—VII., vollständige Nachricht.

XIV.

Doctor Saiffert.

(Nachtrag zu S. 222.)

Das angeführte Werk enthält zunächst eine Anleitung für den Setzer (Staben-setzer) weil eigne Lettern dazu gegossen waren. Sodann folgt ein Verzeichniß der neuen Vocale und Consonanten. Da ließt man Benennungen — bey den Vocalen von Stutzern, Gähnern, Bläkern, Winslern, Grunzern, Murmlern, Rülpsern; bey den Consonanten von Lisplern, Schlürfern, Röchlern, Bläsern, Rauschern u. s. w. Hieran schließt sich eine Reihe von Krankenberichten und Krankenbehandlungen, in welchen nach dem Urtheil der Sachkundigen manches originelle und beachtungswerthe enthalten seyn soll. Endlich folgt ein medicinisches Wörterbuch, durchaus neuer Terminologieen, statt der gewöhnlichen Benennungen der Krankheiten und Arzneymittel, wobey in der That unbegreiflich ist, wie ein kluger Mann glauben konnte, daß er durch diese zum Theil ganz corrupte Namen die ganze medicinische Sprache umzuschaffen, und die Uebliche zu verdrängen im Stande seyn würde. Hier nur eine kurze Probe der Schreibart, von der Saiffert im vollem Ernst meinte, daß sie die echte reindeutsche sey, und daß billig Jeder so schreiben müsse.

Erster Bétrâg
zur Rénigung der ûbschâftlichen Ârztné-lére.

Vôrlauf von dem sâftligem und sinligem lêben.

„Tas, das tiriśe lêben „nâch ménen„ in méner langen ârztligen „ûbschaft„ strenge gemachten „ôbachtungen„ mâgs alen wûdersprechlich schénenden „und mír„

wi den mésten Ârzten „bekanten„ lér-ménungen „aus énem sinligem und sâftligem bestéet, kann„ mír glaubens-schlenderiś und flachsinig „wûderspro-chen, âber natûrforśeriś ôbachtend und tíf nâchdenkend, nicht geläugnet„ werden.

Der bewés, tas dise béden lêben, énes ône das andre „zét-fristig„ bestéen können, wird sich durch énige „strenge„ von mír „gemachten„ und in disem Bétrâge treu vôrgestellten„ ôbachtungen entwickeln.

Tas, das sinlige lêben „ône das sâftlige zu verlasen„ zét-wélig „mér ôder wéniger„ aus dem tíriśen lêbens-gebâude sén, und widerum in ím aufgenommen wêrden kann, wird sich durch di folgen méner ôbachtungen erôrtern.

Tas, das sâftlige gestôrte lêben, das sinli-ge „mér ôder wéniger„ stôrt, schwâcht, ôder wirig macht, kan sich kén ûbschâftliger Ârzt läugnen: der bewés ist ím täglich „durch behandelungen sér geméner krankheiten„ zugégen.

Tas, das sinlige lêben „besonders in den Men-sen„ das sâftlige stôren „und sógâr plôzlich„ mit sich dahin réśen „kann, würde nâch kurzer erôrterung„ én geméner bewust sén. —

Doch genug, und schon zu viel zum Beweise der seltsa-men Verirrung und Selbsttäuschung, als Folge fixer Ideen, die sich so oft gerade vorzüglicher Köpfe, besonders der Autodidacten, bemächtigen.

XV.

Straf-Arbeits-Anstalt für Raupen, nach der Berliner Zeitung.

(Zur Erläuterung von S. 234.)

Zu den merkwürdigen Erscheinungen unsrer Zeit gehört die unter obiger Aufschrift in München von einem bayerschen Officier, Hrn. Hebenstreit, mit bewundernswürdiger Geduld angelegte Anstalt. Es ist die Elfenraupe, deren Kunsttrieb durch ihn zu einer geordneten Thätigkeit gesteigert ist; da diese Raupe jedoch den Früchten und Bäumen schädlich zu seyn pflegt, so muß sie in dieser Anstalt gleichsam zur Strafe für den angerichteten Schaden, Buße thun und zur Arbeit angehalten werden. In diesem kleinen Zuchthause läßt er nun durch diese Insekten Watte weben, wozu ein hölzernes Gestell errichtet ist, auf welchem sie, ohne daß sie es wissen, ihrem Gewebe die Form von Watte geben müssen, da sie sonst nur ungeregelt und willkührlich ihre Spinnarbeit zu Stande bringen. In diesem thierischen Spinnhause sollen etwa 500 Raupen in weniger als 2 Wochen mehrere wasserdichte Schleyer gewebt haben von glänzender weißer Farbe, und doch so durchsichtig wie Glas; außerdem auch noch ein Stück Watte, drey Ellen lang und mehr als zwölf Viertel breit, alles nach vorgeschriebenen Modellen gearbeitet, und sogar mit einem geschmackvollen Muster versehen. Der Vorsteher ließ nämlich seine Fabrikanten das Zeichen einer Krone darin einweben, indem er, wie öffentliche Blätter berichten, diese Figur mit Spiritus auf das Gewebe zeichnete. Um den widerlichen Geruch desselben zu vermeiden, kriechen sie rings um denselben herum, indem sie um die bestrichenen Stellen herumweben, und solchergestalt abermals unbewußt

die aufgegebene Figur glücklich herausbringen. Dieses seltsame Wunderwerk kam im Julius 1823 in jenem Werkhause wirklich zu Stande. Die Anstalt soll sich in einem Saale des englischen Gartens zu München befinden, und eine eigne Aufschrift führen, nämlich: „Straf-Arbeitsanstalt für schädliche Raupen." Der Director der Raupen hat aus diesem Gewebe sogar kleine Luftballons zusammengesetzt, die mit brennbarem Gas gefüllt wurden, worauf sie mehrere hundert Fuß in die Luft stiegen. Recht artig wäre es doch — setzt der Erzähler hinzu — wenn man nun auch eine kleine papierne Gondel daran hängte und sie mit Raupen besetzte, die sich ganz vortrefflich zu Luftschiffern eignen würden; denn wenn sie einmal das Unglück haben sollten, aus der Gondel herabzustürzen, so könnten sie sich ja nur mittelst ihres Gewebes anknüpfen und sich an ihren eigenen Faden ganz bequem herablassen.

XVI.

Inschrift

über dem Eingang zu Millins Bibliothekzimmer.

(S. 257.)

Quisquis ingenuus hoc Musarum sacello
delectarier honeste cupias
has leges perpendier,
recte sciens
nunquam negligito.
De regibus rerumve moderatoribus
nihil nisi honorifice loquantor
de primo sedendi loco
nulla fiet quaestio

omnes liberalium doctrinarum artiumque cultores
qui dulci Camenarum melle
sunt nutriti
quos dilexit divus Apollo
vel Muemosyna sancta fovet
in veneranda litterarum sodalitate
sunt pares.

In re aliena temere curiosi
blatterones inepti insulse loquentes
palpatores importuni officiis tristes
contracta fronte
Censores adunco naso procul eliminantor
mordere et quidquid salem
inurbanum sapit
penitus interdicitor
quae in proxima tabella gallice scripta
de libris codicibus
ac tota erudita supellectile
statuta sunt
inviolate observantor.
His legibus utere mecum.

XVII.

Die Herzogin von Orleans über Mad. de Valière.

(S. 267 u. 303.)

Madame de Valière war Hofdame bey Henrietten von England, der ersten Gemahlin des Bruders Ludwig des XIV, Herzogs von Orleans. Die öftere Gegen-

wart des Königs erweckte bald in Beyden eine leidenschaftliche Neigung, gegen die jedoch die tugendhafte Valière so lange ankämpfte, bis sie endlich der Ueberredung nachgab und Mutter ward. Ihre religiöse Stimmung blieb aber fast immer stärker als ihre Liebe, und die Unbeständigkeit des Königs, erleichterte den Sieg. Sie verließ plötzlich den Hof, ging in das Carmeliterkloster, wohin sie eben so sehr die allgemeinste Achtung und Liebe, als das Bedauern begleitete. Hier wollte sie nach ihren Begriffen, alles was sie verschuldet durch die härtesten Büßungen vergüten. Sie genoß oft nur Wasser und Brodt, trug einen eisernen Gürtel, und brachte Winter und Sommer die frühesten Morgenstunden im Gebet zu. Selbst das Wasser hat sie sich — weil der Heiland am Kreuz gedürstet habe — oft bis auf das allerkleinste Maaß versagt. Bey dem Tode theurer Verwandten bezwang sie den Schmerz. „Nicht über sie, über mich allein — sagte sie — habe ich Ursach zu weinen."

Sie erhielt oft Besuch, selbst von Ludwigs Gemahlin und andern hohen Personen des Hofes, die sich an ihrem Anblick erbauen wollten. So hat sie sechs und dreyßig Jahr ihr Leben verweint, und auf die dringenden Vorstellungen der Klosterschwestern, sich mehr zu schonen, nicht geachtet, bis bey den steten Selbstpeinigungen die schwache Lebensflamme endlich verlosch. —

Das sind die Früchte der Entstellung einer Religion, die doch keine andere Versöhnung mit Gott predigt, als Reue, Besserung und Glauben an eine unendliche Liebe. Das sind die Wirkungen einer mißverstandenen Frömmigkeit, die zuletzt das Herz für alle reinmenschlichen Gefühle versteinert.

Aus den Briefen der Herzogin von Orleans.

„Madame de la Valière war Maitresse vom König und gar ein gut Mensch. — Die Montespan verdrängte sie. Wenn eines von deren Kindern starb, war der König herzlich touchirt, aber nicht als der Comt. de Vermandois, Sohn der Valière, starb. Denn die Montespan und die alte Zott (die Maintenon) hatten dem König weiß gemacht, daß dieß Kind nicht sein, sondern des Lauzun gewesen;

aber es wäre zu wünschen gewesen, daß alle des Königs Bastarten so gewiß sein eigen wären, als dieser gewesen ist. Mad. de la Valière war gar keine leichtfertige Maitresse, und sie hat es wohl durch ihre Buße und Pönitenz bis ans Ende von ihrem Leben bewiesen. Es war gar ein angenehm Mensch, gut, sanftmüthig, tendre. Sie hatte den König nicht wie die alte Zott aus Ambition lieb, sondern eine echte Passion für ihn, und hat ihr Leben lang niemanden geliebt als den König. — Der König hat die Valière vergessen, als wenn er sie in seinem Leben weder gekannt noch gesehen hätte. — Auf Anstiften der Montespan hat er die Valière sehr übel tractirt. Da dieß der de la Valière durch die Seele gedrungen, so hat das arme Mensch gemeint, sie könne Gott kein größeres Opfer thun, als ihm ihre Liebe als die Quelle von ihren vorigen Sünden aufzuopfern.

Ich fand der Mad. de la Valière Augen weit schöner als Mad. de Montespan ihre; sie hatte eine solche Anmuth, wenn sie einen ansahe, daß es nicht zu beschreiben ist; gar eine artige feine Taille, aber keine schönen Zähne.

Als Mad. de Valière von der Montespan verdrängt war, hat sie es für eine Buße gehalten, bey der Montespan zu bleiben. Diese hat sie übel tractirt und öffentlich ausgelacht; sogar dem König obligirt, hart mit ihr zu verfahren. Der König mußte durch dieser ihre Kammer gehen, wenn er zu der Montespan wollte. Er hielte ein schönes Espagnolchen, so malice hieß; da nahm der König auf Antrieb der Montespan dieß Hündchen, und warf es der Ducheſſe de la Valière zu, und sagte: Tenez Mad. voilà votre compagnie. C'est assez, — und so ging er zu der Montespan. Das hat sie alles mit Geduld ausgestanden. —

Die Valière hatte eben so viele Tugenden an sich, als die Montespan Laster. Daß sie die einzige foiblesse für den König gehabt hat, war ihr wohl zu verzeihen; der König war damals jung, schön, alle Menschen haben ihr dazu gerathen und geholfen, und sie war sehr jung; im Grunde war sie stets modest und tugendsam, und hatte ein gar gut Gemüth. — Seit sie Carmeliterin geworden, hat sie nichts als unsern Herrn Gott geliebt, und hat mir oft gesagt, wenn der König in ihr Kloster kommen sollte, wollte sie ihn nicht sehen und sich einsperren, daß er sie nicht finden sollte; aber sie ist der Mühe enthoben worden, denn der König ist nie hingekommen. — Sie war noch nicht im Kloster, als ich in Frankreich kommen bin, ist noch 2 Jahre bey Hofe gewesen. Als sie den Nonnen-Habit nahm, da haben wir erst recht Bekanntschaft gemacht. Es touchirte mich so sehr, dieß angenehme Mensch diese Resolution fassen zu sehen, daß, wie man das Drap mortuaire über sie warf, ich so bitterlich zu weinen anfing, daß ich mich nicht mehr konnte sehen lassen. Wie die Cerimonie aus war, kam Mad. de la Valière zu mir, tröstete mich und sagte, ich sollte mich vielmehr mit ihr freuen als sie beweinen, da sie nun erst anfinge glücklich zu werden. Sie würde ihr Leben nicht vergessen, die Gnade und amitié so ich ihr erwiesen, welches sie ja doch so sehr verdient hatte. Kurz darauf ging ich wieder zu ihr; ich war curieus zu wissen, warum sie bey der Montespan noch so lange als eine Suivante geblieben wäre. Gott, sagte sie, habe ihr Herz gerührt, ihr ihre Sünden zu erkennen zu geben, so hätte sie gedacht, sie müsse Buße thun, also leiden, was ihr am schmerzlichsten wäre gewesen, des Königs Herz zu theilen und von ihm verachtet zu werden. In den drey Jahren

ren nach des Königs Liebe hätte sie wie eine verdammte Seele gelitten, und Gott alle ihre Schmerzen aufgeopfert für ihre begangenen Sünden; denn wie ihre Sünde öffentlich gewesen, so hätte auch ihre Pönitenz öffentlich seyn müssen. Sie wisse wohl, daß man sie für eine Närrin gehalten, die nichts von der Untreue des Königs merke. Aber auch das wäre mit Fleiß geschehen. Denn in der Zeit hätte sie am meisten gelitten, bis daß ihr Gott endlich in den Sinn gegeben, Alles zu verlassen und ihm allein zu dienen, welches sie auch gethan. Aber durch ihre Vergehungen wäre sie gar nicht würdig, unter so reinen Seelen als die andern Carmeliterinnen zu leben." —

(In gleichem Ton findet man in den S. 266. angeführten Briefen der Herzogin, eine eben so freymüthige oft höchst pikante Charakteristik aller Personen des Hofes.)

XVIII.

Bruchstück aus der Schrift Napoleon und das französische Volk als Probe der Ansicht und des Styls des Verfassers.

(S. oben S. 292.)

Wie Bonaparte sich des großen Krondiamanten bemächtigt hatte, der unter den Trophäen über seinem Bette an seinen Staatsdegen glänzt, so eignete sich Madame Bonaparte auch die goldene Staatstoilette der unglücklichen Königin zu, die man bis dahin allen den unverschämten Räubern, welche die französische Revolution in Gang gebracht, hatte entreißen und verheimlichen können. Es ist wohl gerade nicht die Folge von Zartheit des Gemüths und des Gewissens, daß Madame Bonaparte, seitdem sie in dem Spiegel der schönen Königin sieht, fast mit jedem Tage an Fülle und Reiz verlieren soll.

Zu dem vollkommenen Hofstaate fehlte ihnen nur noch eins, und das konnten sie sich mit aller Mühe und allem Gelde nicht verschaffen — eine zahlreiche Umgebung und Bedienung von Altadligen. So viel Bonaparte auch für diese durch ihre Rückkehr und seit dieser gethan hat oder gethan zu haben glaubt; wie sehr Madame Bonaparte auch auf alle mögliche Weise der Mad. Montessan (die zur linken Hand angetraute Geliebte des vorletzten Herzogs von Orleans, bey der jetzt der Hauptversammlungsplatz des alten reinen Adels ist) auszeichnet — alles was sie bisher erlangte, war, daß diese für sie und ihre Familie in ihrem eignen Hotel kleine Assembleen von lauter Echt-Altadligen veranstaltete, wo Madame Bonaparte die Ehre hatte unter lauter Ducs und Marquis, und Grafen und Baronen zu seyn, und alle diese schönen Titel aus der alten schönen Zeit häufig um ihre Ohren herum schallen zu hören. Aus diesem geschlossenen heiligen Kreise aber auch nur einige Glieder, zu ihrer eigenen Hofbedienung zu erhalten, das war ganz unmöglich. Der in Staatsbedienungen wieder angestellte Exminister Segur, hatte es seinem jüngsten Sohne nachgesehen, Vicepräfect du palais werden zu wollen. Aber gleich empörte sich die ganze heilige Legion gegen ihn, da er als einer, dessen Familie einen Marechal de France unter sich gezählt, zum echten hohen Adel gerechnet wird. Alle die Citoyens mit dem alten de vor ihrem Namen, die im Dienste des neuen Hofes in Präfect-Livereyen u. dergl. stolzieren, werden von den Rigoristen nur zu dem kleinen Land- und Dienstadel alter Zeit gezählt.

So findet jeder Mensch, wie glücklich und mächtig er auch sey, sein unüberwindliches Hinderniß auf der Bahn des Lebens. Ueber den St. Bernhard, über die Meere, über die syrischen Sandwüsten, über ganz Europa, das

sich beugte, und endlich über das Volk von 30 Millionen, das ihn gutwillig über alle jene Höhen und Niederungen hob und trug, über dieß Volk selbst ist der Kühnwagende fortgekommen, und steht da nun oben und schaut alle die schönen Länder ringsum, vertheilt sie und nimmt sie, wie es ihm gefällt. In einem Augenblick, in welchem sein menschliches Herz ihm sagt: dir fehlt noch etwas, fällt sein umherschweifender Blick in den Salon der Mad. de Montessan, voll hübscher feiner Leute. Auch die muß ich haben, ruft er, sendet seinen Schutzengel dahin ab, sie zu laden, sie sollen kommen und begehren, sie sollen kommen und empfangen, wonach ihr Auge, wonach ihr Herz gelüstet — und der Schutzengel kehrt traurig zurück und sagt: sie wollen nicht kommen, sie wollen nichts haben, denn sie wollen — Alles haben was sie hatten. Da muß der entrüstete Mann nun immer auf der Zinne stehn, Tag und Nacht Acht geben, wie jene seine Widersacher aus- und eingehn, muß mit zehntausend Ohren horchen, was sie wohl sagen, mit hunderttausend Augen sehen, was sie wohl schreiben oder geschriebenes lesen; muß, wenn gar zu viele zusammen sprechen oder lesen, den einen hierhin, den andern dorthin schicken. Geht einer gern nach der Küste, um mit seinen vertrauten Wassermännern ein Wort zu wechseln, so muß er ihn nach den Alpen schicken; steigt einer zu hoch auf den Berg und liebt das Veste zu sehr, so muß er ihn übers Meer nach den Inseln senden. Da laufen und treiben nun alle getreuen Knechte, und kehren keuchend zurück neue Befehle zu erjagen, und finden ihren todtenbleichen Herrn an den noch bleicheren Schutzengel gelehnt, beyde den erloschenen Blick tief in den Salon der Madame de Montessan voll feiner Leute versenkt, die nicht kommen wollen — die nichts haben wollen! —

XIX.

Aus des Grafen von Schlaberndorf letztem Willen.

(S. 296.)

Ueber den Inhalt des späteren Testaments läßt sich, da es noch nicht aufgefunden seyn soll, nichts sagen. In seiner Verordnung vom 2ten May 1785 aber finden sich schon unter andern folgende Artikel. Sie werden hinreichen, um den warmen Eifer des Grafen und seine hellen Blicke in die Bedürfnisse der Volksbildung kenntlich zu machen:

„Von den jährlichen Revenüen des Kapitals, nach Abzug dessen was den Erben nach dem Rechte gebührt, sollen auf allen meinen Gütern so viel Schulen als nöthig sind erbaut und die Kinder wohl unterrichtet werden. Man soll für exemplarische Lehrer sorgen; man soll allen zum Unterricht erforderlichen Apparat anschaffen.

Die Kinder sollen kein Schulgeld bezahlen. Auch die nöthigen Bücher sollen die Armen umsonst empfangen.

So bald durch die Thätigkeit eines tüchtigen Geistlichen die Gemeindeglieder an Bildung gewonnen haben werden, soll das Salair desselben erhöht, für das Beichtgeld und andre wegfallende Accidenzien er hinlänglich entschädigt werden.

Sodann soll auch ein möglichst vollkommnes Schullehrer-Seminar gegründet werden, nach dem Muster der Rochowschen Schulen zu Reckane.

Es sind die besten Landschulen die ich itzt kenne. Man lehrt da die Kinder ihre Vernunft wohl gebrauchen; man bildet sie zu guten Bürgern, beseelt von dem Geist des Christenthums. Die Seminaristen sollen hier lernen wie-

der andre Schulen zu organisiren. Sie selbst sollen dabey theoretisch und praktisch gebildet werden. Sie sollen kein Geschäft für würdiger halten und mehr lieben als das ihrige. Dem Director des Seminars soll man freye Hand lassen. Er muß die Seele des Instituts seyn.

Die Zahl der Seminaristen soll nicht unter 10, und nicht über 15 seyn; — nur junge, gesunde Leute; aber keine Bedienten; keine halbgebückten Greise; keine Invaliden oder einfältige Handwerker.

Unterricht und Beköstigung soll frey seyn.

Der Unterricht sey einfach, mache nicht dünkelhaft und bleibe fern von unnützen Streitfragen.

Die Kost sey gesund für Leib und Geist.

Die Aufsicht sey streng, aber fern von sclavischer Behandlung.

Sie müssen nicht zu früh, aber dann mit gutem Gehalt in feste Stellen einrücken.

Neben dem Seminar muß eine Schule seyn, um die Seminaristen an die Jugend zu gewöhnen und in der Methode zu üben. In diese sollen 20 — 40 Vaterlose aufgenommen werden. Man soll sie theils zu künftigen Seminaristen, theils zu tüchtigen Oekonomen oder Chirurgen erziehen, und ihnen Mittel zu allerley Handarbeiten verschaffen.

Das Seminar und die damit verbundne Schule wird besser auf dem Lande als in einer Stadt errichtet werden. Es ist da weniger Gefahr für die Sitten, und die künftigen Landschullehrer lernen sich an das Landvolk gewöhnen, und sich Vertrauen zu erwerben u. s. w.

XX.

Bemerkungen über Korai,

gefälligst mitgetheilt von Hrn. Prof. Reisig.

(Nachtrag zu S. 320.)

Korai (Κοραῆς) hat einen großen Theil seiner Vorrede zu den Aethiopicis des Heliodorus (Paris 1804.) darauf verwendet, zu zeigen, welchen Gang die Griechen in ihrer Sprache zu nehmen haben, um sie ohne Zwang und in freyer Eigenthümlichkeit zu einer höheren Stufe der Bildung zu fördern. Mehrere, besonders Neophytus Ducas (itzt in Bukarest) unstreitig nach Korai der gelehrteste Sprachkenner unter den heutigen Griechen, stimmten für die Meinung, es müsse als Sprache der gebildeten unter den Griechen die althellenische wieder eingeführt werden, und diese Meinung vertheidiget dieser Neophytus Ducas in einer zu diesem Zweck altgriechisch verfaßten Rede. Doch dagegen streitet mit großem Eifer Korai S. 54. der genannten Vorrede. Den Gebrauch der althellenischen Sprache betrachtet er zwar als eine nothwendige Uebung in den Schulen; ja er ist überzeugt, daß das Betreiben derselben ein wirksames Mittel sey zur Belebung des griechischen Volks, zur Aufklärung seines Geistes und zur Veredlung seiner Sitten. Doch indem er behauptet, daß außerdem nach Erlernung derselben, ein jeder besondere Sorgfalt auf Berichtigung und Verschönerung der itzt gangbaren Sprache verwenden solle, unterläßt er die Wege genauer anzugeben, auf welchen dieses geschehen könne, ohne dabey doch auf die althellenische endlich zurückzukommen. Das Beyspiel heutiger gebildeter Nationen, der Italiäner, Franzosen, Engländer, die ohne weitere Rück-

sicht auf die Beschaffenheit ihrer Stammsprachen, in freyer Originalität eine eigne Gestalt ihrer Muttersprache gaben, genügt ihm, um seiner Nation einen ähnlichen Gang anzuweisen, als ob aus der hellenischen Sprache durch Vermischung mit der Sprache eines andern Volkes eine gänzlich neue Gattung in der heutigen entstanden sey. Bey den Gründen, welche er der anderen Meinung entgegenstellt, nämlich weil es unmöglich sey, bey dem größten Streben der Nachahmung den alten Mustern gleich zu kommen, und weil die Individualität sich lebendiger ausdrückte in der Sprache, die einer von der Mutter erlernt und täglich rede, betrachtet er nicht nur die althellenische gleichsam wie eine fremde Gattung, sondern ist sogar geneigt, dieselbe Sprache im Laufe von funfzehn Jahrhunderten anzusehn wie eben so viele Sprachen S. 63. Außerdem bestreitet er auch die Meinung derjenigen, welche er mit einer der althellenischen Analogie zuwider laufenden Wortform μιξελληνίζοντας nennt, welche die althellenischen Redeweisen mit der heutigen Sprache zu verbinden riethen. So mannichfaltig dieses auch geschehen kann, ist es doch allerdings ein sonderbarer Versuch den er anführt, wenn einige in ihren Schriften eine Verbindung so angestellt haben, daß sie bald eine althellenische Redensart oder Periode, bald wieder zur Abwechselung eine neuhellenische gesetzt, und so ein buntes Wesen mechanisch verfertiget haben. Wenn Korai mehr Kenntniß der lateinischen und deutschen Sprache besäße, und in diesen beobachtet hätte, wie sich diese der hellenischen Sprache anzuschmiegen geschickt gewesen, so würde seine Abhandlung umsichtiger und reichhaltiger ausgefallen seyn. Es muß also selbst der gedachte Gegenstand, welcher ein allgemeines Interesse für die Griechen hat, ein Beweggrund für diese seyn, unter

allen neueuropäischen Sprachen — am meisten die deutsche — in den Fortschritten ihrer Bildung kennen zu lernen, und außerdem die lateinische, die sie allzukühn vernachlässigen.

XXI.

Bruchstücke über Madame de Maintenon, nach Bredow in dem Taschenbuch Minerva, vom J. 1814 u. 1815.

(S. oben S. 404.)

Die Noth des Volkes verhehlte sie dem Könige nicht; kaum bedurfte es dessen ihn zum Frieden geneigt zu stimmen. Aber den Unwillen, die Spottschriften und Schmähgedichte suchte sie ihm zu verheimlichen: sein Gram, sein bitterer Unmuth über das Unglück, das den alten Monarchen so schwer traf, daß er weinend im Staatsrathe ausrief: „So kann ich denn weder Krieg führen, noch Friede schließen!“ wurden ihr schon empfindlich genug. „Ich würde mir selbst nicht mehr ähnlich sehen, schreibt sie, wofern ich nicht fest von Gottes weiser Güte überzeugt wäre, die uns das Böse wie das Gute zu unserm Besten erfahren läßt. So bin ich mitten in der allgemeinen Erschrockenheit noch eine der Herzhaftesten am ganzen Hofe. — Alles was sonst den König ergötzt oder zerstreuet hatte, war für ihn abgenossen; vergebens suchte sie ihm durch Concerte, durch Prologe zu Opern, die voll Lobeserhebungen auf ihn waren, durch Scenen aus Comödieen, die von den Hausbedienten in seinem Zimmer aufgeführt wurden, einige Aufheiterung zu verschaffen. Die Langeweile und die Verdrießlichkeit des Königs waren nicht zu besiegen, so daß sie wohl ausrufen mochte: „Welche Marter, einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsable ist!“ In diesem Gefühl warnte sie: „Hütet euch, meine Töch-

ter, vor dem Glück, das man in den Schlafkammern der Könige findet!" — Mehr als einmal schalt sie das Leben unausstehlich, und wünschte sich den Tod: was ihrem leichtsinnigen Bruder, den Grafen von Aubigné, veranlaßte ihr zu sagen: „So hast du gewiß schon das Wort, droben Gott dem Vater zu heirathen!" Sie nannte ihr Leben in dieser Zeit auch nicht anders als eine Sclaverey; ihre scheinbar glänzenden Verhältnisse Ketten, die sie Gott zu Liebe trage. Ihm, foderte der König, sollte frey stehen, verdrießlich zu seyn; von andern aber verlangte er stets gleiche Heiterkeit. Die Frau von Maintenon wußte dieß. Einmal hatte er sie in ihrem Kummer überrascht. „Wie Madame? Sie sind traurig? fragte er sie in einem Tone, daß sie nie wieder dem Könige ein trauriges Gesicht zeigte. Das Fräulein von Aumale, das von ihr erzogen, jeden Antrag zu einer Heirath ausschlug, um ganz ihrer Erzieherin leben zu können, auch bis an ihren Tod um sie war, erzählt: „Ich habe sie oft müde, bekümmert und krank gefunden, und gesehen, wie sie dennoch den König mit dem heitersten Gesicht und dem freundlichsten Wesen vier ganze Stunden allein unterhalten konnte, ohne Wiederholungen, ohne Gähnen, ohne Erschöpfung. Wenn Ludwig des Abends um zehn Uhr aus ihrem Zimmer ging, wandte sie sich oft seufzend zu mir: „Ach! ich kann dir eben nur noch sagen, daß ich nicht mehr kann." —

Sie selbst schilderte ihren Tag so: „Zu meinem Gebet und zur Messe muß ich die Zeit nehmen, da noch alles schläft; denn so wie meine Thür geöffnet wird, habe ich keinen Augenblick mehr für mich. Um halb acht kommt Herr Marschall (des Königs Wundarzt), hernach Hr. Fagon (der Leibarzt), auf den Herr Blois folgt,

oder sonst jemand, der fragen läßt, wie ich mich befinde. Sodann Hr. von Chamillart, oder sonst ein Minister, dann der Herr Erzbischof Noailles, ein Marschall, der abreisen will, ein Anverwandter, und eine Menge andrer Leute, die nach der Reihe erscheinen, und nicht gehen, als bis sie ein Vornehmerer ablöset. Endlich kommt der König; nun muß alles weichen. Er bleibt gewöhnlich bis zur Messe. Bemerken Sie, daß ich bis dahin noch im Nachtzeuge war. Während des Ankleidens dauern die Besuche fort, ich gebe Aufträge, ich dictire Briefe. Nach der Messe kommt der König wieder, dann die Herzogin von Burgund mit ihren Damen, und diese bleiben während ich esse. Auch dabey bin ich nicht ohne Unruhe; ich bin immer besorgt, ob die Herzogin nicht etwas Unanständiges sagt oder thut, ob sie sich gegen ihren Gemahl gut aufführt, wenn er dabey ist. Denn da ich es einmal übernommen habe, sie zu erziehen, so dünkt mich, daß ich alles Böse, was sie thut, und alles Gute, das sie nicht thut, zu verantworten habe. Dabey muß ich das Gespräch unterhalten, das alle Augenblicke abbricht. Es ist eine Anstrengung des Verstandes, die ihres Gleichen nicht hat. Und in diesem Kreise kann ich nicht einmal zu trinken fordern. Denn sehe ich mich um, und möchte gern einen Lakeyen haben; so strebt ein jeder mich zu bedienen, und alle werden böse, daß ich's abschlage, welches mir eine neue Plage ist. Endlich geht alles zur Tafel, und nun würde ich frey seyn, wenn nicht der Dauphin, der oft früher speiset um auf die Jagd zu gehen, gewöhnlich diese Zeit wählete, mich zu besuchen. Er ist schwer zu unterhalten, da er wenig redet, und immer gedankenleer ist; ich muß also allein für uns Beyde reden.

Gleich nach des Königs Tafel kömmt er mit der ganzen Familie, Prinzen und Prinzessinnen in mein Zimmer,

und sie vertreiben einander eine halbe Stunde die Zeit. Dann geht er weg, die Uebrigen bleiben. Und von Spielen und Ergötzlichkeiten umringt, frage ich mich dann oft selbst: ist dieß das Zimmer einer Christin? Nichts als Freude und Lachen! „Was mich dann noch tröstet, ist, daß bey mir wenigstens nichts vorgeht, was die Unschuld beleidigt; hat man hier nicht Frömmigkeit viel, so hat man wenigstens Sitten, und das ist doch etwas. — Oft muß ich mich der lustigsten Unterhaltung überlassen, während mein Kopf voll ist von Unruhe, und das Herz mir blutet über die traurigen Zeitungen, die täglich uns kommen, über das fast verlorene Spanien, über den sich verziehenden Frieden, über das Elend so vieler Tausende, über den Tod oder den Ruin so vieler Freunde, die in Schlachten fielen, Hab' und Gut verloren. Meine Augen müssen heiter seyn, während das Herz weint. Trennt sich diese Gesellschaft, so haben immer einige Damen mir etwa was Besonderes zu sagen; und folgen mir in mein Kabinet, mir ihren Gram und Verdruß zu erzählen. Da soll ich Antheil nehmen, soll ihnen dienen, soll von Kleinigkeiten mit dem Könige reden, der schon von der Last der Staatsgeschäfte fast erdrückt wird. Oft will auch die Herzogin allein mit mir reden, so daß ich, die siebzigjährige Alte, das Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofes werde. Alle wollen, daß Alles durch mich gehen soll. Wahrlich, zuweilen will mir der Kopf in die Runde gehen; und ich glaube, wenn man meinen Körper nach dem Tode öffnen sollte, man möchte mein Herz so vertrocknet und dürre finden, wie das des Herrn von Louvois.

Dann muß ich auch des Königs geheimen Kummer anhören und theilen, und dieses Kummers ist nicht wenig. Es kömmt ein Minister, der Bericht erstattet, oder trau-

rige Zeitungen bringt. Der König hört ihn aufmerksam an, und setzet sich zur Arbeit. Verlangt er dabey meine Gegenwart nicht, welches doch selten geschieht, so entferne ich mich etwas weiter, und schreibe oder bete. Während der König noch fortarbeitet, esse ich zu Abend. Ihr könnet denken, daß dieser immerwährende Zwang von früh sechs Uhr an mich endlich sehr müde macht. Zuweilen merkt es der König und sagt zu mir: „Sie können nicht mehr Madame; nicht wahr? Gehen Sie zu Bett!“ — Meine Kammerfrauen kommen. Allein ich merke, daß sie dem Könige zuwider sind, der noch gerne mit mir plaudern möchte, nur nicht in ihrer Gegenwart, oder wenn er noch einen Minister bey sich hat, besorgt, sie möchten hören, was sie nicht hören sollten. Ich kleide mich daher geschwind aus, und eile damit oft so, daß mir übel wird. Endlich bin ich im Bette. Ich schicke mein Weibervolk weg, der König bleibt.

Oft wenn er sich entfernt hat, kommen vor dem Essen der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund noch zu mir herein. Um zehn Uhr oder ein Viertel darnach geht alles fort. Dann bin ich allein und könnte mich erholen; aber oft hindert mich die Müdigkeit auch selbst am Schlaf. Nun sagt mir, hat es nicht die Hanne Brindelette in Avon besser als ich? — Gott weiß es: ich habe mich hieher nicht gesetzt, wo ich bin; ich hatte es weder gekannt noch gewollt. Oft denke ich an den natürlichen Haß, den ich gegen den Hof habe. Da ich dennoch dahin gelangt bin wider meinen Willen; so muß ich glauben, daß Gott mich dazu bestimmt hat. Denn sonst ist das Leben am Hofe ein Lärmen, das in der Ferne für einen melodischen Klang gehalten wird; eine Bühne hinter der nichts als Seile, Lampen, Unschlitt und was

sonst unangenehm, zu sehen ist, während die entfernt davor Sitzenden einen bezauberten Palast, eine paradiesische Landschaft mit Entzücken anschauen, wie wohl doch alles nur eine schmutzige Leinwand ist. Bey Euch in der Einsamkeit (in St. Cyr) da ist mir wohl; mein Herz wird mir leicht, wenn sich die Thüre hinter mir schließt; und oft wenn ich ins Schloß zurückgehe, sage ich bey mir: dieß ist wohl ein Theil der Welt, für den Jesus Christus nicht gebetet hat. — Mein großer Trost ist St. Cyr. Ich hatte gehofft, hier etwas Gutes stiften zu können; und es geschieht. Hier finde ich meine Ruhe und mein Heil, hier kann ich vergessen, daß es einen Hof giebt; und es ist ein großer Trost, seinen Kummer wenigstens unterbrochen zu sehen, wenn man nicht hoffen darf, daß er ein Ende nehmen werde."

XXII.

Mittheilungen aus Originalbriefen der Herzogin Franciska von Würtemberg *).

(S. oben S. 471 ff.)

Vom 20. May 1783.

Innigen Dank für den mir überschickten Aufsatz über einige der vorzüglichsten neueren Schriften. Mehrere waren

*) Nach den eigenhändigen Schreiben, nur mit Berichtigung der oft fehlerhaften Orthographie und Weglassung dessen, was sich auf einzelne Stellen meiner Schriften oder Briefe bezog, und kein Interesse für die Leser haben würde.

mir nicht neu; der andern soll sich mein Herz und meine stille Köhlerhütte *) bald erfreun.

Wenn Erkenntlichkeit für so viele auf meiner Reise erfahrne Güte mir selbst einen Werth geben könnte, so wäre ich Ihrer so wohlwollenden Gesinnungen nicht ganz unwürdig. Aber itzt kann mich Ihre zu vortheilhafte Meinung im Grunde nur beschämen. Ach! zu oft habe ich wider meine bessere Ueberzeugung gehandelt.

Ihr Philotas für Leidende, den ich noch unterwegens las, hat mich wieder lebhaft an die Noth so vieler Menschen erinnert. In einer glücklichen und sorgenfreyen Lage vergißt man so leicht der Unglücklichen.

Vom 1. April 1783.

Also soll der Herzog den Wunsch und ich der Hoffnung, Sie in der Carlshohenschule persönlich wirken zu sehen, völlig entsagen? Ihre Vaterlandsliebe giebt dem Ruf kein Gehör. Ich soll zwar im Namen des Herzogs noch einmal den Antrag wiederholen. Aber ich setze kein Wort der Ueberredung hinzu. Echter Freundschaft muß Ihre Ruhe und Zufriedenheit mehr werth seyn als das eigne Interesse.

Freundschaft! — sagen Sie vielleicht — nach so kurzer Bekanntschaft. So gar kurz ist sie nicht. — Eh ich aus den Thälern der Freyheit, vom Rheinstrom, von der Spree nach Halle kam, kam Ihnen mein Vertrauen durch Ihre Schriften entgegen.

Sie reden von Zutrauen! — Möchte ich es nur ganz verdienen! Aber ich fühle nur zu tief, wie viel von dem, was man eben Gutes an mir findet, mehr durch Temperament und Neigung, als aus reiner Tugend und

*) Ein Lieblingsaufenthalt der Herzogin in dem schönen Hohenheim, in der Form die der Name bezeichnet.

Frömmigkeit entspringt. Ich muß noch ganz anders werden, um mir selbst zu genügen, und ganz das Vertrauen der Besseren zu verdienen.

Vom 20. Jun. 1783.

Es geht mir wie in Halle — so viel möchte ich sagen und so wenig vermag ich es. Was kann auch das Urtheil einer Frau von meiner Art für den Schriftsteller für Werth haben? Aber das kann ich doch nicht ungesagt lassen, daß die Milde Ihres Urtheils wohlthätig auf mich wirkt. Ich fange an zu glauben, daß, hätte ich in meinem sechzehnten Jahre, wo ich ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß, mir ganz allein überlassen, mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte, in die Welt trat — hätte ich da einen treuen warnenden Freund zum Rathgeber gehabt, hätte seine Vernunft, sein Herz, seine Sittenreinheit mir Hochachtung eingeflößt — ich besser geworden wäre. — Könnte und dürfte ich nach so kurzer Bekanntschaft Ihnen meine ganze Geschichte erzählen, könnten Sie in meinem Innern den Ernst und die Reue sehn, mit der ich darauf zurückblicke, Ihr Bedauern und Ihr Gebet würde mir nicht fehlen. Ich klage nicht gern. Doch liegt im Klagen über eigne Schuld ein Mittel zum Trost, und das Herz wird ruhiger, wenn es sich redlichen Menschen geöffnet hat. Wie muß aber erst das Bewußtseyn beseligen, immer nur für die Tugend und für die Ewigkeit gelebt zu haben! —

Vom 1. Nov. 1783.

— Wie konnte ich es doch, bey der Theilnahme die mir Ihre Briefe fortdauernd bewähren, so lange anstehn lassen, Ihnen zu melden, daß mir im Monat September die Freude ward, mit dem Herzog eine Reise in die Schweiz zu machen, und gerade in den Theil des Landes, den ich

bey zwey früheren Reisen nicht gesehn hatte. Der Rückweg ging über Zürich, wo mir das unendliche Glück ward, die respectable Fürstin Louise von Dessau kennen zu lernen. Gleich im ersten Augenblick sagte sie mir mit ihrer gewohnten Leutseligkeit, daß sie mit Ihnen zugleich bey dem Domherrn v. Rochow gewesen *), daß da auch von mir gesprochen sey, und daß sie mir, ohne mich zu kennen, ihre wohlwollende Theilnahme zugewendet habe. Unaussprechlich ward ich durch diese Versicherung, und daß auch Sie meiner in dem Umgange mit so würdigen Menschen gedacht, gerührt. Lange hatte ich keinen so glücklichen Tag gehabt.

Auch der lange genährte Wunsch, Lavater kennen zu lernen, ward mir an eben diesem Tage gewährt. Ich brachte schon den Vormittag fast zwey Stunden ganz allein bey ihm zu. Nachmittag begleitete er den Herzog und mich zu dem Fürsten von Dessau. Dann hörte ich eine Predigt von ihm. Auch den Abend verlebte ich in seinem eignen Hause, in der Gesellschaft seiner ganzen Familie und des fürstlichen Paars. — Fast wollte mich doch die Ungeduld und Eil, damit ich ihn aufgesucht hatte, unzufrieden mit mir machen. Ich ehre und achte ihn gewiß sehr hoch; aber doch fand ich ihn anders als ich ihn mir gedacht. Indeß soll mir ein Druck der Hand bey dem Abschiede sein Wohlwollen verbürgen. Die Fürstin von Dessau stand ihm freylich näher. Ich war Zeuge der gegenseitigen innigen Ergebenheit und wahren Hochachtung. Hätte ich mich selbst in solcher Gesellschaft würdiger gefühlt, so wäre freylich der Genuß reiner gewesen; so aber — doch ich will nicht wieder anfangen zu klagen.

Franciska von Hohenheim.

Vom

*) In demselben Jahre, wo der Herzog von Würtemberg Halle besucht hatte.

Vom Jahr 1786 *).

Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin, endlich das so lange gegebne Aergerniß, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat.

Wohl haben Sie mich oft, bey der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß, zu beruhigen gesucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen.

Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. — Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend schlug. Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb und wie gerecht noch itzt meine Thränen darüber fließen, auch nur Einem Menschen zum Anstoß geworden zu seyn. Für diesen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Trost, und keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu lassen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen. Sie wer-

*) S. oben S. 471 ff. Die erste Gemahlin des Herzogs war eine Brandenburg-Bayreuthsche Prinzessin und bereits 1750 gestorben. Beyde Ehen waren kinderlos. Der Herzog starb 1800.

den es mich nicht bereuen lassen. Es wird mir in einsamen Stunden ein Trost bleiben, zu wissen, daß ich fortdauernd auf Ihre Theilnahme rechnen darf. — —

Erbitten Sie mit mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreise noch so viel Gutes als möglich zu thun. Es ist mein ernster Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe. —

Franciska Herzogin von Würtemberg.

XXIII.

Antwortschreiben Sr. Maj. des Königs von Preußen auf die von der Universität Halle im August 1807 durch zwey nach Memel deputirte Professoren übergebene Vorstellung.

(S. oben S. 483.)

Se. Königl. Majestät von Preußen ertheilen dem Geheimen Rath Schmalz und dem Prof. Froriep, als Abgeordneten der Friedrichs-Universität, auf deren Eingabe vom 22sten vorigen Monats zum Bescheid, daß Allerhöchstdieselben mit dem ausgezeichneten und pflichtmäßigen Betragen sämmtlicher Mitglieder der genannten Universität in der verflossenen unglücklichen Zeit, eben so vollkommen zufrieden sind, als die Verdienste derselben überhaupt Ihnen unvergeßlich seyn werden. Se. Majestät würden in dieser Hinsicht, mit Vergnügen sämmtliche Lehrer an dieser berühmten hohen Schule, für die an deren Stelle in Berlin zu stiftende allge-

meine Lehranstalt berufen, wofern nicht die große Veränderung, die der Staat durch den Frieden zu Tilsit erlitten, jede mögliche Ersparniß nothwendig machte, und die in Berlin bereits vorhandenen Lehrinstitute und die dabey bereits angestellten zum Theil auch sehr geschickten und rühmlich bekannten Lehrer Allerhöchstdieselben bestimmten, sich auf eine Auswahl für die noch unbesetzten, oder nicht vollständig besetzten Fächer zu beschränken. Die Einrichtung dieser neuen Lehranstalt zu Berlin, ist dem Geheimen Kabinetsrath Beyme aufgetragen. An diesen werden daher auch die Abgeordneten der Friedrichsuniversität mit ihren ferneren Anträgen gewiesen. Uebrigens bleiben Se. Majestät den genannten Abgordneten und den sämmtlichen Mitgliedern der Universität zu Halle in Gnaden gewogen. Memel, den 3. Sept. 1807.

Friedrich Wilhelm.

An die Abgeordneten der Friedrichsuniversität
Geh. R. Schmalz u. Prof. Froriep allhier.

XXIV.

Bey der Rückkehr aus der Verbannung.

Auf dem Rhein den 28. Sept. 1807.

(S. oben S. 469.)

Ich nahe mich mit frohem Beben
Dir wieder, theures Vaterland,
Und mich durchströmt ein neues Leben,
Noch nie empfunden, nie gekannt.

Der Heimath eilt, des Zwangs entbunden,
Der freye Pilger wieder zu;
Was in der Fremd' er nie gefunden,
Giebt ihm das Haus zurück — die Ruh.

Seyd, holde Weste, mir gewogen
Und schwellet meine Segel an!
Erhebet euch, ihr grünen Wogen,
Zu säumend treibt mein Schiff hinan.
Verberget mir, ihr Felsenthürme,
Das fremde Land, das uns besiegt!
Verweht sein Jubellied, ihr Stürme,
Daß deutsche Freyheit unterliegt!

Ich eile über Thal und Hügel
Zurück ins väterliche Land;
Die Sehnsucht lößt der Rosse Zügel,
Blickt dahin, dahin unverwandt,
Wo sich viel theure Häupter drängen,
Die ich, die mich so lang' entbehrt,
An Brust und Arm mir wieder hängen,
Und jedes seinen Kuß begehrt.

Hab' ich noch einmal euch gefunden,
Vergess'' ich jeder Erdenmoth.
Die Liebe heilet alle Wunden,
Die Lieb' ist stärker als der Tod.
Wir wandeln fest von ihr umschlungen,
Getrost den Lebenspfad hinab,
Die Hoffnung hat den Lohn errungen,
Sie bleib' uns treu bis an das Grab.

XXV.

Schreiben des Staatsraths und Ministers Herrn von Beugnot,

an Herrn Prof. Voigtel, als Antwort auf dessen Empfehlung der Universitätsangelegenheiten.

(S. 485.)

Tous les raports parvenus sur votre compte, Monsieur, vous sont avantageux, et chacun de Nous personnellement voudrait pouvoir garantir l'existence de tous les établissement d'instruction publique de la Westphalie, et le bien être des savans qu'ils renferment. Le sort de l'université de Halle n'est pas encore décidé. Le Roïaume a fait des pertes dans quelques personnages distingués de l'université, qui ont passé a Berlin; mais je sais que ces pertes sont réparables et qu'il reste encore a Halle d'excellentes ressources. Dailleurs je connais aussi des Professeurs disposés a passer de Prusse en Westphalie. Dès que le Roi sera arrivé nous l'entretiendrons de ces objets, qui l'interesseront d'autant plus que Sa Majesté a le gout des lettres, et qu'il en sera un Protecteur éclairé. Mais jusquelà nous ne pouvons vous annoncer rien de positif. M. l'Intendant est autorisé a vous faire toucher votre traitement depuis le prem. Octobre. L'arriéré ne peut pas regarder Sa Majesté, et il faut vous adresser a M. l'Intendant Général a Berlin.

Jai recu un très bon Mémoire sur l'université. Vous pouvez donner a M. M. vos Collégues l'assurance, que je l'ai lu avec beaucoup d'attention et d'intéret. Il a eu pour moi cet attrait particulier, qu'il est écrit en langue francaise, et avec une pureté, qui serait honneur a un bon écrivain de mon pays.

Je vous prie, Monsieur, d'agréer l'assurance de ma considération distinguée.

Cassel, le 18. Nov. 1807. *Beugnot.*

XXVI.

Schreiben des vormaligen K. Preuß. geistlichen Ministers Herrn von Massow *)

an den Verfasser.

(S. oben S. 501.)

Zu einer Zeit, wo die glücklichsten Verhältnisse des preußischen Staats, seines hochverehrten Königs und seiner Bürger, in einen Zustand aufgelößt wurden, wovon in dieser Art die Geschichte kaum ein Beyspiel aufstellt; da muß man selbst das an sich Schmerzliche, aber relativ doch auch Beruhigende der kleineren Zwischenacte des großen Schauspieles schon als Trost ergreifen, und sich dessen freuen, was unter andern Umständen uns nur betrüben könnte. Das ist mein Fall bey der Trennung des preußischen Staatenvereins von so vielen Provinzen und Männern, die jenem einst so werth und nützlich waren. Theilnehmend fühlte ich mit tiefem Schmerz das Schicksal der Universität zu Halle und der dortigen Frankischen Stiftungen, besonders auch das, was E. H. persönlich dabey leiden und erfahren mußten. Da nun aber einmal ein höherer Rathschluß dieß über uns verhängt hatte, so suche und finde ich Beruhigung in den jenen

*) E. J. W. F. v. Massow trat nach des Minister v. Wöllners Entlassung 1798 in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Vorher war er 20 Jahr Präsident der Königl. Regierung (itzt Oberlandesgerichts) zu Stettin, und zeichnete sich durch die unbestechlichste Rechtschaffenheit, großen Geschäftsgeist, rastlose Thätigkeit, seltne Einfachheit und Anspruchlosigkeit, so wie durch stille Wohlthätigkeit aus. Als Staatsminister fehlte er vielleicht durch die Idee, das ganze Schulwesen des Landes zu sehr universalisiren zu wollen. Bey dem Einmarsch der Franzosen in Berlin, glaubte er, so wie mehrere der damaligen Minister, seinen Posten nicht verlassen zu dürfen, welches jedoch nach der damaligen Lage der Verhältnisse ihre Entlassung zur Folge haben mußte, ohne daß ihre persönliche Achtung darunter litt. Er starb zu Stettin im J. 1816.

Hallischen Anstalten unter der neuen Regierung eröffneten Aussichten ihrer wohlthätigen Fortdauer, und in der ehrenvollen Rolle, welche Ihnen dabey zugetheilt worden. Möchte doch dieß Sie für die mancherley Leiden der Vergangenheit entschädigen, und Ihre Zukunft nie durch unangenehme Ereignisse getrübt werden. Die Direction des Waisenhauses und Pädagogiums machte Ihnen allerdings die Trennung vom preußischen Staat zur nächsten Pflicht.

Sehr dankbar erkenne ich die mir in Ihrem geehrtesten Schreiben vom 18. Jan. geäußerten so wohlwollenden Gesinnungen. Bey allem äußeren Schein des Glücks, war meine Dienstlaufbahn mit mancherley bittern Gefühlen vermischt. Sie in der Art wie es geschehen ist zu enden, lag freylich, selbst unter den so schwierigen Zeitumständen, ganz außer meiner Erwartung. Ob ich gleich auf ansehnliche Verminderung des Amtseinkommens gefaßt war, so mußte doch die Entlassung nicht bloß meiner Person, sondern aller Minister bis auf Hrn. Schrötter, mich nothwendig erschüttern. Dennoch hat mich mein froher Sinn nicht verlassen. Ich lebe im Privatstande ruhiger und glücklicher, als in den 37 Dienstjahren, die ich treu und ausschließend meinem Beruf widmete. Ich bin aus einem für mich blühenden Wohlstande auf mein sehr geringes Privatvermögen, als den kleinen Rest des größtentheils im Dienst zugesetzten, eingeschränkt. Es wird dieß aber für meine wenigen persönlichen Bedürfnisse nach dem Maaß strenger Nothdurft hinreichen. Mein häusliches Glück, und das mir so werthe Andenken meiner treuen Amtsgehülfen, begleitet mich in meine Eingezogenheit. Bisher lebte und suchte ich zu wirken nur für Andre. Jetzt öffnet sich mir im 58sten Lebensjahre, am Abend des Lebens, eine andre Laufbahn, die mehr Selbstgenuß im Umgange mit den Wissenschaften, gewähren wird. Sie ist freylich für den Staat nutzlos; doch wie wenig war es beym besten Willen auch die vorige. Aber für mein geistiges Ich soll sie mir wie ich sicher hoffe reiche Früchte tragen. Ich besorgte anfänglich lange Weile, allein dieß fürchterlichste Uebel der Erde, hat mich bisher unberührt gelassen. Daneben halte ich

mich an den besten Trost für uns kurzsichtige Sterbliche, daß nichts geschieht ohne eine höhere Leitung. Ist es in der Seele ruhig, so wird auch die höchste Prüfung leicht zu ertragen. Vielleicht endet der dem Anschein nach strenge Regierer aller Dinge, alle Leiden und Trübsal, die unser Vaterland drücken, eben so schnell als er sie über uns verhängte.

Meine späte Antwort ist durch eine mehrwöchentliche Abwesenheit von hier verzögert. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Andenkens, und versichere Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Berlin, den 1. März 1808.

Massow.

Nachtrag
zu S. 196 ff.
über die Prinzessin Lamballe.

Ich erhalte so eben die Memoires relatifs a la famille Royale de France, à Paris 1826, welche die Verfasserin Ms. Hyde, die sich ganz fälschlich für eine Vertraute und Kammerfrau der Prinzessin Lamballe ausgiebt, aus einem eigenhändigen Tagebuch der letztern geschöpft haben und auch ins Deutsche übersetzen will. Ich kann nicht unterlassen, im Voraus vor diesem Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit zu warnen, wie es bereits mehrere französische Journale gethan haben. Das Journal des debats nennt die Schrift un assemblage de faits mensongers, et d'un ton entièrement étranger a cette Princesse. — Auch hat man nie von einem Tagebuch der Prinzessin etwas gehört, und wenn gleich vieles zu ihrem Lobe gesagt wird, so sind doch mehrere Züge ihrem so anerkannten Charakter ganz zuwider, und dessen ganz unwürdig.

Halle, gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

Kurzer Bericht
von dem
Königlichen Pädagogium zu Halle
einer
Lehr- und Erziehungsanstalt für Söhne aus wohlhabenden und gebildeten Ständen.

Vorwort.

Da diese Schrift auch wohl in die Hände von Vätern und Müttern kommt, die sich über die Wahl einer Schul- und Erziehungsanstalt für ihre Söhne noch nicht entschieden haben, so dürfte es diesen nicht unerwünscht seyn, auch hier eine kurze Uebersicht als Auszug eines noch vollständigeren Berichts über das Königl. Pädagogium, 1824 (welcher in der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen und durch alle Buchhandlungen für 4 Gr. zu erhalten ist) zu finden. Da mich eine mehr als vierzigjährige Leitung dieser Anstalt, der ich selbst meine erste Bildung verdanke, mit ihr so eng verbindet, daß das Interesse daran nur mit meinem Leben verlöschen kann, und da sie so glücklich ist, in dem zeitigen Mitdirector und Inspector derselben, Hrn. Prof. Jacobs, einen eben so geschickten als treuen Aufseher zu haben, so wünsche ich um so mehr, sie fortdauernd in dem öffentlichen Vertrauen erhalten zu sehen. Neben dem Plan des Unterrichts und der inneren Einrichtung, wird die Uebersicht es zugleich klar machen, wie ungegründet der Vorwurf ist, daß sie einen zu großen Aufwand erfordre, da doch am Tage liegt, daß

selbst manche Anstalten, die in dem Rufe der Wohlfeilheit stehen, denen welche keine Freystellen darin haben, bey weitem mehr kosten; daß namentlich Privatpensionen, oder Schulen, auf denen Auswärtige außer den Schulstunden in der Stadt zerstreut und ohne alle Aufsicht wohnen, weit kostbarer sind. Es würde daher nur die Schuld der Eltern seyn, wenn sie durch unnöthige Bewilligungen und zu große Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder selbst größere Kosten veranlaßten, als nach den unten angegebenen Sätzen erfordert werden. Da die Anstalt selbst keine eignen Fonds hat, so kann ihr allerdings die Zufriedenheit der Eltern und Vormünder nicht gleichgültig seyn; wir glauben aber diese nicht besser erhalten zu können, als durch die Entfernung jedes Luxus und frühe Gewöhnung zur Sparsamkeit.

Das Königl. Pädagogium macht einen Theil der Stiftungen des unvergeßlichen Aug. Herm. Franke aus, und hat sich, bey allem Wechsel der Erziehungs- und Lehrmethoden, nun schon über ein Jahrhundert das öffentliche Zutrauen erhalten und über 3000 Zöglinge aus allen Ländern aufgenommen.

Bey dem Unterricht ist der Hauptzweck, gründliche Kenntnisse, nicht ein oberflächliches Wissen, zu befördern; Alles was getrieben wird nach einer festen Methode zu treiben, und frühzeitig an regelmäßige Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Die Gegenstände des Unterrichts umfassen Alles, was jungen Leuten, welchen man eine höhere Bildung zu geben und welche man für die mannichfaltigen Berufsarten gründlich vorzubereiten wünscht, zu wissen nöthig ist. Da der größte Theil der Zöglinge sich dem Studiren widmet, so machen die Humaniora selbst, theils die alten und neuen Sprachen, theils die Hülfswissenschaften, den wichtigsten Theil aus. Namentlich wird methodisch gelehrt:

I. Von Sprachen:

1) Die Muttersprache in 6 Classen; 2) die lateinische in 6—8; 3) die griechische in 4—5 Classen; 4) die französische in 6 Classen. — Für die engli-

sche und italienische ist Gelegenheit zum Privatunterricht, so wie für junge Theologen zum Hebräischen.

II. Von Wissenschaften:

1) Christlicher Religionsunterricht in 5 Abtheilungen, verbunden mit steter Lesung der heil. Schriften; 2) Arithmetik, Mathematik, Physik in 6 Classen; 3) alte und neue Geographie, desgleichen 4) alte und neue Geschichte in 6 Abtheilungen; 5) Theorie und Praxis des deutschen Styls, und 6) von den elementarischen Kenntnissen der Natur, so viel als für die Schule gehört.

III. Von mechanischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten: das Schönschreiben — Zeichnen — Musik — Tanzen — Drechseln — Reiten.

Die Tagsordnung ist folgende:

Morgens ¾ auf 6 Aufstehn. Ankleiden. Gemeinschaftliches Morgengebet. 7—11. öffentliche Lehrstunden mit kurzen Pausen. 11—12. Freystunde. Tanzen. Drechseln. Musik. 12—1. Mittagsessen. 1—2. Freystunde. 2—4. öffentliche Lehrstunden. 5—7. Privatstudirstunden. 7—½8. Abendessen. — Vergnügungsstunden und Spatzierenführen nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Sonnabend Abend gemeinschaftliche Abendandacht.

Ein Theil des Sonntags ist dem Besuch des Gottesdienstes gewidmet. Jeder kann sich zu der Kirche seiner Confession halten.

In Winterabenden werden zuweilen Declamationsübungen angestellt, und mit Abendgesellschaften gebildeter Familien verbunden.

Für die körperliche Gesundheit wird durch Diät, Bewegung, gymnastische Uebungen, und in Krankheitsfällen durch treue ärztliche Pflege und Wartung Sorge getragen.

Die Zöglinge wohnen und schlafen zu 3 und 4 in hinlänglich geräumigen Stuben und Kammern unter der Aufsicht der Lehrer, an welche sie speciell gewiesen sind. Die Bildung des Charakters und der Sitten durch religiöse und moralische Mittel, namentlich wöchentliche und vierteljährige den Eltern zukommende Censuren, ist nächst dem Unterrichte Hauptzweck der Anstalt.

Die Unkosten sind theils feststehende, theils veränderliche. Zu den ersten gehört:

1) Alles, was an die Anstalt für Unterricht, Aufsicht, Wohnung, Feuerung, Licht, Aufwartung gezahlt wird. Dieß beträgt vierteljährig 5 Louisd'or, oder jährlich 100 Rthlr. in Golde.

2) Der Mittags- und Abendtisch nach 2 Abtheilungen, wobey die Wahl den Eltern freysteht. In der ersten werden quartaliter 29 Rthlr. 4 Gr.; in der zweyten 22 Rthlr. 18 Gr., oder jährlich resp. 116 Rthlr. 16 Gr. oder 91 Rthlr. entrichtet.

Zu den veränderlichen gehört die Kleidung, Wäsche, das Taschengeld für Frühstück u. s. w. (wöchentlich zu 10 bis 16 Gr.), die Schulbücher und Geräthschaften, Privatstunden u. a.

Am liebsten sieht man, wenn hierüber der Wille der Eltern theils bestimmt ausgesprochen, theils so viel als möglich das Nothwendige vom Hause aus besorgt wird. Doch wird man stets bereit seyn, den Wünschen der Eltern und Angehörigen auch hierin zu genügen, und kann man versichern, daß wenn die Kosten nicht durch Privatstunden, welche, außer in Musik, selten nöthig sind, zu sehr erhöht werden, der gesammte jährliche Aufwand, Alles in Allem gerechnet, mit 320—350 Rthlr. füglich bestritten werden kann.

Die beste Zeit des Eintritts ist Ostern und Michaelis; erforderlichen Falls auch Neujahr und Johannis. Das beste Alter ist zwischen 10—14 Jahren. Doch werden auch Aeltere Versäumtes nachholen und sich in den obern Classen für die Universität oder andre Bestimmungen zweckmäßig vorbereiten können.

Eltern, welche uns ihre Kinder bestimmen, wollen sich ferner vertrauensvoll zunächst an den zeitigen Mitdirector und Inspector des Pädagogiums, Herrn Prof. Jacobs, wenden, und der treuen Fürsorge für sie gewiß seyn.

Dr. A. H. Niemeyer,

Canzler und Professor der Universität und Director des Königl. Pädagogiums.

Folgende Schriften
des Herrn Verfassers der
Beobachtungen auf Reisen
in und außer Deutschland
sind außer vielen kleineren Abhandlungen
und Gelegenheitsschriften
in unserm Verlage zu finden.

Feyerstunden während des Krieges. Versuche über religiöse Ansicht der Zeitbegebenheiten. 2te verm. Aufl., 8. 1809. geh. 1 Rthlr.

Geistliche Lieder, Oratorien und vermischte Gedichte, nebst Aphorismen über geistliche Lieder und Oratorien, 2te Ausgabe. Schreibpapier gr. 8. 1818. 2 Rthlr.

Dasselbe auf Druckp. gr. 8. 1818. 1 Rthlr. 12 Gr.

— auf ord. Druckp., wohlf. Aufl. 1820. 18 Gr.

Handbuch für christl. Religionslehrer, 1ster Theil, populäre u. praktische Theologie, 6te verb. Aufl. gr. 8. 1823. 1 Rthlr. 16 Gr.

Desselben 2ter Theil, enthaltend Homiletik, Pastoralwissenschaft und Liturgik, 5te verb. Aufl. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 4 Gr.

Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christl. Predigtamts, gr. 8. 1803. 14 Gr.

Briefe an christliche Religionslehrer, 1 — 3te Samml. in 2 Theilen, 2te Aufl. gr. 8. 1803. 2 Rthlr.

Lehrbuch für die obern Religionsclassen in Gelehrtenschulen, 14te mit einer Auswahl griechischer Schriftstellen vermehrte Aufl. gr. 8. 1825. 16 Gr.

Erläuternde Anmerkungen und Zusätze zu dem Lehrbuch für die oberen Religionsclassen gelehrter Schulen. Zum Gebrauch der Lehrer, nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts, 4te Aufl. gr. 8. 1822. 1 Rthlr.

Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Erzieher, 8te verb. und verm. Aufl. 3 Theile. gr. 8. 1824. 1825. 5 Rthlr. 12 Gr.

Ueber die Organisation öffentlicher Schulen u. Erziehungsanstalten, 3te verb. Aufl. gr. 8. 1819. 1 Rthlr.
(Aus der 7. Aufl. d. Grunds. d. Erzieh. besonders abgedruckt.)

Leitfaden der Pädagogik und Didaktik. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, für künftige Hauslehrer und Schulmänner, 2te verb. Aufl. gr. 8. 1814. 9 Gr.

Ueber Pestalozzis Grundsätze und Methoden. gr. 8. 1810. 12 Gr.
(Aus d. 6. Aufl. d. Grunds. d. Erzieh. besonders abgedruckt.)

Philipp Melanchthon, als Praeceptor Germaniae. Einladungsschrift zur Säcularfeyer der Reformation in den vereinigten Hauptschulen und dem Königl. Pädagogium zu Halle am 10. November 1817. Mit Melanchthons Bildniß. gr. 8. 1817. geh. 4 Gr.

Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Für pädagogische und philologische Seminarien und als Beylage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts herausgegeben. gr. 8. 1813. 1 Rthlr.

Leben, Charakter und Verdienste D. J. A. Nösselts. Nebst einer Sammlung einiger zum Theil ungedruckten Aufsätze, Briefe und Fragmente. gr. 8. 1809. 1 Rthlr. 16 Gr.

Gesangbuch f. höhere Schulen u. Erziehungsanstalten, 10te mit Uebungen der Andacht verm. Aufl. 8. 1825. 12 Gr.

Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen am Morgen u. Abend, an Communiontagen und bey andern feyerl. Gelegenheiten, 8. 1800. 4 Gr.

Akademische Predigten und Reden, vorzüglich bey feyerlichen Veranlassungen. Nebst einer kirchenhistorischen Abhandlung über den Einfluß der Hallischen Universität auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert, gr. 8. 1819. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Reden an Jünglinge über religiöse und moralische Gegenstände. Gehalten vor den Zöglingen des Königlichen Pädagogiums. Vermehrte Aufl., 8. 1794 12 Gr.

Bibliothek für Prediger und Freunde der theologischen Literatur. Neu bearbeitet und fortgesetzt von D. A. H. Niemeyer und H. B. Wagnitz.

1r u. 2r Th., gr. 8. 1796. 1797. à 1 Rthlr. 4 Gr. 2 Rthlr. 8 Gr.

3r Theil, gr. 8. 1798. 1 Rthlr. 8 Gr.

4r Theil, gr. 8. 1812. 1 Rthlr. 16 Gr.

Alle 4 Theile 5 Rthlr. 8 Gr.

Letzterer auch unter dem Titel:

Neueste Bibliothek für Prediger und Freunde der theologischen Literatur, enthaltend die Schriften von 1796 bis 1810. 1 Rthlr. 16 Gr.

Antiwilibald. Vertheidigung der wissenschaftlichen Lehrmethode der Theologie auf deutschen Universitäten gegen harte Anklagen und scheinbare Einwürfe. gr. 8. 1825. geh. 9 Gr.

Epicedien. Dem Andenken des Consistorialraths, Doctors und Professors der Theologie, Georg Christian Knapp, gewidmet. gr. 8. 1825. geh. 12 Gr.

De Evangelistarum in narrando J. Christi in vitam reditu dissensione variisque veterum ecclesiae doctorum in ea dijudicanda et componenda studiis. 4 maj. 1824. geh. 6 Gr.

Eine Abhandlung, über die hohe Wichtigkeit und beste Methode des Studiums der Kirchengeschichte für praktische Religionslehrer, steht vor Fuhrmanns kirchenhistorischem Wörterbuch, von dem der 1ste Theil erschienen ist (2 Rthlr. 12 Gr.), und noch 2 Theile folgen werden.

Die Charakteristik der Bibel 1—5r Th. 1794. 1795. (7 Rthlr. 12 Gr.)

Philotas zur Beruhigung und Belehrung der Leidenden und Freunde der Leidenden. 1r—3r Theil. 1808. (2 Rthlr. 8 Gr.) und

Timotheus zur Erweckung und Beförderung der Andacht. 3 Abtheil. gr. 8. 1789. 1790. 1 Rthlr. 10 Gr.

Diese drey letztern Werke sind zwar in anderm Verlag erschienen, aber ebenfalls, so wie ein besondrer

Catalog von der immer vollständiger werdenden Sammlung der Schulausgaben classischer Autoren, und vieler andern Schulschriften zu erhalten durch die

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

474
417